Heute auf Seite 3: Künstler im Sturm der Zeit

Das Ostpreußenblatt

Organ der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Jahrgang 23 / Folge 52

2 Hamburg 13, Parkallee 84 / Weihnachten 1972

C 5524 C

Deutschland ist da, wo tapfere Herzen sind

Wir dürfen uns nicht in die Gleichgültigkeit treiben und uns das Bekenntnis zum unteilbaren Vaterland nicht abkaufen lassen

H. W. — *Die Hast des Alltags, der sich gerade die Redaktion einer Zeitung nicht zu entziehen vermag, zwingt oft zu schnellen Entscheidungen. So mag denn hin und wieder auf der Titelseite unserer Zeitung ein Bild veröffentlicht worden sein, das nicht den ungeteilten Beifall aller Leser finden konnte. Wir sind offen genug darüber zu reden. Wir kennen die zahlreichen Briefe empörter Leser: sie wollen dieses oder jenes Gesicht einfach nicht mehr sehen! Bei allem Verständnis für Ärger und Verbitterung gegenüber jenen Politikern, die nach der Meinung eines großen Teiles unseres Volkes und der heimatvertriebenen Mitbürger eine Politik betreiben, von der man sagen darf, daß sie schwerlich zu einem gerechten Frieden führen kann, möchten wir meinen, daß es schwerlich möglich ist, ein Thema, an dem etwa Herr Bahr beteiligt ist, mit dem Foto des Großen Kurfürsten zu illustrieren. Wir glauben, uns hier ausreichend verständlich gemacht zu haben.*

Gerade weil wir wissen, daß die Leser unsere Zeitung genau studieren, haben wir uns eingehend überlegt, welches Bild wir diesmal auf der ersten Seite bringen sollten. Sicherlich, es gibt in unserem Archiv eine große Anzahl weihnachtlicher Motive. Ostpreußen, Städte und kleine Dörfer, ohne und meist mit Schnee. Unabhängig aber davon, daß die „Wetterfrösche" für dieses Jahr „grüne Weihnachten" signalisierten, haben wir bewußt auf traditionelle Weihnachtsbilder mit viel Schnee und Lichterbaum — liebgewordene Erinnerungen an eine weit zurückliegende Zeit — verzichtet. Statt dessen haben wir als Titelbild für diese letzte Ausgabe im Jahre 1972 ein Foto der Luisenbrücke in Tilsit gewählt: jener Brücke, die im Jahre 1907 eingeweiht wurde als eine imposante Konstruktion, die mit einer Länge von 416 Meterr die Memel überspannte. Nach dem Ersten Weltkrieg verlief genau in der Mitte der Brücke die Grenze zu dem neugeschaffenen litauischen Staat.



Die Luisenbrücke in Tilsit

Foto Ruth Hallensleben

Brücke der Hoffnung

Weshalb wir das Bild dieser Brücke wählten? Nun, diese Brücke trägt den Namen jener preußischen Königin Luise, die am 6. Juli 1807 — also 100 Jahre vor der Einweihung der Brücke — in Tilsit mit Napoleon I. zusammentraf, der zu dieser Zeit noch als der Herr über Europa bezeichnet werden konnte. Die Königin wie ihr Gemahl, Friedrich Wilhelm III., haben sich in Tilsit bei der Begegnung mit dem Kaiser von Frankreich für das geschlagene Preußen eingesetzt. Wenn Napoleon auf die Durchführung ursprünglicher Pläne verzichtete, so waren hierfür andere politische Planungen entscheidend. Das aber schmälert nicht das Verdienst jener preußischen Königin, deren Namen die Luisenbrücke in Tilsit trägt.

Bereits 10 Jahre nach der Einweihung dieser Brücke über die Memel, im Jahre 1917, siegte in Rußland der Bolschewismus und weitere 28 Jahre später, im Frühjahr 1945, schickte Josef Stalin sich an, dieses alte preußisch-deutsche Land in den Machtbereich der Sowjetunion einzugliedern.

Im Schloß Cäcilienhof bei Potsdam, dem Sitz des letzten Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen, saßen im Sommer 1945 mit Josef Stalin die Staatsmänner der westlichen Großmächte am Tisch und im Zuge der von ihnen konzipierten Politik wurde durch ein Kontrollratsgesetz das Land Preußen für aufgelöst erklärt. Eine der wenigen „Leistungen", bei denen West und Ost Einigkeit demonstrierten.

Das geschlagene Deutschland, dessen Bürger darauf gehofft hatten, nach den Jahren der Diktatur nun wirklich im Schutz einer freiheitlichen Demokratie leben zu können, wurden, wenigstens was die Menschen in Mitteldeutschland anging, bitter enttäuscht. Aus der von Moskau eingeflogenen „Gruppe Ulbricht" entwickelte sich unter dem Schutz der sowjetischen Militärmacht ein kommunistisches System auf deutschem Boden. Der deutsche Osten — und damit auch Ostpreußen — wurde dem polnischen Staat zur Verwaltung übergeben. Abgesehen von dem nördlichen Ostpreußen, das sich die Sowjetunion als Region Kaliningrad aneignete.

Über mehr als zwei Jahrzehnte hat die im freien Teil Deutschlands demokratisch gewählte Volksvertretung und haben die Bundesregierungen sich nicht bereit erklärt, den kommunistischen Forderungen entsprechend die „Realitäten" anzuerkennen und einer Zweiteilung Deutschlands und der Abtretung des deutschen Ostens zuzustimmen. „Kerkermeister unseres Volkes", so nannte selbst Willy Brandt noch das kommunistische Regime auf deutschem Boden. Allerdings zu einer Zeit, da er noch nicht Kanzler der Bundesrepublik Deutschland, wohl aber Regierender Bürgermeister von Berlin war.

Sollten wir hier und heute noch einmal wiederholen, was wir in den letzten Jahren immer wieder gesagt und belegt haben: es hat sich in Mitteldeutschland ebensowenig geändert wie an den grundsätzlichen Zielen des Kommunismus und der sowjetischen Politik.

Eine entscheidende Weichenstellung hat sich jedoch bei uns in den letzten drei Jahren vollzogen: die sozialliberale Regierung Brandt/Scheel hat im Moskauer Vertrag den Forderungen der Sowjetunion nach Anerkennung der „Realitäten" entsprochen. Damit wurde jene Linie aufgegeben, nach der es oberstes Ziel der bundesdeutschen Politik bleiben muß, für eine Wiedervereinigung in Freiheit einzutreten und Selbstbestimmung auch für das deutsche Volk zu fordern. Nachdem der Vertrag von Moskau unterzeichnet war, folgte der Vertrag von Warschau und in diesen Tagen setzte Egon Bahr seine Unterschrift unter den Grundvertrag mit der „DDR" und verpflichtete damit die Bundesrepublik Deutschland zur Anerkennung eines zweiten deutschen Staates. Mit all den bitteren Folgen, die sich im Verlaufe der nächsten Jahre ergeben werden.

Dabei müssen wir davon ausgehen, daß diese Anerkennung der „DDR" keineswegs als ein Abschluß der innerdeutschen Entwicklung anzusehen ist. Vielmehr können wir damit rechnen, daß, nachdem der Wille zur Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit bereits zu einem Lippenbekenntnis herabgesunken war, er nach dem jetzt geschlossenen Grundvertrag schwerlich noch als ein ernsthaft angestrebtes Ziel vorgegeben werden kann. Wenn wir aber diesen Wiedervereinigungsanspruch aufgeben, dann wird er ganz zwangsläufig von der „DDR" erhoben werden. Schon seit Jahren läßt Ost-Berlin auch keinen Zweifel daran, daß man dort eine Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse in der Bundesrepublik als die Voraussetzung für ein Zusammenwachsen der beiden Teile Deutschlands ansieht. Wir kennen die Kräfte im (vorwiegend) vorparlamentarischen Raum der Bundesrepublik, die sich offen und unbehindert dafür einsetzen, daß die Bundesrepublik, dieses „dreckige und miese Nest, in dem sich nicht zu leben lohnt", ausgemistet wird.

Das alles sind sicherlich wenig erfreuliche Dinge. Aber wir finden, trotz allem sollten wir in dieser Stunde und angesichts solcher Lage nicht resignieren. Als Preußens Königin Luise in Tilsit mit Napoleon zusammentraf, geschah das in einer für Preußen dunklen Stunde. Weit und breit war kein Zeichen eines Wandels zu erkennen. Doch schon Heraklit sagte: „Alles fließt." Und so ist es in der Tat. Nichts hat dauernden Bestand! Nur die Kleingläubigen kapitulieren vor der Ungunst der Stunde. Es wäre sicherlich vermessen und sträflich leichtfertig zugleich, wollten wir heute die Fata Morgana einer besseren Zukunft malen. Dazu besteht keinerlei Veranlassung.

Uns ist auch in solcher Zeit weder mit Pathetik noch mit Prophetie geholfen. Wir sollten vielmehr — nüchtern und klar — wissen, daß unser deutsches Schicksal dann endgültig besiegelt ist, wenn deutsche Patrioten darauf verzichten, Recht, Freiheit und Selbstbestimmung auch für die Deutschen zu fordern. Niemand sollte sich darauf verlassen, daß sich irgendwo in der Welt jemand findet, der die eigenen hinter die deutschen Interessen zurückstellen würde.

Auch andere Völker haben dunkle Epochen ihrer Geschichte erlebt. Und sie haben sie zu überwinden gewußt. Entscheidend scheint uns heute, daß wir uns nicht in die Gleichgültigkeit treiben und uns das Bekenntnis zum unteilbaren Vaterland nicht abkaufen lassen. Gerade die Ostpreußen haben sich stets als ein harter und unbeugsamer Menschenschlag erwiesen. Gerade sie sollten in einer Zeit, da billige Anpassung als staatsmännische Leistung ausgegeben wird, ihr ganzes Gewicht für die Gemeinschaft unseres Volkes einsetzen, getreu Huttens Wort, daß Deutschland da ist, wo tapfere Herzen sind.



NEUES AUS BONN

Bonner Beobachter sprechen von einem möglichen Rückzug von Franz Josef Strauß in die bayrische Politik. Strauß wolle nicht auf eine Zeit nach 1980 planen, in Bayern dagegen könnte er als Ministerpräsident „Politik machen". Wenngleich es auch in der CDU Stimmen gibt, die eine solche Lösung begrüßen würden, wird allgemein doch entgegengehalten, daß ein „Absetzen" von Bonn ein echter Verlust für die CDU/CSU-Bundestagsfraktion darstellen werde. Allerdings räumt man in Bonn ein, daß Strauß im Hinblick auf die nächsten Landtagswahlen sicherlich in Bayern einen Schwerpunkt seiner politischen Arbeit sehen wird.



Foto: dpa

Frau Annemarie Renger (53), langjährige Sekretärin des verstorbenen SPD-Vorsitzenden und Bundestagsabgeordnetewurde am 13. 12. in Bonn zur Präsidentin des 7. Deutschen Bundestags gewählt. Frau Renger erhielt 438 von 516 Stimmen; 45 Abgeordnete stimmten mit Nein und 30 enthielten sich der Stimme.

Nach dem jetzt bekanntgewordenen Boykott des Landesbezirks Nordrhein-Westfalen der IG Druck und Papier gegenüber einem Kölner Geschäftsmann, der sich im Wahlkampf für die CDU ausgesprochen hatte, befürchten politische Beobachter weitere „Boykott-Maßnahmen". Von einer solchen Maßnahme bis zum offenen Aufruf, bei CDU-freundlichen Geschäftsleuten nicht mehr zu kaufen, ist kein weiter Weg. Man ist befremdet darüber, daß sich die SPD zu diesem Vorgang noch nicht geäußert hat.

Aus der Tatsache, daß eigentumspolitische Fragen bei den Koalitionsverhandlungen kaum eine Rolle gespielt haben, schließen politische Beobachter, daß SPD und FDP in diesen Fragen einig sind. Vor allem hinsichtlich des Bodenrechts sind keine Schwierigkeiten zwischen den Koalitionspartnern zu erwarten.

Der Termin des nächsten CDU-Parteitages wird zur Zeit innerhalb der Partei lebhaft diskutiert. Dabei gehen die Meinungen weit auseinander. Man rechnet damit, daß bei der Klausurtagung im Januar die Entscheidung über den Termin des Parteitags fällt. Im Anschluß an diese Tagung dürfte sich herausstellen, wer für das Amt des Parteivorsitzenden kandidiert.

Die Preise für Nahrungsmittel sind im Monat November gegenüber dem Vormonat um 0,6 Prozent gestiegen und lagen um 7,9 Prozent höher als vor einem Jahr. Nach Angaben des Bundeslandwirtschaftsministeriums waren gegenüber dem Vorjahr vor allem erntеabhängige Produkte teurer.

Einem Bericht der polnischen Agentur PAP zufolge wurde in Hamburg von Politikern, Kommunalpolitikern und Gewerkschaftsfunktionären eine „deutsch-polnische Gesellschaft" gegründet, deren Ziel es ist, auf der Grundlage des Warschauer Vertrages der „Revision der Vorstellungen vom modernen Polen zu dienen." Neben SPD- und FDP-Repräsentanten des Senats und der Senatsfraktionen haben auch der ostpreußische Schriftsteller Siegfried Lenz und der Historiker Prof. Immanuel Geiß den ersten Appell der Gesellschaft unterzeichnet. Eine Attacke gegen die „vorhandenen Schulbücher" wird als erster konkreter Gesichtspunkt erwähnt. Trybuna Ludu hat die Hamburger Gründung begeistert begrüßt.

Die Deutsche Jugend des Ostens bleibt weiterhin Mitglied des Deutschen Jugendringes. Auf der 42. Vollversammlung der Dachorganisation der Jugendverbände hat ein die DJO betreffender Ausschlußantrag nicht die erforderliche Mehrheit gefunden. Auch der Beirat für Vertriebenen- und Flüchtlingsfragen beim SPD-Parteivorstand hat das Verbleiben der DJO im Bundesjugendring begrüßt. Die weitere aktive Mitarbeit der DJO im Bundesjugendring müsse von jeglicher Diskriminierung frei sein.

In einer noch mit „geheim" gekennzeichneten Kabinettsvorlage bereitete das Finanzministerium dem Bundesrat eine klare Absage. Die Forderungen der Ländervertretung bezüglich des Haushalts 1972 werden nicht erfüllt. Die Opposition sieht in der bevorstehenden Haushaltsdebatte in der nächsten Woche eine erste Kraftprobe. Es steht zu erwarten, daß Oppositionsführer Barzel das in den Wahlen verlorene Profil seiner Partei wieder aufpolieren will.

Wie aus Prag zu hören ist, würde Parteichef Husak es gern sehen, wenn Bundeskanzler Brandt im Frühjahr 1973 zum Staatsbesuch in die Tschechoslowakei kommen würde. Bis dahin hofft man die Normalisierung der Beziehungen zwischen Bonn und Prag soweit vorangebracht zu haben, daß Brandt mit der Vertragsunterzeichnung in Prag den Neubeginn bewußt machen könnte. In Verbindung mit der Normalisierung macht sich die CSSR sehr große Hoffnungen auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Kooperationen und hofft auf eine Belebung des Handelsaustausches.

Die sowjetische Ost-West-Bank in Frankfurt/Main hat für 1973 große Pläne. Sie will von ihrem jetzigen Sitz an der Bockenheimer Landstraße in einen Hochhausneubau am Eschersheimer Turm übersiedeln und ihren Personalapparat verachtfachen.

Grundvertrag:

Karlsruhe muß angerufen werden

Die Ablehnung der Union allein kann nicht genügen

Bonn — Nachdem die von der CDU eingesetzte Grundvertragskommission unter Leitung von Dr. Marx MdB ihre Beratungen über den Grundvertrag „im Grundsatz und im Detail" abgeschlossen hat, hat die Kommission der Bundestagsfraktion empfohlen, dem Grundvertrag nicht zuzustimmen. Daraufhin hat die CDU/CSU-Opposition diesmal wirklich zügiger gehandelt und die Ablehnung des Grundvertrages mit der „DDR" beschlossen. Gegen fünf Stimmen bei einer Enthaltung beauftragte die Fraktion eine Sonderkommission, die Begründung der Ablehnung auszuarbeiten und der Fraktion vorzulegen. Die Stellungnahme der Opposition soll noch vor der Unterzeichnung des Grundvertrages am 21. Dezember fertiggestellt sein.

Gegen den Beschluß der Fraktion stimmten die beiden CDU-Abgeordneten Walter Leisler-Kiep und Norbert Blüm, die sich dafür aussprachen, eine endgültige Entscheidung noch offenzuhalten. Die Stimmenthaltung kam von dem Hamburger CDU-Abgeordneten Dietrich Rollmann.

Soweit heute zu übersehen, wird Oppositionsführer Barzel auf die Regierungserklärung des Bundeskanzlers kurz antworten und dabei das „Nein" der Opposition zum Grundvertrag begründen. Nach Bonner Informationen macht die CDU/CSU nachstehende Argumente geltend:

1. Aus der Tatsache, daß in Zukunft zwei deutsche Staaten als Völkerrechtssubjekt in der UNO Sitz und Stimme haben, werde der Grundvertrag in vielen Teilen der Welt als Teilungsvertrag verstanden angesehen.

2. Durch den Grundvertrag sei der Deutschlandvertrag aus dem Jahre 1955 ausgehöhlt worden.

3. Die deutsche Frage sei nicht mehr dem Grundgesetz entsprechend offengehalten worden.

4. Die mit dem Grundvertrag verbundenen menschlichen Erleichterungen seien nicht in ausreichender Weise verbindlich festgelegt worden.

Bereits vorher hatte der frühere Vertriebenenminister Gradl verlangt, „im Interesse aller Deutschen" die Unterzeichnung des Grundvertrages zu verschieben. Es sei dokumentarisch offenbar geworden, daß Ost-Berlin die menschlichen Begegnungen zu drosseln suche. Staatssekretär Bahr scheint jedoch entschlossen zu sein, wie vorgesehen, den Vertrag am 21. Dezember in Ost-Berlin zu unterzeichnen. Unbeschadet der Einschüchterungsversuche, die ganz zweifelsohne „DDR"-Bürgern gegenüber begangen wurden. In Bonn macht man in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, daß es der Bundesregierung nicht gelungen sei, im Verkehrsvertrag mit der „DDR" genügend rechtsverbindliche Vorschriften einzubauen. In diesem Zusammenhang wird auf ein Antwortschreiben des Staatssekretärs Bahr auf die Beschwerde eines Bürgermeisters aus dem Grenzbezirk Lauenburg-Süd hingewiesen, dem der Besuch seiner im Sterben befindlichen 86jährigen Mutter in Wittenberge nicht erlaubt worden war.

In diesem Antwortschreiben Bahrs an den Bürgermeister heißt es:

„Die Bundesregierung geht davon aus, daß Reisegenehmigungen in der Regel erteilt werden, wenn die in den ‚DDR'-Vorschriften genannten Voraussetzungen vorliegen. Doch wird es in Einzelfällen, selbst wenn die Voraussetzungen erfüllt sind, auch zu Ablehnungen kommen, da nach den Anordnungen der ‚DDR' die Genehmigung erteilt werden kann, aber nicht muß.

Die Bundesregierung hat auf die Entscheidung der ‚DDR'-Behörden leider keinen Einfluß."

Hierzu heißt es aus Schleswig-Holstein, in diesem Eingeständnis Bahrs müsse die Bestätigung für die berechtigte Kritik an dem Verkehrsvertrag gesehen werden. In Ost-Berlin dagegen ist man an einer schnellen Unterzeichnung aus dem Grunde interessiert, weil man verhindern will, daß die Frage der Verfassungskonformität geprüft wird und Bonn dann eventuell an einer Zweidrittelmehrheit nicht vorbeikommen würde. Ein unterzeichneter Vertrag aber würde selbst dann, wenn das Verfassungsgericht gegen ihn entscheiden würde, schwerlich rückgängig gemacht werden können. In Bonner politischen Kreisen wird deshalb die Frage gestellt, weshalb die Unionsparteien zwar dem Vertrag ihre Zustimmung versagen wollen, weshalb sie aber nicht bereit sind, sofort das Bundesverfassungsgericht anzurufen. Auf diese Weise würde es der Regierung jetzt möglich sein, am Grundgesetz vorbei zu manövrieren. Die Ablehnung der Unionsparteien erscheint nur dann glaubhaft, wenn die Opposition entsprechende Folgerungen zieht und diese können nur darin bestehen, daß sie — wie bereits in der letzten Folge des Ostpreußenblattes gefordert — den Weg nach Karlsruhe antritt. Der Weihnachtsfriede und die Ferien der Abgeordneten dürften kein Grund sein, um dieser Entscheidung auszuweichen.

N. T.

Berufung auf Deutschland-Vertrag:

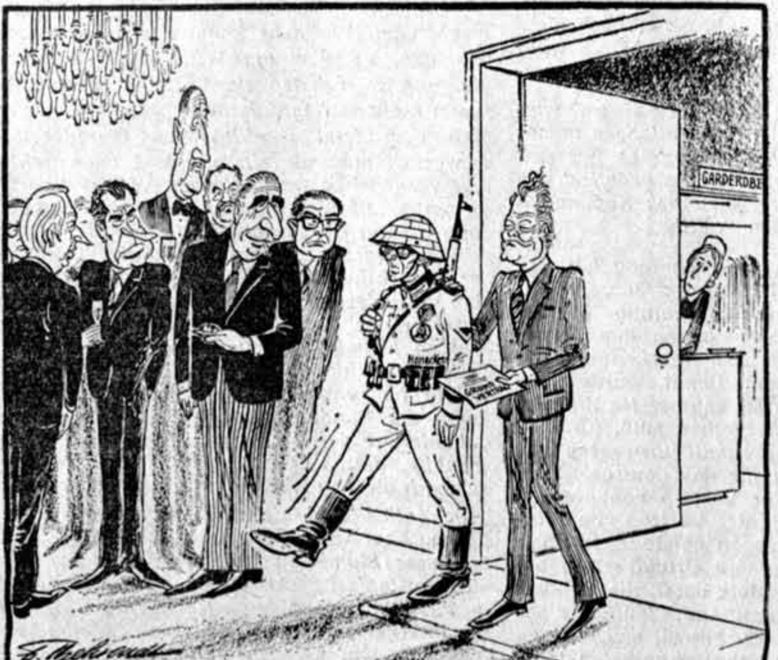
Grenzen unterliegen Friedensvertrag

Westmächte weiterhin in der Deutschlandfrage verpflichtet

Brüssel (hvp). Die Westmächte sollen weiterhin auf die im Artikel 7 des „Deutschland-Vertrages" enthaltenen Bestimmungen verpflichtet bleiben, welche die Frage der Wiedervereinigung Deutschlands und der Grenzziehung in einem Friedensvertrag betreffen. Dieser Wunsch wurde am Vorabend der letzten NATO-Ministerratstagung von deutscher Seite vorgetragen und nach sicherem Verlauten unverzüglich von den wichtigsten NATO-Partnern akzeptiert. Hingegen wird die sogen. „Londoner Erklärung" vom 3. Oktober 1954 als „obsolet" betrachtet, welche die „Alleinvertretungsklausel" zum Gegenstand hat. Der darin zum Ausdruck gebrachte Standpunkt, daß allein die Bundesrepublik Deutschland das deutsche Volk vertrete, kann angesichts der Tatsache nicht weiterhin gültig bleiben, daß die Westmächte sich anschicken, diplomatische Beziehungen zur „DDR" aufzunehmen. Dabei spielt es natürlich eine Rolle, das Washington, London und Paris wenigstens formell an den Vier-Mächte-Abmachungen festhalten wollen, wonach Berlin „als Ganzes" nicht zur ehemaligen sowjetischen Besatzungszone und somit auch nicht zur „DDR" gehört, d. h. man will trotz Aufnahme diplomatischer Beziehungen zur „DDR" eine Anerkennung Ost-Berlins als „Hauptstadt der DDR" vermeiden, wenigstens „auf dem Papier". Es wird deshalb erwogen, die „Quadratur des Kreises" in der Weise zu versuchen, daß die westlichen Botschaften ihren Sitz in Potsdam erhalten und in Ost-Berlin so etwas wie „Außenstellen" einrichten.

Politisch von Bedeutung wird nichtsdestoweniger die Aufrechterhaltung der „Optionsmöglichkeit" für eine Wiedervereinigung Deutschlands und für die Grenzregelung in einem Friedensvertrag sein, worauf Bundesaußenminister Scheel seine westlichen Verhandlungspartner hingewiesen hat, was implicite ein Bekenntnis zur „Gemeinsamen Erklärung" des Bundestages zu den Ostverträgen bedeutet und auch den „Brief zur Deutschlandfrage" unterstreicht.

Im Artikel 7 des „Deutschlandvertrages" heißt es, „Ziel der Politik" der vertragschließenden Parteien sei eine „friedensvertragliche Regelung für ganz Deutschland", und es herrsche Einmütigkeit darüber, „daß die endgültige Festlegung der Grenzen Deutschlands bis zu dieser Regelung aufgeschoben werden muß".



Wie ANDERE es sehen:

Salonfähig:

„Mein Stiefbruder — vielleicht legt er später einmal ab"

Zeichnung aus Frankfurter Allgemeine Zeitung

Gehört · gelesen · notiert

Wenn man als Aggressionsforscher die Worte „höherer Zweck" und „höheres Ziel" hört, spitzt man sofort die Ohren, weil sich im Namen höherer Zwecke und Ziele fast jede Brutalität rechtfertigen läßt.

Der Psychoanalytiker
Professor Friedrich Hacker

Die moderne Menschheit hat zwei Arten von Moral: eine, die sie predigt, aber nicht anwendet, und eine andere, die sie anwendet, aber nicht predigt. Bertrand Russell

Ein guter Diplomat muß mit den Ohren sehen und mit den Augen schweigen können.

Lawrence Durrell

Zwischen Verschlagenheit und Leichtgläubigkeit erstickt die Stimme der Vernunft.

Edmund Burke

Die Presse ist der Pulsschlag der öffentlichen Meinung. Man sollte nicht versuchen, ihn künstlich zu beschleunigen oder zu verlangsamen.

Der amerikanische Journalist John Gunther

Wenn jemand all das lesen müßte, was bei uns über Bildung und Bildungszwecke, Kulturprobleme geschrieben wird: ob er dann nicht reif fürs Irrenhaus würde?

Richard Dehmel 1910

Leute, die Bücher schreiben, sind selten intellektuell. Die Intellektuellen sind Leute, die über die Bücher reden, die andere Leute geschrieben haben.

Die französische Schriftstellerin
Françoise Sagan

Die materiellen und moralischen Verluste des polnischen Volkes, die gewaltigen Verluste der Zivilbevölkerung eingeschlossen, sind bisher in keiner Weise entschädigt worden . . . Eine der Fragen, die im Zuge der Normalisierung erledigt werden müßten, ist die Entschädigung für die Opfer hitlerischer Verbrechen.

H. Korotynski,
KP-Abgeordneter im polnischen Sejm

LMO:

Glückwunsch und Dank zugleich

Der Vorstand der Landsmannschaft Ostpreußen, der in der vergangenen Woche zu einer Arbeitstagung in Bad Pyrmont zusammengetreten war, hat Bundestagsvizepräsident Dr. Richard Jaeger zu seiner Wahl in den 7. Deutschen Bundestag herzliche Wünsche übermittelt und dabei hervorgehoben, daß er zu den Abgeordneten gehört, die am 17. Mai den Ostverträgen ihre Zustimmung versagten.

Ein gleichlautendes Schreiben erhielten alle anderen Abgeordneten, die gegen den Warschauer Vertrag gestimmt hatten und wieder in den Bundestag gewählt wurden. In diesem Schreiben des Vorstandes der Landsmannschaft, das von dem amtierenden Sprecher, Freiherr von Braun, und dem stellvertretenden Sprecher, Gerhard Prengel, unterzeichnet ist, heißt es u. a.:

„Ihr Nein damals ist uns der bleibende Beweis, daß Sie auch in schwerer Zeit beharrlich dem ganzen Deutschland dienen wollen. Diese patriotische Haltung in unserer freiheitlichen Ordnung hat uns mit Achtung erfüllt, aber gibt uns auch die Hoffnung, künftig Beistand im Ringen um die Staatserhaltung zu finden. Neue Belastungen stehen bevor, die zunächst einmal durch den „Grundvertrag" und seine freiheitsgefährdenden Folgen verursacht werden."

Das Ostpreußenblatt

Herausgeber:
Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Chefredakteur:
Hugo Wellems
Verantwortlich für den politischen Teil

Stellvertr. Chefredakteur:
Ruth Maria Wagner
Kultur, Unterhaltung, Frauenseite

Geschichte, Landeskunde und Aktuelles:
Hans-Ulrich Stamm

Soziales, Jugend, Heimatkreise, Gruppen
Horst Zander

Anzeigen:
Heinz Passarge

Bonner Redaktion:
Clemens J. Neumann

Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen
Bezugspreis Inland 3.20 DM monatlich – Ausland 4.– DM monatlich
Postscheckkonto für den Vertrieb Postscheckamt Hamburg 84 26
Verlag, Redaktion, Anzeigenabteilung: 2 Hamburg 13, Parkallee 84
Telefon 45 25 41/42
Bankkonto Landesbank Hamburg (BLZ 200 500 00) Konto-Nr. 192 344
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung nur, wenn Porto beiliegt.
Postscheckkonto für Anzeigen 907 00 207 Postscheckamt Hamburg
Druck: Gerhard Rautenberg, 295 Leer, Norderstraße 29/31, Ruf 04 91/42 88



Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 17

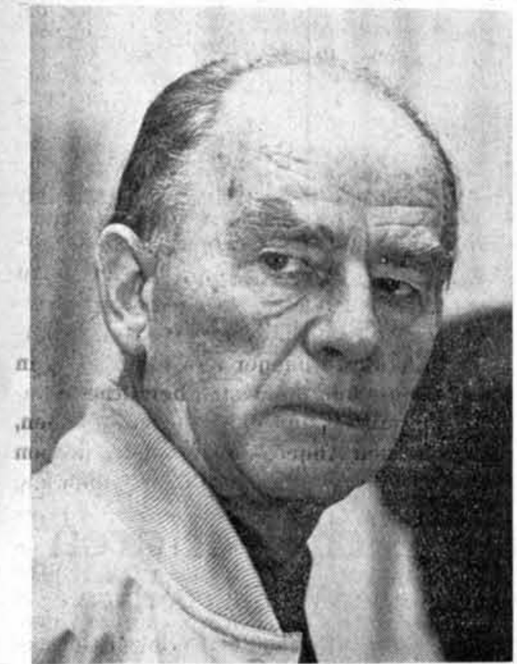
Künstler im Sturm der Zeit

Gespräch mit Großen der Bildenden Kunst: Prof. Arno Breker

Kürzlich nannte ihn die britische „Sunday Times Magazine" in einer umfangreichen Besprechung den „klassischen Vertreter der deutschen Kunst", Ende August 1972, die bedeutende niederländische „Haagse Post" den „genialen Künstler dieser Epoche", und die französische Kunstzeitschrift bezeichnete ihn als den größten Porträtisten unserer Zeit". Der große alte Mann der französischen Kunst, Aristide Maillol, hielt ihn für den „deutschen Michelangelo" und Jean Cocteau meinte, daß „von seinen Büsten die denkbar größte Faszination ausgeht". Anerkennung und Hochachtung des Auslandes gelten dem deutschen Bildhauer, Zeichner und Architekten, Professor Arno Breker, geboren am 19. Juli 1900 in Elberfeld als Sohn eines Bildhauers und Steinmetzmeisters.

Das Schicksal hat dem großen Künstler wie vielen anderen nach 1945 stark mitgespielt. Auch ihn trafen Verfemung, Verleumdung und Verfolgung. Viele seiner Werke wurden zerstört, er wurde in die Einsamkeit gezwungen. Er hat sich allerdings niemals in seinem mit innerem Reichtum erfüllten Leben weder den Mächtigen noch den Kritikastern gebeugt. Darin gleicht er den von ihm in hoher Vollendung geschaffenen Gestalten. Jedoch — die Eröffnung der Galerie Marco Ende Oktober 1972 in Bonn, die künftig das gesamte Werk Arno Brekers verwalten wird, kann als Beweis dafür angesehen werden, daß die Ohnmacht erzwungenen Schweigens nun auch hierzulande zu Ende geht. Rund 400 Repräsentanten aus Politik, Diplomatie und Gesellschaft wie auch aus der akademischen Jugend umringten den in Düsseldorf und Paris wirkenden Künstler. In der Hauptstadt Frankreichs begann in den zwanziger Jahren der künstlerische Lebensweg Arno Brekers. Bis zu seiner Übersiedlung nach Deutschland im Jahre 1934 hatte er sich bereits in der internationalen Kunstwelt einen großen Namen gemacht.

In diesem Jahr erschienen in Deutschland sein beeindruckender Erinnerungsband „Im



Professor Arno Breker

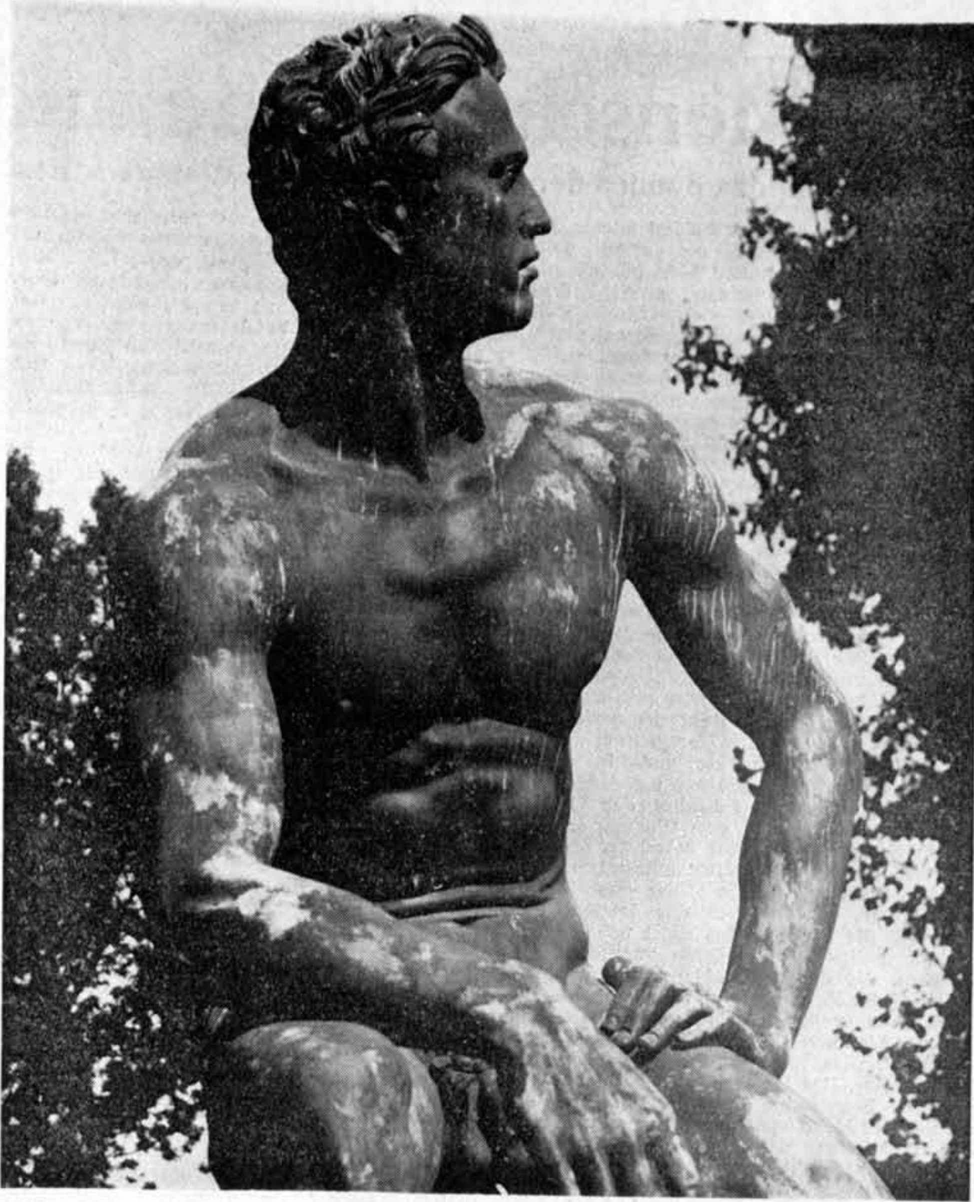
Strahlungsfeld der Ereignisse von 1925—1965"[1]) und der großformatige Kunstband „Bildnisse unserer Epoche"[2]). Unser Mitarbeiter, Heiko Möhring, berichtet hier über ein Gespräch, das er mit dem Künstler führte. Er hatte ihn gefragt, ob er angesichts der bitteren Folgen für ihn den vor 38 Jahren von Frankreich nach Deutschland erfolgten Schritt bereue.

Breker: „Das ist eine Schicksalsfrage. Ursprünglich sollte mein erstes großes Auftreten in den USA stattfinden. Im Frühjahr 1929 hatte mir der bedeutendste amerikanische Kunsthändler Brunner einen geradezu sensationenllen Vertrag angeboten. Der Börsenkrach im September ließ dann jedoch gerade auf dem Gebiete der Kunst alle Planungen zusammenschrumpfen: Meine Übersiedlung nach Amerika fand nicht statt.

Ich hatte keine Veranlassung, Paris zu verlassen. Der Vorschlag einer Rückkehr wurde mir 1932/33 während meines Aufenthaltes an der Deutschen Akademie in Rom von seiten des Dr. Hausenstein und der Nichte Max Liebermanns, Grete Ring, dringend nahegelegt. Beide waren der Meinung, daß ich in der neuen politischen Situation, deren Ausmaß oder Richtung ich von Paris aus ja gar nicht übersehen konnte, retten könne was zu retten sei.

Ein weiteres Angebot folgte aus der Sowjetunion und wurde mir von Molotow 1939 in Berlin überbracht. Zu meinem größten Erstaunen bot er mir bei einem großen Empfang auf ausdrücklichen Wunsch von Stalin monumentale Aufträge in Rußland an. Ich war jedoch mit Arbeiten in Deutschland derart beschäftigt, daß ich ablehnte. Nach dem Ende des Krieges ließ Stalin beim Kontrollrat in Berlin nach mir suchen und sandte zwei Offiziere zu mir mit einer Wiederholung des Angebotes von 1939. Die Umstände des Zusammenbruchs und die Vernichtung meiner künstlerischen Existenz hatten mich körperlich jedoch arg mitgenommen und zu einer erneuten Ablehnung veranlaßt.

Die ersten Jahre nach 1934 in Berlin waren für mich sehr schwer, ich hatte gegen die gleiche massive Presse zu kämpfen wie heute. Künstlerisch und gesinnungsmäßig wurde ich angegriffen und damals des Kommunismus bezichtigt wie heute der Anhängerschaft zum Nationalsozialismus. Wider Erwarten wurde ich schließlich zu einem Wettbewerb für Plastiken des Reichssportfeldes eingeladen und gewann sofort zwei große Aufträge Zur Olympiade 1936, zu der es erfreulicherweise



„Die Berufung", eine der bekanntesten Breker-Plastiken

noch einen internationalen Wettbewereb der Künste gab, wurde ich von dem italienischen Präsidenten der Internationalen Kunstkommission persönlich aufgefordert, mich mit Arbeiten daran zu beteiligen, und wenig später wurde meine Figur des „Zehnkämpfer" einstimmig zur Goldmedaille vorgeschlagen."

Frage: „Ihrer Ausstellung in der Orangerie im Pariser Tuileriengarten August 1942 war ein Erfolg beschieden wie kaum jemals zuvor deutscher Kunst im Ausland. Wie erklären Sie sich diese breite Zustimmung im besetzten Frankreich und woher rührt es, daß die positive Einstellung maßgeblicher französischer Intellektueller zur deutschen Kultur gerade während dieser Zeit enorm zunahm?"

Breker: „Aus genauer Kenntnis der Zusammenhänge behaupte ich, daß die geistige Elite Frankreichs germanophil war, im besonderen Maße das Literatur- und Musikleben. In der Bildenden Kunst gaben die Franzosen ihre zögernde Haltung gegenüber Deutschland erkennbar auf. Man darf nicht vergessen, daß in Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg ein Zusammenbruch auf kulturellem Gebiet erfolgte, der sich bis ins 19. Jahrhundert hinzog. Deutschland war aber auch für die Franzosen erkennbar im Begriff, das alles zu überwinden, genügend Substanz aufzuholen und einen neuen Anschlußpunkt zu finden an Dürer, die Plastiken von damals usw. Diese Zeit der kulturellen Annäherung deckte sich mit dem Wunsch nach politischer Aussöhnung zwischen beiden großen Nationen.

Die Bronzegüsse aus der damaligen Ausstellung sind sämtlich von der französischen Regierung nach der Rückeroberung von Paris beschlagnahmt und noch bis 1962 versteigert worden. Durch Vermittlung meiner Freunde habe ich einige wenige Stücke zurückerworben, noch heute bezahle ich für meine eigenen Arbeiten ab. Etwa 80 Prozent meines Schaffens ging verloren. Das Niederschmetterndste für mich war, daß ein Jahr nach dem Kriege mein Berliner Atelier, in dem sämtliche Gipsoriginale lagerten, zerstört wurde — nicht durch Feuer oder Bombentreffer, sondern aus Zerstörungswut der amerikanischen Befreier, die das große Atelier als Depot benutzen wollten. Alles lag zusammengeschlagen auf einem großen Schutthaufen. Hier lag auch mein Schicksal, und es erinnerte mich daran, daß ich ursprünglich einmal in das Land dieser Kulturnation hatte gehen wollen."

Frage: „Ihre Bindungen zu Frankreich sind unverändert stark geblieben und Frankreich hat Ihnen offizielle Achtung bis heute nicht versagt. Woran liegt es, daß Ihre Kunst von unserem westlichen Nachbarn besser verstanden wird als in Deutschland?"

Breker: „Der Franzose äußert sich spontan, wenn er vor einem Kunstwerk steht. Er fragt nicht, wer das gemacht hat, woher es kommt, aus welchen Stilelementen es sich zusammensetzt und welche Einflüsse eine Rolle gespielt haben mögen, sondern er steht vor der Arbeit, mitten in ihrem Zentrum, und läßt sich daraus auch nicht mehr vertreiben durch eine veröffentlichte Meinung, durch Kunstkritiken oder sogenannte Fachgutachten. Bei uns ist das vollkommen umgekehrt."

Frage: „Sie haben als erster die individuelle Einzelphase einer augenblicklichen Empfindung als künstlerischer Ausdruck des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts umgesetzt in die überpersönliche Idee monumental-heroischen Gestaltungswillens. Welche künstlerischen Stationen kennzeichnen diesen Ihren Weg?"

Breker: „Ausgangspunkt war für mich die französische Kunst, war Rodin, der auf mich einen ungeheuren Eindruck gemacht hat. Dennoch habe ich keinen geraden Weg beschreiten können aus den geistigen Zwiespälten der Epoche heraus. Die geistige Krise in Europa nach dem Ersten Weltkrieg war eine sehr viel tiefgreifendere als nach 1945. Die später so genannte „Entartete Kunst" sehe ich als typischen Ausdruck dieser umfassenden Kulturkrise an. Damals war die Erschütterung über die unbegreifliche Umwertung der Werte so groß, daß man die Kultur als mitschuldig am Zusammenbruch Europas ansah. Die Vergangenheit sollte ausgelöscht und z. B. der Louvre angezündet werden, um ein Zeichen des Neubeginns zu setzen. Uns alle erfaßte der Sog des Zweifels. Auch ich versuchte, neue Wege zu ertasten und wurde der erste abstrakte Bildhauer im Westen. Aber das Spiel wurde mir verdächtig. Ich hielt es für eine Sackgasse, brach mit einem Schlage diese Versuche ab und stürzte mich wieder auf das Naturstudium. Wenn ich bis heute bei der Natur als Vorbild geblieben bin, dann nicht etwa aus Unvermögen oder aus mangelnder Sensibilität für Zeitströmungen. Es hat sich ja gezeigt, daß abstrakte Kunst auch diejenigen machen können, die vom Handwerklichen her gar keine Begabung erkennen lassen. Mit geometrischen Formen kann jeder operieren, mit den Formen des menschlichen Körpers aber nur der, der sie bis ins Letzte beherrscht."

Frage: „Es wird heute verschiedentlich davon gesprochen, daß im Dritten Reich eine ‚Kunstdiktatur' herrschte. Können Sie das bestätigen?"

Breker: „Es wird behauptet, Hitler und andere führende Nationalsozialisten hätten einen bestimmten Kunststil gehabt und diktiert. Nichts ist falscher als das. Hitler, ich spreche jetzt von meinen persönlichen Erfahrungen mit ihm, war viel zu bescheiden, um einen Titel, ein Motiv oder die formale Gestaltung für einen künstlerischen Auftrag vorzuschlagen. Er war begabter, als viele heute annehmen wollen, und wußte, daß man Kunst nicht diktieren kann. Wenn ich den Modellierton in den Händen habe, wer soll mich dann führen? Hitler hat kein Atelier betreten und keiner hat jemals gewagt, irgendetwas zu bestimmen oder nach Vorschrift etwas anfertigen zu lassen."

Frage: „Das Wort von der ‚deutschen Kunst' im Gegensatz zur ‚entarteten' wurde von 1933 bis 1945 viel gebraucht. War dieser Anspruch berechtigt und kann er für die gegenwärtige Kunstsituation noch Verwendung finden?"

Breker: „Dazu kann ich kaum Stellung nehmen. Ich weiß nicht, ob es eine deutsche Kunst im Sinne Ihrer Frage gegeben hat oder noch gibt. Beeinflussung von außen hat es immer gegeben, heute aber ist sie in einem Maße gewachsen, daß das deutsche Element kaum noch zum Tragen kommt. Das gleiche Phänomen haben wir auch in Frankreich. Die gewaltige politische und wirtschaftliche Macht Amerikas hat Europa auf kulturellem Gebiet umgeformt, und es bleibt dahingestellt, wieweit es sich davon wird befreien können."

Frage: „Wir sprechen heute davon, daß die Kunst zerfällt, daß ihre Formen ver- und mißbraucht werden, daß sie stirbt — oder sind es vielleicht die Künstler, die absterben?"

Breker: „Lassen Sie mich dazu nur im Bereich der Bildhauerei Stellung nehmen. Früher war es einfacher, Künstler zu sein. Heute ist der Gestaltungswillige von einer Vielzahl wachsender finanzieller Bedingungen bedrohlich eingegrenzt: die Kosten eines Modells, die Löhne für Hilfskräfte, die Preise der Materialien usw. übersteigen bei weitem die materielle Kapazität der meisten Künstler. Außerdem nimmt die Zahl wirklicher Mäzenaten ständig ab. Das alles stellt natürlich eine starke Gefährdung für jede schöpferische Arbeit dar, mag Künstler von ihrer eigentlichen Aufgabe abbringen und sie verschiedentlich zu gemanagten Ausführungsorganen absinken lassen."

Frage: „Kunst sollte eine Kraft sein, die nicht entzweit, sondern eint. Woher rührt es dann, daß gerade bei uns die Kunst immer mehr in den Sog politischer Entscheidungen gerät?"

Breker: „Bei uns gibt es keine volksnahe homogene Kulturpolitik mehr. Das, was heute gezeigt wird, ist dem Mann auf der Straße eine fremde Welt. Sie erreicht ihn nicht. Die Folge ist, daß Kunst und Volk sich immer mehr voneinander trennen. Die gegenständliche Kunst wird verdächtigt. Die Gründe sind erkennbar politischer Natur. Nicht einmal die großen politischen Parteien, die sich für das Wohl der Arbeitnehmer verantwortlich fühlen, nehmen die Chance wahr, ihnen die große Welt der schöpferischen Kräfte zu erschließen. Dabei lehrt die Erfahrung, daß das Bedürfnis dieser Menschen, Kunst zu erfassen, gewaltig, ja elementar ist."

[1]) Arno Breker: Im Strahlungsfeld der Ereignisse von 1925—1965. Schütz-Verlag, Pr. Oldendorf 1972, 450 S. mit 24 Bildtafeln, Großformat, Leinen, 29,80 DM.

[2]) Arno Breker: Bildnisse unserer Epoche. Podzun-Verlag, Dorheim 1972, 13 Seiten dreisprachiger Text mit 153 meist ganzseitigen Bildtafeln, Großformat, Leinen 42,— DM.



Oktober 1972, Bonn, Galerie Marco. Frau Wilhelmine Lübke mit Galerieleiter Bodenstein an der Jean-Cocteau-Büste von Breker

Ein Wort des Chefredakteurs

Liebe Leser

wieder geht ein Jahr zu Ende. Ein Jahr voller Sorgen und oft auch betrogener Hoffnungen. Ein Jahr aber auch, in dem uns viele Tausende die Treue gehalten haben. Trotz allem! Und dafür möchten wir allen danken. Vor allem denen, die oft schon 23 Jahre zu unserem Leserstamm gehören. Allen jenen, die unsere Zeitung nicht missen wollen und die uns gerade im letzten Jahr wieder geschrieben haben, was ihnen das Ostpreußenblatt bedeutet.

Im letzten Jahr haben wir wieder viele Hunderte treuer Leser durch den Tod verloren. Wir haben aber auch viele Hunderte neuer Leser gewonnen. Heimatvertriebene und andere Mitbürger, die sich durch die klare Haltung unserer Zeitung angesprochen fühlen und die nun zu unserer Lesergemeinde gehören wollen. Ihnen allen unseren herzlichen Dank für die Unterstützung unserer publizistischen Arbeit.

An anderer Stelle dieser Zeitung finden Sie eine Meldung, die aufhorchen läßt. Sie enthält die Forderung, die Vertriebenenverbände und die Landsmannschaften zu verbieten. Das Rückgrat unserer Landsmannschaft aber ist das Ostpreußenblatt. So sollten wir im kommenden Jahr erst recht bestrebt sein, unserer Zeitung zu einer noch größeren Verbreitung zu verhelfen. Jeder, der heute unserer Lesergemeinde beitritt oder unserer Zeitung einen neuen Abonnenten bringt, hilft uns damit, unsere gerechte Sache mit noch mehr Gewicht zu vertreten.

Mit guten Wünschen zum Weihnachtsfest

Ihr



Chefredakteur

Dr. Herbert Czaja MdB:

Um Menschenwürde und Freiheit

Der Präsident des Bundes der Vertriebenen zum Weihnachtsfest und zum Jahresausklang

Zum Jahreswechsel der beiden letzten Jahre habe ich in den Vordergrund gestellt, daß es Frieden ohne Gerechtigkeit nicht gibt. Von der Gerechtigkeit für Deutschland, unser Volk, die Heimatvertriebenen und viele unfreie Völker und Menschen sind wir ebensoweit entfernt wie von friedensvertraglichen Regelungen.

Zum Jahreswechsel 1972/73 geht es nun um den Kern unserer Existenz: um Menschenrechte und Freiheit. Der Deutschen und der Europäer! Gerade die Menschen, die lange nahe der Grenze wohnten, haben dafür ein feines Gespür.

Durch die vertraglich vereinbarte uneingeschränkte Achtung der Hoheitsgewalt der „DDR" als ein Staat mit allen Eigenschaften der Souveränität droht die ständige Fürsprache der freien Deutschen vor aller Welt für den unfreien Teil des Volkes zur Einmischung in die innere „Ordnung" eines anderen selbständigen Staates zu werden. Noch gilt diese strenge Sicherung staatlicher Herrschaft in den internationalen Beziehungen im Völkerrecht, das richtiger Staatenrecht heißen sollte. Dies gilt, auch wenn in der Praxis die Verflechtung der Beziehungen auf den eng gewordenen Kontinenten die Verantwortlichkeit füreinander und für das gemeinsame Wohl der Menschen und Völker vertieft. Besonders streng fordert der Ostblock diese Nichteinmischung vom Westen; er selbst mischt sich gleichzeitig zur Befreiung angeblich unterdrückter Klassen kräftig anderwärts ein.

Unser Staat soll auf Grund der verschiedenen Ostverträge, einschließlich des letzten, nicht mehr für die Unfreien das Wort nehmen oder sie gar politisch zu schützen versuchen. Den Bürgern, die dennoch dafür reden, wird der Vorwurf der Friedensstörung gemacht. Massive Einmischungsversuche haben gegen deren Freiheit der Meinung und ihres Zusammenschlusses angesetzt. Dies rührt an die Fundamente des Menschseins. Das ist auch, aber nicht nur eine nationale Frage; eine Frage der Verantwortung für und der Liebe zum Menschen und zum eigenen Volk. Ganz wirkungslos war diese Fürsprache bisher nicht! Gerade Weihnachten mahnt uns: Die noch in Freiheit leben, dürfen die Fürsprache für die Unfreien nicht aufgeben!

An Weihnachten und Neujahr sollte man ebenso die Armseligkeit wie die Schönheit der Welt mit offenen Augen betrachten. Armselig sind selbst gut gemeinte Hoffnungen, durch eigene Unentschiedenheit und Anpassung Diktaturen milder und menschlicher zu machen. Schon jetzt beginnt die Beschränkung der — im Vergleich zur Unmasse des Unrechts — geringen Erleichterungen einen Teil der Illusionen zu zerstören.

Und dennoch erscheint uns die Lage der Weltpolitik nicht hoffnungslos. Die Weltpolitik ist in Fluß geraten. Neue Mächte treten langsam neben Amerika und Rußland. Der Ostblock grenzt sich zwar aus der Sorge, daß seine Diktaturen schwach werden könnten, stärker als bisher ab. Er wird sich aber einem gerechten Ausgleich nach Westen wahrscheinlich dann öffnen müssen, wenn die Weltpolitik und seine eigene Sicherheit dies unabwendbar erscheinen lassen. Sinnvoll für uns, die Europäer und einen echten Frieden wird dies nur dann werden, wenn wir bis dahin stetig und ehrlich auf unserer Freiheit beharren, aber ebenso ehrlich in der Achtung vor der Würde und der Existenz unserer Nachbarn die Sorge vor dieser Öffnung zu mindern vermögen.

Wohl sucht man derzeit Entspannung um den Preis deutscher Vielstaaterei und begrüßt deutlich erhebliche deutsche Opfer. Aber dennoch ist die letzte Stellungnahme der NATO viel fester als unser Vertrag mit der „DDR". Nicht dieser Vertrag, sondern die Verbündeten wagen noch „Deutschland" zu nennen: nicht der Vertrag, aber die Verbündeten sprechen von der „besonderen Lage in Deutschland" und dem einen deutschen Volk. Warum sollte — trotz schwerer Rückschläge — dies nicht dennoch auch an Weihnachten und Neujahr ein großer Teil unseres Volkes tun?

Auf der Sicherheitskonferenz wird es noch viele Ostblockforderungen nach technologischen und finanziellen Leistungen geben. Warum soll dafür nicht ebenso fest mehr Menschlichkeit verlangt werden? Auch für die Deutschen!

Die Deutschlandpolitik der Westmächte wird auch im freien Teil Deutschlands gemacht! Auf der Sicherheitskonferenz wird unsere Lage wieder auch zu einem bedeutsamen Bestandteil der Existenz und Sicherheit des freien Europa werden. Warum sollen wir schon vorher mehr als 100 Jahre staatlicher Gemeinschaft durch eigenen Vertrag selbst aufgeben? Müssen nicht weiterhin noch viele dagegen wirksam Einspruch erheben? Warum sollen wir Deutschland vorher aufgeben, statt auf der Sicherheitskonferenz die kleinen Erleichterungen gegen wirtschaftliche Zugeständnisse einzuhandeln?

In dieser Zeit werden viele ängstlich und schwach werden. Manche auch in unseren Reihen. Die Versuchung, zur stetig nachgefüllten Krippe zu drängen, statt sich der Gefahr der Armut und Verfolgung zu unterziehen, ist groß. Es wird aber auch Beispiele des Opfermuts und der Treue zu Menschenwürde, Recht und Gerechtigkeit geben; vielleicht auch manche Neubesinnung.

Nach dem politischen Willen der Mitglieder und den Satzungen sollten im Bund der Vertriebenen, in den Landesverbänden und den Landsmannschaften, diejenigen weiter zusammenstehen, die an der Verwirklichung der Menschenrechte einschließlich des Rechts auf die Heimat, die an der Durchsetzung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker im Rahmen friedlicher Politik festhalten; diejenigen, die den Weg für einen gerechten Frieden für Deutschland und die Europäer nicht verbauen wollen. Die Menschen von der Grenze wissen, was zähes Durchhalten in Treue zum Recht vermag.

Wir stehen nicht im Gegensatz zum Sinn des Weihnachtsfestes, wenn wir im neuen Jahr weiterhin gegen einen Scheinfrieden und für einen echten Frieden zwischen den Menschen und Völkern sind! Dazu rufe ich die Vertriebenen auf; diejenigen, die lange in Treue zu ihren Verbänden standen, und diejenigen, die durch den Ernst der Zeit wach geworden sind: vorerst gilt es, unser Eintreten für Menschenwürde und Freiheit zu erhalten!



Wie andere es sehen

Regierungsbildung oder: Krönung in Bonn

Zeichnung aus „Die Welt"

Rückblick auf die Wahl:

„Die CDU hatte ihr Gesicht verloren"

Polnische Zeitung über die Hintergründe der Wahlniederlage

Warschau (hvp) — Bei einem Überblick über die polnischen Pressekommentare zum Ergebnis der Bundestagswahlen läßt sich deutlich erkennen, welche Weisung die Warschauer Presse erhalten hatte. Sie hatte den Wahlsieg der Koalitionsparteien SPD und FDP ausschließlich auf die Ostpolitik Willy Brandts zurückzuführen und das Wahlergebnis als „Volksentscheid" über die Ostverträge Bonns mit Warschau und Moskau sowie Ost-Berlin auszulegen. Die Wahlniederlage der Unionsparteien wurde dementsprechend interpretiert: Es wurde allgemein behauptet, der prozentuale Rückgang der für die Christdemokraten abgegebenen Stimmen sei dadurch verursacht worden, daß die Opposition sich gegen die Ostpolitik der Bundesregierung gestellt habe.

So erklärte z. B. das „Pax"-Organ „Slowo Powszechne", daß die Führung der Opposition eben „die allgemeine Stimmung" der Bevölkerung Westdeutschlands, die zugunsten der Ostpolitik gelaufen sei, „nicht in Rechnung gestellt" habe. Im gleichen Sinne äußerten sich auch die anderen polnischen Tageszeitungen. Das Partei-Zentralorgan „Trybuna Ludu" führte die Wahlniederlage der CDU auf deren Inkonsequenz in der Behandlung der Ostpolitik und Ostverträge zurück. Die polnische „Volkstribüne" schrieb nämlich, die Christlichen Demokraten hätten schließlich die Ostpolitik der Bundesregierung „nicht mehr direkt angegriffen", auch durch ihr Verhalten bei der Ratifizierung der Ostverträge habe „diese doch so große politische Partei" schließlich „in den Augen Europas ihr Gesicht verloren".

Vertriebenenverbände:

Ost-Berlin läßt die Katze aus dem Sack

Vertriebene protestieren gegen Forderungen der „DDR"

In dem Ost-Berliner Sender „Stimme der DDR" wurde erneut im Rahmen eines Kommentars die Forderung erhoben, nach Inkrafttreten des Grundvertrages müsse die Bundesregierung die Landsmannschaften in der Bundesrepublik verbieten. Diese „DDR"-Forderung hat bei den Vertriebenenpolitikern der CDU heftigen Protest hervorgerufen.

Zwar enthält nach Meinung des Präsidenten des Bundes der Vertriebenen, Dr. Herbert Czaja MdB, dieser genannte Kommentar und die darin ausgesprochene Forderung „nichts grundsätzlich Neues", doch erwarte die CDU, daß die Bundesregierung solche Versuche einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten unseres Staatswesens scharf zurückweist.

In der Vergangenheit habe es wiederholt Äußerungen dieser Art in Ostblockländern, vor allem aber auch in der „DDR", gegeben. In diesem Zusammenhang erinnern die Vertriebenenpolitiker Czaja und Windelen an die vielbeachtete Rede des polnischen Ministerpräsidenten Jaroszewicz vom Juni dieses Jahres. Darin hatte der polnische Regierungschef den Warschauer Vertrag nur als Anfang einer Entwicklung bezeichnet, die zur Entspannung in Europa führen werde. Voraussetzung sei allerdings, daß unter anderem alle „revanchistischen Organisationen" in der Bundesrepublik aufgelöst würden.

Nach Ansicht des früheren Vertriebenenministers Heinrich Windelen lassen die Äußerungen des Ost-Berliner Rundfunkkommentators Günther Leuschner, wie viele andere zuvor, erkennen, was das Politbüro der SED meinte, als es im Bericht für das Zentralkomitee vom 6. Dezember zwischen „Text und Geist" des Grundvertrages unterschied. Man müsse also wohl bei der Prüfung des Vertrages den „materiellen Inhalt" und den „Geist", der aus ihm spreche, einzeln berücksichtigen.

In Kreisen der Landsmannschaften rechnet man damit, daß nach Abschluß des Grundvertrages der Druck Ost-Berlins noch massiver und seitens des Ostblocks die Kampagne gegen die Vertriebenenverbände verstärkt werden wird.

„Wer wird denn da gleich zusammenbrechen!"

Zeichnung aus „Kölnische Rundschau"

Perspektiven:

Moskaus Europapolitik

Breschnews Besuch in Ungarn

Wien (hvp) — Der sowjetische Parteichef Breschnew hat während seines Aufenthalts in Ungarn entgegen allen Erwartungen westlicher Beobachter faktisch den „eigenen ungarischen Weg zum Sozialismus" gebilligt und zugleich zum Ausdruck gebracht, daß die Besorgnisse Moskaus wegen der wachsenden Macht Chinas die gegenwärtige Europapolitik des Kremls weitgehend bestimmen. Man nimmt in Wien auch an, daß Breschnew mit dem Ersten Sekretär der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei, Kadar, auch die Rolle besprochen hat, welche die ungarische Delegation auf der KSZE (Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa) zu spielen hat. Dazu hatte der stellv. Außenminister Ungarns, Puja, schon vor einiger Zeit erklärt, es gehe darum, die Beziehungen zwischen den kapitalistischen und den sozialistischen Ländern Europas auch deshalb zu verbessern, weil sich daraus für die kapitalistischen Länder die Möglichkeit ergebe, „sich der amerikanischen Kontrolle zu entziehen".

Besondere Beachtung fand in Wien auch die Rede Kadars, in der er Breschnew nicht nur der unbedingten Treue Ungarns zur UdSSR versicherte, sondern auch gegen Vermutungen westlicher Kommentatoren Stellung nahm, Budapest wolle einen Kurs steuern, der es allmählich aus dem sozialistischen Lager herausführe. Die Schlußfolgerung der österreichischen Ost-Beobachter lautet, daß also die Sowjetunion Ungarn vor allem auf wirtschaftspolitischem Gebiet „bis zu einem gewissen Grad freie Hand" gebe, weil der Kreml der Vertragstreue des verbündeten Landes nun völlig sicher sei und weil die Sowjetführung auch in politischer Hinsicht Budapest als „Tor zum Westen" betrachte. Es stehe viel dafür, daß „das ungarische Beispiel" auch für das Verhalten Moskaus gegenüber anderen Ländern des sozialistischen Lagers maßgeblich sein könnte.

Wiedersehen mit deutschen Kulturstätten:

Erinnerungen an Preußen – Wegweiser nach Ulan Bator

Ein besinnlicher Spaziergang im Dezember 1972 durch Potsdam und Werder

Friedrich dem Großen begegnet man im Hippodrom gleich neben dem Dichterhain, den Peter Lenné einst beim Schinckel-Schloß Charlottenhof anlegen ließ. Zuerst Schiller, Goethe und Dante, dann ein kurzer Parkweg, und am südlichen Rande des Hippodroms wächst das Reiterstandbild von Christian Daniel Rauch in die Höhe, viel zu steil für diese ovale Lichtung im Park. Früher standen Friedrich und seine Epoche — „ein Werk aus klassischem Formengut und zeitgeschichtlicher Porträthaftigkeit", wie es der im Souvenirladen von Schloß Sanssoucie gekaufte Postkartenprospekt meldet — in Berlin Unter den Linden. Seit 1962 ist Friedrich II. dorthin geraten; man konnte keinen abgelegeneren Platz finden, der noch einigermaßen respektabel wäre.

Das friderizianische Preußen ist zu Füßen des Reiters versammelt: die Heerführer und Generale, lebenstreu im Porträt, auch Dichter und Denker, Lessing und Kant. Nur wenige Parkbesucher, die von der offiziellen Route abweichen, die im „Parkführer" angegeben ist, finden zu diesem Denkmal, und noch seltener läßt sich hier noch jemand auf einer Bank nieder: am ehesten alte Damen, Potsdams Rentnerinnen.

Die Straße, die zum Park Charlottenhof führt, erhielt den Namen F. J. Ludschuweits, der als Garde-Oberleutnant 1945 in Potsdam eintraf und den Befehl erhielt, Sanssouci vor Plünderungen und Zerstörungen zu bewahren. Er wurde der Kommandant von Sanssouci, Ehrenbürger Potsdams, Ehrendoktor der Universität Halle; er starb als Professor für Orientalistik an der Moskauer Lomonossow-Universität 1966. Im übrigen ist er der einzige Gardeoffizier, den Potsdams Straßennetz heute noch verzeichnet.

Die junge Führerin durch Schloß Sanssouci hat eine sympathische Stimme, aber sie wirkt etwas überanstrengt. Sie kann sich über mangelndes Besucherinteresse nicht beklagen. Die Bibliothek ist wegen Renovierung geschlossen, im Alkoven im Arbeitszimmer Friedrichs II. steht der Sessel, in dem der alte Fritz starb: ein Mecklenburger Bauer fragt, ob der König denn kein Bett gehabt habe. Die alten, trauten Witze wie einst angesichts der scheuen Neugier der Besucher. Preußen ist weit in die Vergangenheit zurückgetreten; in seiner alten Residenz merkt man es an den Reaktionen der Touristen.

An der Langen Brücke, vor dem Interhotel, das über der Anlegebrücke der Havelschiffe entstanden ist, steht neuerdings eine Kilometersäule aus Sandstein, auf der man ablesen kann, wie weit Ulan Bator, die Hauptstadt der mongolischen Volksrepublik, von Potsdam entfernt ist (6300 Kilometer). Im Nordosten Potsdams der Neue Garten mit dem Armeemuseum und der Historischen Gedenkstätte Cecilienhof: das ist, neben Sanssoucie, der zweite große Anlaufpunkt der Touristenbusse. Zum Marmorpalais, das jetzt „Deutsches Armeemuseum" ist, geht man zu Fuß, zum früheren Kronprinzen-Landhaus Cecilienhof fährt man mit dem Wagen oder im Bus. Der Neue Garten präsentiert sich mit schönen Anlagen, am Ufer des Heiligen Sees stehen Schilder, die das Baden verbieten. Das Marmorpalais, in dem der letzte Chef des Hauses Hohenzollern, Louis Ferdinand, auf die Welt kam, wird von Geschützen älteren und neueren Ursprungs eingerahmt. Geschütze sind über den See zum anderen Ufer gerichtet; dort steht die renovierte Villa mit der britischen Flagge auf dem Dach, der Sitz des Verbindungsstabes der Rheinarmee zum sowjetischen Hauptquartier in der „DDR".

In den drei Abteilungen des Armeemuseums findet eine militärhistorische Betrachtung nach dem Muster ähnlicher Museen in der Sowjetunion statt. Uniformstücke, Waffen und Dokumente werden zu geschichtsdeutenden Gruppen zusammengesetzt, die in der ersten und zweiten Abteilung für den Westbesucher sehenswert sind. Die dritte Abteilung im ersten Stock befaßt sich vor allem mit den militärischen Aspekten der „DDR".

Hier ist auch West-Berlin vertreten — mit einer Karte, die alle sogenannten Spionageagenturen, Hetzsender und andere, dem SED-Staat unangenehme Institutionen verzeichnet. Sie werden durch kleine Spinnen markiert, die wie ein Ausschlag das Gebiet West-Berlins bedecken. Sicher sollen sie den Betrachter das Gruseln lehren, obwohl sie inzwischen reichlich „unzeitgemäß" anmuten.

Der Gefallenen der „DDR"-Grenzschutzstreitkräfte wird ebenso gedacht wie der Toten der Weltkriege. Es wird jedoch der Eindruck vermittelt, als habe die Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg allein die Wehrmacht besiegt, was schon deshalb nicht ganz einleuchtet, weil wenige hundert Meter entfernt, im Cecilienhof, der Sieger gedacht wird, die 1945 in Potsdam zusammenkamen.

In einem Flügel von Cecilienhof ist das Touristenhotel mit einem Restaurant untergebracht, im anderen Flügel die Imbißstube. Dort ißt man sein kaltes Schweineschnitzel mit Brötchen für 2 Mark, das Pilsner aus Potsdam kostet 62 Pfennige. Beim Verzehr geht der Blick unwillkürlich zur nahe gelegenen Mauer, der „modernen" Grenze am Ufer des nahen Jungfernsees.

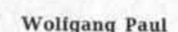
Am Nachmittag sind wir in Werder, das man über die Leninallee, Baumgartenbrück und Geltow erreicht. Die Inselstadt mit den beiden Kirchen, der evangelischen und katholischen, und der alten hölzernen Windmühle, scheint weit abseits der Zeit zu liegen. Die niedrig gehaltenen Schiffe der Havelflotte fahren fast lautlos an Werder vorüber; die Havel ist, gegen Süden, mit Blick zur hohen Geltower Kirche, nur von wenigen Fischer- und Motorbooten belebt. Am Ufer, im Schilf, warten die Boote auf ihren Besitzer; es ist ein Wochentag.

Im evangelischen Freizeitheim auf dem Mühlenberg der Inselstadt üben sich junge Feriengäste im Posaunenblasen — eine „Posaunenrüste", wie man erfährt. Man übersieht fast, daß die alten Häuser von Werder längst wieder einmal einen neuen Anstrich benötigten (eine der wenigen Gaststätten, die geblieben sind, wird freilich gerade graufarbig bemalt). Die Havel und die abgeernteten Obstgärten herrschen vor, die Bauwerke treten zurück.

Sie bleiben wie etwas Uraltes, mit verblichenen Inschriften, die einst zum Beispiel das Gasthaus „Stadt Wien" nannten oder die Apotheke mit dem Preußenadler über dem Eingang. Man darf hier Erinnerungen nachhängen. Der Blick geht weit über die Havelufer hinaus, die Landschaft wurde nicht zersiedelt — für jemanden, der aus dem Westen kommt, ist dies eine fast unwirkliche Welt.

Im alten Gasthaus „Rauenstein" zeigt die Speisekarte eine größere Auswahl; das teuerste Gericht kostet dennoch nicht mehr als fünf Mark ... Hier tranken sich einst die Berliner mit Obstwein einen kleinen Rausch an, ehe sie dann mühsam oder beschwingt zur nahen S-Bahn zurückkehrten. Im nächsten Frühjahr sollen hier — so heißt es — auch die West-Berliner wieder rasten und in Erinnerungen schwelgen können.

Mücken spielen im Schiff, die Havel kräuselt sich unter einem Windstoß; wir reisen zurück über den Kontrollpunkt Drewitz; es dauert nicht länger als fünfzig Minuten einschließlich der zügigen Kontrolle an der „Grenze", bis zum Grunewald.



Wolfgang Paul



Denkmal Friedrichs des Großen

Trotz Grundvertrag:

Abgrenzung statt Aussöhnung

Auch weiterhin „keine Waffenruhe" an der ideologischen Front

Den Agitatoren und Propagandisten der SED stehen strapaziöse Zeiten ins Haus. Die „ideologische Tätigkeit", so will es das Politbüro, hat Hauptinhalt aller Parteiarbeit zu sein. Das Signal dazu setzte die Führung der „DDR"-Staatspartei mit einem Beschluß, der seiner langatmigen Überschrift nach „die Aufgaben der Agitation und Propaganda bei der weiteren Verwirklichung der Beschlüsse des VIII. Parteitages der SED" fixiert. In dem Papier ist also festgelegt, welche aktuellen Ziele sich die SED in der politischen Massenarbeit setzt.

Und da ein konkreter Erfahrungsaustausch eher überzeugt als ein abstrakter Beschluß, rief das Zentralkomitee der SED eilends 900 Agitatoren und Propagandisten aus allen „DDR"-Provinzen nach Ost-Berlin, um ihnen praktische Winke für die alltägliche Arbeit zu vermitteln. Politbüro-Mitglied Werner Lamberz, ZK-Sekretär für Agitation, hielt das Grundsatzreferat. Die Eröffnungsansprache hatte sich kein Geringerer als Erich Honecker vorbehalten.

Das Resümee der Konferenz, die am 16. und 17. November tagte, brachte Lamberz auf eine bündige Formel: „An der ideologischen Front herrscht nicht nur keine Waffenruhe, sondern der Kampf hat sich verschärft", denn „friedliche Koexistenz ist nicht ideologische Koexistenz".

Die Propaganda-Offensive der SED geht keineswegs nur ihre Mitglieder und Kandidaten an. Sie betrifft alle Werktätigen in der „DDR". Möglichst die ganze Bevölkerung soll „ideologisch aufgerüstet" werden. „Agitation und Propaganda", meint das Politbüro, „sollen den Werktätigen helfen, sich im politischen Leben selbständig zu orientieren und die richtigen Schlüsse für ihr eigenes Wirken ziehen." Was richtige Schlüsse sind, entscheidet natürlich die Partei.

Seinem Charakter nach ist der Agitprop-Beschluß eindeutig defensiv. Daß die SED zum „scharfen und erbitterten Kampf an der ideologischen Front" bläst, beweist keinesfalls das Gegenteil, denn das Politbüro nennt geradezu beschwörend die Gefahren, die es bannen will. Neben dem Antikommunismus schlechthin sind dies der „bürgerliche Nationalismus" und der „Sozialdemokratismus", der „Revisionismus" und der „linke Opportunismus", schließlich der „Maoismus". Allein die Reihenfolge, in der die Sünden wider den Parteigeist aufgezählt werden, ist politisch vielsagend.

Das Bedrückende des Agitprop-Beschlusses ist sein Zusammenhang mit dem Vertrag über die Grundlagen der Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten. Dieser Zusammenhang ist nicht nur zeitlich gegeben. Tatsächlich faßte das Politbüro seinen Beschluß in derselben Sitzung, in der es auch über sein Ja zum Grundvertrag entschied. Sondern der Zusammenhang ist auch sachlich gegeben. Das Politbüro begründete seine Forderung nach „höchster Klassenwachsamkeit" und „größter Aktivität" in der politischen Arbeit der Partei allgemein mit der „Zuspitzung der ideologischen Konfrontation", die in Ost-Berlin als Folge der Politik eines friedlichen Neben- und Miteinanders für unausweichlich gehalten wird. Im besonderen aber warnte die Führung der SED ausdrücklich vor einer „massenhaften Begegnung von Menschen gegensätzlicher Weltanschauungen und Lebensweisen". Die Aussicht auf Ost-West-Begegnungen der Deutschen genügt bereits, um die SED in Unruhe zu versetzen. Stark kann ihr politisches Selbstvertrauen nicht sein.

Schon kommen Nachrichten aus der „DDR", die aufhorchen lassen. In Belegschaftsversammlungen volkseigener Betriebe, durch individuelle Selbstverpflichtungen, auf behördlichen Druck hin werden Menschen dazu gebracht, auf die vereinbarten oder zugesicherten menschlichen Erleichterungen „freiwillig" zu verzichten. Aus Sicherheitsgründen wurde der Personenkreis, der keinen Westbesuch empfangen darf, erheblich ausgeweitet. Umgekehrt wurden „DDR"-Bürgern, denen Westreisen in Ausnahmefällen zustehen, Schwierigkeiten bereitet. Teils wird die Dauer von Westreisen in dringenden Familienangelegenheiten willkürlich auf drei Tage verkürzt — teils werden sie trotz Vorliegen der nötigen Unterlagen gar nicht erst genehmigt. Was soll das?

Wenn sich diese Tendenzen durchsetzen, wenn sie für die Haltung der „DDR"-Regierung bestimmend werden sollten, so wird die Politik des Ausgleichs und der Verständigung ihre Glaubwürdigkeit eingebüßt haben, noch ehe sie überhaupt zum Tragen kommt! Abgrenzung statt Aussöhnung — das ist nicht die Alternative einer Politik der friedlichen Koexistenz. Je eher man das in Ost-Berlin begreift, desto besser wird es um die Normalisierung im geteilten Deutschland bestellt sein. **Karl Wilhelm Fricke**

Alltag drüben:

Eheschulen für Heiratskandidaten

„DDR"-Behörden im Kampf gegen den Scheidungsboom

Düsseldorf — Die „DDR"-Bürger und -Bürgerinnen sind ausgesprochen scheidungsfreudig. Mit 18 Ehescheidungen auf 10 000 Einwohner im Jahre 1970 nimmt die „DDR" einen der vorderen Plätze in der Welt ein, und die Tendenz ist seit Jahren steigend.

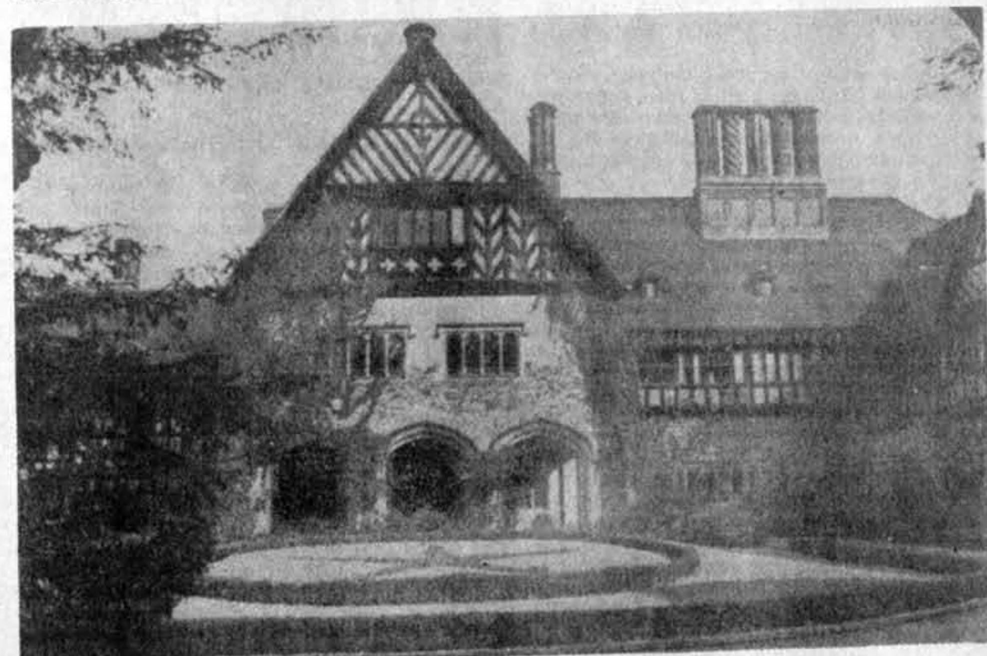
Die überdurchschnittlich hohe Scheidungsquote bereitet den Behörden seit langem einiges Kopfzerbrechen. Mit einem bisher einmaligen Experiment versuchen sie nun, das Übel an der Wurzel zu packen: Seit einigen Wochen können Heiratswillige eine sogenannte „Eheschule" besuchen. Bisher gibt es diese Einrichtung in Magdeburg und Aschersleben, weitere sind geplant.

Der Besuch der Schulen ist kostenlos, der Stundenplan vielseitig und interessant. An 15 bis 20 Abenden werden Vorlesungen und Diskussionen gehalten. Hauptthemen sind „Ehe und Familie in der sozialistischen Gesellschaft" „Partnerschaft in der Ehe", „Schwangerschaftsunterbrechung und Familienplanung", „Kinderpsychologie" und die Lösung von Eheproblemen. Auch Tips für die Wohnungseinrichtung, Freizeitgestaltung, Körperhygiene und gutes Benehmen stehen auf dem Plan.

Ärzte, Psychologen, Pädagogen und andere „erfahrene Persönlichkeiten aus den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen" versuchen ihren Schülern das Wissen zu vermitteln, das für eine glückliche Ehe unbedingt notwendig ist. Sie warnen die jungen Zuhörer vor Illusionen und revidieren deren falsche Vorstellungen von der Ehe. Immerhin scheitern die meisten Ehen in der „DDR" ebenso wie in der Bundesrepublik an Problemen des Alltags, und hüben wie drüben werden etwa 40 Prozent der Scheidungsanträge in den ersten Ehejahren gestellt.

In der Bunderepublik sind ähnliche Einrichtungen bisher noch nicht im Gespräch. Lediglich die staatlichen und konfessionellen Eheberatungsstellen bemühen sich um Hilfe und Aufklärung bei Eheproblemen. Bis solche Stellen aber zu Rate gezogen werden, hängt der Haussegen meist schon ziemlich schief, und die Eheberater können entweder nur versuchen, zu retten, was noch zu retten ist, oder rechtliche Tips für die Abwicklung der Scheidung geben.

Patentrezepte für glückliche Ehen können auch die „DDR"-Eheschulen mit Sicherheit nicht geben; ihr Vorteil besteht darin, daß sie die jungen Leute schon vor der Heirat auf die Probleme hinweisen, auf die sie nach der Hochzeit bestimmt stoßen und an denen sie ohne Hilfe scheitern könnten. **Monika Herbst**



Potsdam: Schloß Cecilienhof

ZITATE

Alles, was über zehn Jahre hinausgeht, ist eigentlich Futurologie. Wenn man von der staatlichen Einheit Deutschlands spricht, ist das Futurologie. Egon Bahr

Nützliche Unklarheit in den Staatsverträgen ist eine hohe Kunst. Talleyrand



FINANCIAL TIMES

Tanakas Wahlsieg

London — *„Der bedeutendste Faktor bei diesen Wahlen war Tanaka wohl selbst. Seine relative Jugend und seine schwungvolle Persönlichkeit stehen in hartem Kontrast zu dem traditionellen Stil japanischer Premierminister. Seine Persönlichkeit war jedoch nicht der einzige Grund für den neuen Erfolg des Premierministers. Er entsprach einem in der Bevölkerung weitverbreiteten Wunsch, als er im vergangenen September zu erfolgreichen außenpolitischen Verhandlungen mit Premierminister Tschou En-Lai nach Peking reiste. Doch wenn das Inflationsproblem Tanaka bisher auch nicht geschadet hat, so sieht es doch so aus, als ob dieses und andere wirtschaftliche Probleme die Hauptaufgabe für die an die Macht zurückgekehrten Liberaldemokraten sein werden."*

Neue Zürcher Zeitung

Mahnung an Europa

Zürich — *„Die westeuropäischen NATO-Partner verfügen zusammen über mehr Menschen und über ein größeres Industriepotential als das totalitäre Riesenreich Breschnews. Sie können nicht erwarten, daß für ihre Verteidigung auf die Dauer in einem schwer vertretbaren Übermaß die Amerikaner aufkommen. Wenn Außenminister Rogers in Brüssel erklärt hat, Europa werde in der Periode nach der Liquidierung des Vietnam-Krieges im Zentrum der amerikanischen Außenpolitik stehen, wird das keineswegs ein Ruhekissen bedeuten, auf dem die erweiterte EWG ungestraft fett und fetter werden kann."*

The Daily Telegraph

Glaubwürdigkeit der NATO

London — *„Kritisch, aber nicht ernst — diese lässige Diagnose scheint jetzt schon seit mehreren Jahren als die freundlichste Art akzeptiert worden zu sein, den Zustand der NATO-Angelegenheiten bei der Überprüfung durch die Ministerratssitzungen zu beschreiben ... Inzwischen hätte die NATO so deutlich ein Pappwachhund werden können, daß der Warschauer Pakt ihn umgestürzt hätte. Aber nichts passiert — außer der Entspannung! Sind die Warnungen also übertrieben alarmierend? Nein! Denn es passiert doch etwas. Brandt zum Beispiel, davon überzeugt, daß die NATO Berlin nicht verteidigen kann, hat praktisch einen separaten Friedensvertrag mit Rußland und seinen Satelliten abgeschlossen. Sowjetische Unterseeboote spionieren die norwegischen Fjorde aus und ‚entkommen'. Das Wissen um die große militärische Überlegenheit Rußlands veranlaßt andere Mitglieder, sich ebenfalls an Arrangements heranzutasten, was Rußland dazu ausnutzt, den Westen aufzuweichen und zu spalten, während es seine Satelliten eisern im Griff behält. Wenn die NATO-Mächte es bei der windigen europäischen Sicherheitskonferenz und den Gesprächen über ausgewogene Truppenreduzierungen zulassen, daß man sie spaltet — Frankreich und einige sozialistische politische Berater Brandts sind die Hauptrisiken —, dann wird die Glaubwürdigkeit der NATO wirklich dahin sein."*

Münchner Merkur

„Geister, die er rief ..."

München — *„Brandt selbst ist nicht unschuldig an dieser Entwicklung. Zu lange hat man die innerparteilichen Kämpfe heruntergespielt mit dem besänftigenden Wort von der ‚unruhigen Jugend'. Man nahm den Vormarsch der Linken in Kauf, um der Öffentlichkeit das Bild einer geschlossenen SPD präsentieren zu können. Und wenn Brandt den Jusos heute vorwirft, sie wollten ‚Druck auf das Parlament' ausüben und plädierten für politische Streiks, so sollte er nicht vergessen, daß er selbst im Wahlkampf mit seinem Wort von der ‚Mobilisierung der Betriebe' ein leuchtendes Vorbild gegeben hat. Die er rief, die Geister, wird er nicht mehr los."*

Süddeutsche Zeitung

Probleme der Union ungelöst

München — *„Die erneuerte Fraktionsgemeinschaft hat ihre Probleme nicht angepackt, geschweige denn gelöst. Der Konflikt wird dann wieder aufbrechen, wenn der Zeitpunkt ihr am wenigsten gelegen kommt. Keine noch so beschönigenden Worte können darüber hinwegtäuschen, daß die beiden christlichen Parteien nach dieser neuen Eruption weiter auseinandergerückt sind. Ihre Distanz zueinander scheint mit dem Abstand zur Regierungstätigkeit zu wachsen ... Getrennte Sitzungen des CSU- und des CDU-Teils der Fraktion, getrennte Wahlen zum Fraktionsvorstand, getrennte Kassen, das kann nicht ohne Einfluß auf zwei Parteien bleiben, die ohnehin eigene Vorsitzende und eigene, differierende Programme haben. Am Ende sind die Proportionen zwischen der größeren CDU und der kleineren CSU gewahrt geblieben, und keiner hat einen Kniefall vor dem anderen getan. Aber das Ergebnis ist doch: Man hat eine Kluft geschaut und kein brauchbares Konzept gefunden, sie zu schließen."*

Blick in die Geschichte:

Die Reaktion Moskaus auf die Märzereignisse 1939

Außenamt: „Grundsatz der Selbstbestimmung der Völker setzt freie Willensbestimmung voraus"

An Hand der historischen Quellen wird nachstehend dargestellt, wie sich die Sowjetregierung Mitte März 1939 angesichts der Liquidierung der seit dem Herbst 1938 bestehenden Zweiten Tschecho-Slowakischen Republik, der militärischen Besetzung der tschechisch-besiedelten Gebiete der Sudetenländer und der Schaffung des Protektorats Böhmen und Mähren tatsächlich verhalten hat.

Gegenüber der tschechischen Propaganda ist festzustellen, daß die Sowjetregierung in einer Note an den deutschen Botschafter in Moskau lediglich ihren Standpunkt dargelegt hat, ohne zu protestieren oder auch nur den eigenen Botschafter aus Berlin zur Berichterstattung nach Moskau zu berufen.

In der Sowjetnote vom 18. März 1939 wird — zum Unterschied von den Protestnoten der britischen und der französischen Regierung — auf das Münchener Abkommen direkt nicht Bezug genommen. Es heißt darin jedoch, daß die Sowjetregierung die Einverleibung der Tschechei (und in anderer Form auch der Slowakei) in den Bestand des Deutschen Reiches nicht anerkennen könne, da es keinerlei vorausgegangene Willensäußerung des tschechischen Volkes, etwa in Form eines Plebiszits wie seinerzeit bei Oberschlesien oder dem Saargebiet, gegeben habe.

Am 18. März 1939 fand in Moskau ein Empfang beim italienischen Botschafter Augusto Rosso statt, an dem auch der deutsche Botschafter Graf von der Schulenburg und M. M. Litwinow, der Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten, teilnahmen. Dabei fragte Litwinow gesprächsweise den deutschen Botschafter, ob er seine Note bereits erhalten hätte. Als v. d. Schulenburg dies verneinte und fragte, was die Note denn eigentlich beinhalte, erwiderte Litwinow:[1])

„Nachdem wegen tschechoslowakischer Ereignisse die englische und französische Regierung protestiert haben und vom Präsidenten der Vereinigten Staaten ein ‚statement' ergangen sei, habe auch die Sowjetregierung geglaubt, ihre Stellung klarlegen zu müssen, die dahin gehe, daß die Sowjetregierung die Änderungen in der staatsrechtlichen Struktur der Tschechoslowakei nicht anerkennen könne."

Im gleichen Telegramm berichtete v. d. Schulenburg weiter:

„Nachdem mir die Note inzwischen in der italienischen Botschaft zugestellt worden war, habe ich erneut mit Litwinow gesprochen und ihn gefragt, welche praktische Bedeutung seiner Note zukomme. Litwinow erwiderte lediglich, die Sowjetregierung habe eben ihren Standpunkt klarstellen wollen. Mein Eindruck, der sich auf Verhalten Litwinows und zweiten Absatz sowjetischer Note gründet, ist, daß die Sowjetregierung auch weiterhin nicht selbständig handeln, sondern sich nach dem Verhalten Englands, Frankreichs und Amerikas richten wird."

Die für den deutschen Botschafter bestimmte Note der Sowjetregierung ging zwar noch am gleichen Tage, aber erst kurz vor Mitternacht, bei diesem ein. Graf v. d. Schulenburg ließ eine deutsche Übersetzung davon machen und schickte diese mit einer Abschrift der Sowjetnote am 20. März 1939 nach Berlin. In seinem Begleitschreiben bemerkte der deutsche Botschafter:[2])

Mehr die Methode als das Ergebnis kritisiert

„Die Note ist am 19. März durch TASS und den Moskauer Rundfunk verbreitet und heute[3]) in der Sowjetpresse veröffentlicht worden.

Die Note stellt eine Meinungsäußerung der Sowjetregierung dar und enthält keinerlei Protest. Der Schritt wird damit begründet, daß es der Sowjetregierung nicht möglich sei, unsere Noten[4]) in der tschechoslowakischen Angelegenheit mit Stillschweigen zu übergehen und dadurch den falschen Eindruck zu erwecken, als ob die Sowjetregierung zu den tschechoslowakischen Ereignissen gleichgültig eingestellt sei. Nach Darlegung des sowjetischen Standpunktes schließt die Note damit, daß die Sowjetregierung die Einverleibung der Tschechei und, in der einen oder anderen Form, der Slowakei, in den Bestand des Deutschen Reiches nicht als rechtmäßig anerkennen könne. In Ergänzung der anderweitigen Meldung[5]) über meine Unterredung mit Litwinow möchte ich noch mitteilen, daß auch der Pressechef des Außenkommissariats (E. A. Gnedin) auf Fragen ausländischer Journalisten, welche praktische Bedeutung die Note der Sowjetregierung haben würde, keine Antwort geben konnte. Auf weitere Fragen, wie sich der Standpunkt der Sowjetregierung auf die hier[6]) lebenden Tschechen hinsichtlich ihrer persönlichen Angelegenheiten wie Paß-Fragen u. a. auswirken würde, meinte der Pressechef, daß man sich hierüber schon einigen würde."

Am gleichen Tage[7]) äußerte sich Botschaftsrat von Tippelskirch, Moskau, in einem Schreiben an den Vortragenden Legationsrat Dr. Schliep, den Leiter des Referats Pol V: Ost-Europa (Polen, Danzig, Sowjetunion) im Auswärtigen Amt, Berlin, über den Charakter und die Bedeutung der Sowjetnote:

„Ihr Inhalt beschränkt sich auf eine Meinungsäußerung dahin, daß die Sowjetregierung die tschecho-slowakischen Ereignisse nicht anerkennen könne. Offenbar ist der Hauptzweck der Note, daß die Sowjetregierung zeigen will, daß sie sich dem Vorgehen Frankreichs und Englands anschließt. Die Note erweckt im übrigen den Eindruck, als ob mehr die Methode als das Ergebnis kritisiert werde.

Beim Anschluß Österreichs hat Litwinow eine internationale Konferenz vorgeschlagen, aber keine Note übersandt. Diesmal äußert die Sowjetregierung ihren Standpunkt zwar mit einer Note, jedoch auf eine Art und Weise, die sie weiterer Aktionen (z. B. der Rückberufung des Sowjetbotschafters zur Berichterstattung) überhebt."

v. Tippelskirch teilte in seinme Schreiben an Schliep auch folgende interessante Einzelheit mit:

„Übrigens möchte ich nicht vergessen zu erwähnen, daß Litwinow, als der Herr Botschafter ihn über die tschecho-slowakischen Ereignisse unterrichtete, seine Befriedigung über die Anektierung der Karpato-Ukraine durch Ungarn unverhohlen gezeigt hat".

Diese Bemerkung Litwinows ist leider nicht wörtlich überliefert. Ohne Zweifel bestand sie in einem Aufatmen der Erleichterung darüber, daß die Karpato-Ukraine Ungarn[8]) und nicht Polen zufiel, durch das die sowjetischen Einfluß entzogene, noch zu Polen gehörende West-Ukraine vergrößert und polnisch-ukrainische Aspirationen neu geweckt worden wären. Die Karpaten-Ukrainer hatten, nachdem sie auf Grund des I. Wiener Schiedsspruches vom 2. November 1938 bereits den überwiegend von Ukrainern bewohnten Südteil des Landes an Ungarn abtreten mußten, sowohl gegen das Eindringen tschechischer Verbände unter General Prchala Anfang März 1939 erfolgreich Widerstand geleistet als auch die ungarischen Truppen bekämpft, als diese am 15. März 1939 begannen, auch den Hauptteil der Karpaten-Ukraine militärisch zu besetzen. Die Erklärung der karpaten-ukrainischen Regierung Woloschin vom 14. März 1939, in der diese die Deutsche Reichsregierung bat, das Land unter den Schutz des Deutschen Reiches zu stellen, wurde von reichsdeutscher Seite nicht zur Kenntnis genommen, da sich das Deutsche Reich in dieser Angelegenheit nach keiner Seite hin festlegen wollte[9]).

*

Die Note M. M. Litwinows vom 18. März 1939 hat folgenden Wortlaut:[10])

Moskau, den 18. März 1939

„Herr Botschafter,

Ich beehre mich, den Empfang Ihrer Note vom 16. und der Note vom 17. d. Mts., die der Sowjetregierung von der Einverleibung der Tschechei in den Bestand des Deutschen Reiches und von der Festsetzung eines deutschen Protektorats über sie Kenntnis geben, zu bestätigen.

Da die Sowjetregierung es nicht als möglich erachtet, die bezeichneten Noten mit Stillschweigen zu übergehen und damit den falschen Eindruck erwecken, als ob sie zu den tschecho-slowakischen Ereignissen gleichgültig eingestellt sei, hält sie es für erforderlich, in Beantwortung der bezeichneten Noten ihre tatsächliche Einstellung zu den erwähnten Ereignissen zum Ausdruck zu bringen.

1. Die in dem einleitenden Teil des deutschen Erlasses zu seiner Begründung und Rechtfertigung angeführte politisch-historische Erwägung, insbesondere die Hinweise auf das tschecho-slowakische Staatswesen als auf einen Herd ständiger Beunruhigungen und eine Bedrohung des europäischen Friedens, auf die Nichtlebensfähigkeit des tschecho-slowakischen Staates und auf die hieraus resultierende Notwendigkeit besonderer Besorgnisse für das Deutsche Reich, können nicht als zutreffend und den der ganzen Welt bekannten Tatsachen entsprechend anerkannt werden. Tatsächlich war von allen europäischen Staaten die Tschecho-Slowakische Republik nach dem Ersten Weltkrieg eine der wenigen Staaten, in denen die innere Ruhe und die äußere friedliebende Politik tatsächlich gewährleistet waren.

2. Der Sowjetregierung sind keine Verfassungen irgendeines Staates bekannt, die dem Staatsoberhaupt das Recht gäben, ohne Einverständnis seines Volkes dessen selbständige staatliche Existenz aufzuheben. Es ist schwer zuzugeben, daß irgendein Volk sich freiwillig mit der Vernichtung seiner Selbständigkeit und mit seiner Einverleibung in den Bestand eines anderen Staates einverstanden erklärt, um so weniger ein solches Volk, welches seit Jahrhunderten für seine Unabhängigkeit gekämpft und schon durch zwanzig Jahre seine selbständige Existenz bewahrt hat. Der tschecho-slowakische Präsident, Herr Hácha, hatte, als er den Berliner Akt vom 15. d. M. unterschrieb, hierfür keinerlei Vollmachten von seinem Volke und handelte im offensichtlichen Widerspruch zu den Artikeln 64 und 65 der tschecho-slowakischen Verfassung und zu dem Willen seines Volkes. Infolgedessen kann der bezeichnete Akt nicht als rechtskraftbesitzend gelten.

3. **Der Grundsatz der Selbstbestimmung der Völker, auf den sich die Deutsche Regierung nicht selten beruft, setzt eine freie Willensäußerung des Volkes voraus, die nicht ersetzt werden kann durch die Unterschrift einer oder zweier Personen, wie hoch die Posten auch sein mögen, die sie einnehmen. Im gegebenen Falle gab es keinerlei Willensäußerungen des tschechischen Volkes, nicht einmal in der Form solcher Plebiszite, die z. B. bei der Feststellung des Schicksals Oberschlesiens und des Saarlandes stattgefunden haben.**

4. In Ermangelung irgendeiner Willensäußerung des tschechischen Volkes müssen die Besetzung der Tschechei durch deutsche Truppen und die nachfolgenden Handlungen der deutschen Regierung als willkürlich, gewalttätig, aggressiv erachtet werden.

5. Die oben angeführten Bemerkungen beziehen sich vollinhaltlich auch auf die Änderung des Status der Slowakei im Sinne der Unterwerfung der letzteren dem Deutschen Reiche, eine Änderung, die durch keinerlei Willensäußerung des slowakischen Volkes eine Rechtfertigung erfahren hat.

6. Die Handlungen der Deutschen Regierung dienten als Signal zu einem groben Eindringen ungarischer Truppen in Karpato-Rußland und zu einer Verletzung der elementaren Rechte seiner Bevölkerung.

7. Angesichts des Dargelegten kann die Sowjetregierung die Einverleibung der Tschechei in den Bestand des Deutschen Reiches und in der einen oder anderen Form auch der Slowakei, nicht als rechtmäßig und den allgemein anerkannten Normen des Völkerrechts und der Gerechtigkeit oder dem Grundsatz der Selbstbestimmung der Völker entsprechend anerkennen.

8. Nach Ansicht der Sowjetregierung haben die Handlungen der Deutschen Regierung eine irgendwie geartete Gefahr für den allgemeinen Frieden nicht nur nicht beseitigt, sondern im Gegenteil, sie haben eine solche Gefahr geschaffen und verstärkt, sie haben die politische Stabilität in Mitteleuropa verletzt, die Elemente des schon früher in Europa geschaffenen Unruhezustandes vergrößert und dem Gefühl der Sicherheit der Völker einen neuen Schlag zugefügt.

Ich beehre mich, Herr Botschafter, Sie zu bitten, Vorstehendes zur Kenntnis Ihrer Regierung zu bringen und die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung entgegenzunehmen.

gez. Litwinow."

Die uns heute interessierenden wichtigsten Feststellungen der Note der Sowjetregierung vom 18. März 1939 sind folgende:

1. Die Zweite Tschecho-Slowakische Republik, die nach der staatlichen Ausgliederung der sudetendeutschen Gebiete, des Olsa-Gebietes und der magyarisch-besiedelten Gebiete der Südslowakei und der Südkarpatenukraine bis Mitte März 1939 bestanden hat, war lebensfähig.

2. Der Bestand der Zweiten Tschecho-Slowakei gab dem Deutschen Reich keinen Grund für Besorgnisse außenpolitischer oder militärischer Natur.

3. Die Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren geschah entgegen dem Grundsatz der Selbstbestimmung der Völker und ohne freie Willensäußerung des tschechischen Volkes.

4. Die Besetzung der Tschechei (Tschechiens) durch deutsche Truppen und die nachfolgenden Handlungen der Deutschen Regierung waren „willkürlich, gewalttätig und aggressiv".

5. Durch das Vorgehen der Deutschen Reichsregierung im März 1939 wurde die politische Stabilität in Mitteleuropa verletzt.

Münchner Abkommen vom Märzgeschehen trennen

Die Sowjetregierung hatte somit, ohne das Münchner Abkommen vom 29. September 1938 und seine Folgewirkungen ausdrücklich zu erwähnen, in ihrer an den deutschen Botschafter in Moskau gerichteten Note vom 18. März 1939 mit Recht, aber ohne zu protestieren, ihre Meinung dahingehend geäußert, daß **„die Einverleibung der Tschechei in den Bestand des Deutschen Reiches, und in der einen oder anderen Form auch der Slowakei, nicht als rechtmäßig und den allgemein anerkannten Normen des Völkerrechts und der Gerechtigkeit oder dem Grundsatz der Selbstbestimmung der Völker entsprechend anerkannt werden" könne.**

Diese Meinungsäußerung entspricht der allgemein geäußerten Auffassung auch des deutschen Volkes und hier wieder im besonderen der Auffassung des Sudetendeutschtums. Einer Erklärung von deutscher Seite, wonach das willkürliche, gewalttätige und aggressive Vorgehen der Deutschen Reichsregierung bei der Zerstörung der Zweiten Tschecho-Slowakischen Republik, der militärischen Besetzung der tschechisch-besiedelten Gebiete der Sudetenländer und der Schaffung des Protektorats Böhmen und Mähren gegen den Geist und Sinn des Münchner Abkommens der vier europäischen Großmächte verstößt, ungerecht und deshalb nichtig sei, stünde wohl kaum etwas im Wege. Eine solche Erklärung würde ohne Zweifel dazu beitragen, das Münchner Abkommen säuberlich von dem gewalttätigen, willkürlichen und aggressiven Märzgeschehen 1939 zu trennen, das von tschechischer und nun ganz allgemein von kommunistischer Seite propagandistisch wirksam mit „München" verquickt wird, obwohl es sich um zwei völlig verschiedene Vorgänge und einander selbst entgegengesetzte historische und rechtliche Tatbestände handelt, — so wie es auch in den Protestnoten sowohl der britischen als auch der französischen Regierung vom 18. März 1939 klar zum Ausdruck kommt.

Dr. Alfred Bohmann

Quellenangabe auf Seite 22

Die Schlacht ist vorbei

Die Novemberwahl ist gelaufen, die Schlacht ist vorbei. Das ist ein Zeitpunkt, an dem jede Redaktion erleichtert aufatmet. Denn in den letzten Tagen vor einer solchen Ent- scheidung prasselt es von allen Seiten auf eine Zeitung ein: Ratschläge, Beschwörungen, Beeinflussungen und auch Drohungen. Es sind nicht wenige, die sich da im Besitz des „Steines der Weisen" glauben, mit dem unbedingt ein Erfolg in dieser oder jener Richtung erzielt werden kann. Fast alle diese Briefe, und sie waren sicherlich alle gut gemeint, sind nun Makulatur, reif für die Ablage geworden. Es ist klar, daß bei vielen die Stim- mung angeheizt war, sie waren in dieser oder jener Richtung engagiert und fühlten sich aufgerufen, irgend etwas zu tun. Und das ist gut so, wenn ein Volk an einer Entscheidung Anteil nimmt. Durchblättert man all die Briefe, die unser Forum noch nach Redaktions- schluß erreichten, so kann man nur noch nachträglich feststellen, wo Erwartungen erfüllt oder enttäuscht wurden. Wie viele kluge Rechnungen sind dabei nicht aufgegangen? Jetzt geht es nur noch darum, Groll und Enttäuschungen abzubauen, denn es geht alles weiter, nicht unter! Und es wird nicht lange dauern, dann gibt es neue Ereignisse, an denen sich die Meinungen entzünden werden. Aus der Post zur Wahl können wir nun nur noch das bringen, was den Wahlsonntag überlebt hat.

Grundvertrag anfechten

Eine erste Prüfung ergab: „Drei Punkte" reichen aus, um den Grundvertrag anzufechten. Der am 8. 11. 1972 paraphierte sog. „Grundvertrag" behauptet in seiner Präambel: „. . . ausgehend von den historischen Gegebenheiten . . ." — „Historische Gegebenheit" ist („einzig und allein") die Zusicherung der vier Siegermächte, „. . . gemeinsam in ihrer Eigenschaft als Mitglieder des Kontrollrats in den Deutschland als Ganzes betreffenden Fragen . . ." zu entscheiden (Kap. III A 1. des Potsdamer Abkommens vom 2. 8. 1945). — Diese „Zusicherung" muß ebenfalls im Zusammenhang mit der „nationalen Einheit" gesehen werden; die Präambel (des Grundvertrages) fährt fort: „. . . unbeschadet der verschiedenen Auffassungen der BRD und der ‚DDR' zu grundsätzlichen Fragen, darunter der nationalen Frage . . ." Dieser - Passus widerspricht der Feststellung, man gehe von „historischen Gegebenheiten" aus . . .

Art. III betont: „. . . Entsprechend der Charta der Vereinten Nationen werden die BRD und die ‚DDR' ihre Streitfragen ausschließlich mit friedlichen Mitteln lösen und sich der Drohung mit Gewalt oder Anwendung von Gewalt zu enthalten . . ." — Die Montage von „Todesfallen" entlang der Demarkationslinie zwischen Mittel- und Westdeutschland und der Ausbau der „Berliner Mauer" jedoch sind zumindest „Drohung mit Gewalt"!

Schließlich: Art. VIII erklärt: „. . . Die BRD und die ‚DDR' werden ständige Vertreter austauschen . . ." — Das ist eine weitere Umschreibung der „völkerrechtlichen Anerkennung": denn: „ständige Vertreter" sind laut völkerrechtlicher Definition gleichrangig mit Botschaftern. (Das ist u. a. den Interpretationen der verschiedenen westdeutschen Lexika zu entnehmen.)

Die oben angegebenen „drei Punkte" reichen m. E. aus, den sogenannten Grundvertrag anzufechten, und zwar noch vor der Ratifikationsdebatte! — Weder Abschnitt I des Zusatzprotokolls noch Art. IX sowie die beiden Schreiben der Herren Bahr und Kohl betr. die „Nichtberührbarkeit früherer Verträge" und die „Viermächteerklärung zur Aufnahme in die UNO" können als Gegenargumente in Betracht gezogen werden.

Rudolf Jahn, Freiburg

Dr. Barzel sagte ab

Für die CDU ging die Bundestagswahl auch deshalb verloren, weil es ihrer Führung nicht gelang, sich über nationale Fragen so eindeutig zu äußern, daß jemand wie ich beispielsweise, für den solche Fragen zentralen Wert haben, genau weiß, was ich von einer Partei, die von mir die Stimme haben will, zu erwarten habe. Wahlanzeigen mit Allerweltsbeteuerungen können auf mich keine Wirkung ausüben. Und hier setzt meine Kritik am „Ostpreußenblatt" ein. Sie haben, sicherlich in lobenswerter Absicht, mehrere Interviews mit Politikern gebracht. Aber — sie kamen alle aus dem zweiten oder dritten Glied. Ich bin enttäuscht, daß Sie kein Interview mit Dr. Rainer Barzel brachten, denn der, und nicht die anderen, wollte Kanzler werden. Sie hätten ihm klare und gezielte Fragen stellen können, die auch klare Antworten hätten herausfordern müssen. Nur so hätte er für mich und sicherlich für viele andere Leser ein deutliches Profil bekommen. Das ist doch auch Aufgabe einer Zeitung, dem Leser die „Information aus erster Hand" zu vermitteln. Ich bedauere, daß Sie das nicht fertig gebracht haben.

Ing. Gerhard Böttcher, Buchholz

Anmerkung der Redaktion:

Der Vorwurf von Herrn Böttcher wäre berechtigt, wenn die Redaktion das nicht versucht hätte. Tatsächlich aber hat sie sich um ein Interview mit dem CDU-Kanzlerkandidaten Dr. Rainer Barzel bemüht und die entsprechenden Fragen gestellt. Einen Tag vor Druck der letzten Ausgabe vor dem 19 November wurde unserer Redaktion durch die Pressestelle der CDU-Bundestagsfraktion mitgeteilt, daß Dr. Barzel durch Inanspruchnahme im Wahlkampf unserer Bitte nicht entsprechen könne.

Ungerührt zugesehen

Zum Interview mit Ministerpräsident Dr. Stoltenberg, Folge 47/1972.

Was meint Herr Dr. Stoltenberg mit „Zwischenstaatliche Verständigung nicht durch einseitige Opfer ostdeutscher Mitbürger erkaufen"? Die CDU müßte sich doch selbst die Frage vorlegen, wieweit sie durch ihre Haltung gerade diesen Zustand begünstigt hat. Der Wunsch nach Recht auf Heimat und Besitz der Ostdeutschen ist doch ganz selbstverständlich. Es ist doch ihr Anrecht.

Die einzige rechtliche Möglichkeit, die meiner Meinung nach noch genutzt werden sollte, ist das Recht des einzelnen an seinem Besitz in seiner Heimat. Diese Forderung an Regierung und Gesetz zu stellen, ist notwendig. Wo aber bleibt das Recht des einzelnen an seinen Werten, welche die Regierung ohne Not einfach weggegeben hat? Angeblich, um den Frieden sicherer zu machen, wie der Bundeskanzler Willy Brandt immer wieder sagt, und um in der Welt Freunde zu gewinnen. Das deutsche Volk hat in stoischer Ruhe in seiner Masse dabei ungerührt zugesehen, und die Kreise, die politisch und amtlich aufgerufen waren, die Rechte des deutschen Volkes zu sichern, sind einfach zu schwach gewesen. Sie haben nicht gehandelt.

Otto Jepsen, Schleswig

Was für Menschen?

Was sind die Deutschen nur für Menschen? — Zwei Weltkriege wurden geführt und heute verzichten sie freiwillig auf ihre eigene Heimat. — Von einigen Monaten unterhielt ich mich im Kreise anderer Deutscher über den Osten. Ausgelacht wurde ich, weil ich, so bald es geht, wieder zurück nach Ostpreußen will. Man sagte mir, daß es hier genügend Land zu kaufen gibt und ohne Krieg wird der deutsche Osten nicht frei. Wenn ich für den Krieg bin, dann könnte ich es allein machen. Was sind die Deutschen nur für Menschen? Kennen die Deutschen nur Krieg und Verzicht? Warum verhandelt man nicht, und Probleme, die man heute nicht lösen kann, kann man bestimmt nicht durch freiwilligen Verzicht lösen.

H.-G. Palfner, Anchorage (Alaska)

Freund wiedergefunden

Bei dieser Gelegenheit möchte ich erwähnen, daß ich vor einiger Zeit durch das Ostpreußenblatt, das ich ununterbrochen seit 1951 beziehe, eine große Freude erlebte. Jahrzehntelang suche ich vergeblich über die verschiedensten Institutionen einen alten Segelfreund, mit dem ich viele Touren über die Haffe und die masurischen Seen gemacht habe. Über eine Veröffentlichung der „Traditionsgemeinschaft ehemaliger ostpreußischer Flieger und Segelflieger" im Ostpreußenblatt fand ich ihn wieder. Obwohl wir weit voneinander entfernt leben, kam alsbald ein Treffen zustande. 33 Jahre hatten wir uns nicht mehr gesehen, aber es war, als ob wir uns erst gestern getrennt hatten.

Dipl. rer. pol. Will Kalweit, Hannover

Viele Mitleser

Hier in meinem Altenstift bin ich die einzige Abonnentin, aber ich gebe das Blatt regelmäßig an Schlesier und Bayern, und die letzteren sind ganz besonders interessiert und begeistert. Die beste politische Zeitung nennen sie unser Ostpreußenblatt.

Rita Hoefer, Ottobrunn

Beethovens Grab

Im Beethovenjahr 1970, als mehr noch als zu anderen Zeiten Künstler und Musikfreunde aus aller Welt das Grab Beethovens aufsuchten, las man im Ostpreußenblatt, daß „niemand weiß, wo der große Sohn in Wien bestattet ist". Ich sandte der Redaktion daraufhin eine Berichtigung zu, die leider keine Beachtung fand.

Zu meinem Erstaunen ist die unrichtige Information jetzt im Ostpreußenblatt aber wieder zu lesen auf der Seite „Dokumentation". Ich zitiere die Stelle: „. . . wo auch Hans Sachs liegen soll, dessen letzte Ruhestätte ebensowenig genau bekannt ist wie die Ludwig van Beethovens, der in Wien beigesetzt wurde. Auf seinem Grab steht kein Denkmal der Dankbarkeit, anders als auf der letzten Ruhestätte von Johann Strauß, dem Walzerkönig der ebenfalls in Wien seine letzte Ruhestätte gefunden hat."

So sei mir gestattet, noch einmal deutlich auf diesen für eine Zeitung vom Range des Ostpreußenblattes m. E. keineswegs belanglosen Irrtums hinzuweisen. Ich füge die Kopie meiner Darstellung von 1970 bei, die auch heute noch gilt. Und ich ergänze sie durch ein Dia und eine Serie von elf Fotos, die an sich schon genügend darüber aussagen und zeigen, daß sehr wohl ein ansehnliches „Denkmal der Dankbarkeit" über Beethovens Ruhestätte steht. Es ist seine zweite auf dem Wiener Ehrenfriedhof nach der im Juni 1888 durchgeführten Umbettung vom ehemaligen Währinger Friedhof. Drei Monate später nahm man die gleiche Umbettung mit Franz Schubert vor. Dort ruhen außer Beethoven, Schubert und J. Strauß (Sohn) auch Gluck, Brahms, Lanner, Joh. Strauß (Vater), Jos. Strauß, Suppé, Millöcker, Kalman u. a.

Offenbar liegt in dieser Frage eine Verwechslung Beethovens mit Mozart vor, auf dessen Grab die gedruckte Behauptung zutrifft, allerdings auch nur soweit, als es sich um die genaue Lokalisierung handelt. Fest steht immerhin, daß Mozart auf dem Wiener Friedhof von St. Marx ruht, wahrscheinlich in einem Kreise von kaum mehr als 100 Meter um das schlichte, symbolische Grabmal von 1900 auf dem Felde der einstigen Reihen-Schachtgräber.

Ernst Radzanowski, Hamburg

Junge und alte Ostpreußen zu Problemen der Zeit

Wo Ostdeutschland liegt

In der letzten Zeit ist es mir öfter aufgefallen, daß in der Presse, auch in der deutschen, Mitteldeutschland als Ostdeutschland bezeichnet wird! Das soll bei einem Teil der Presse anscheinend so manipuliert werden und ist eine Verfälschung der Tatsachen. Mitteldeutschland als Bezeichnung hat es immer schon gegeben (das Wort steht sogar im Duden), und Ostdeutschland liegt immer noch da, wo sich u. a. Ostpreußen befindet. Viele bezeichnen die polnisch verwalteten deutschen Ostgebiete nämlich schon als „Polen".

Erika Fehrmann, Rendsburg

Auf die Finger klopfen

Heute in den 7-Uhr-Nachrichten hat der Rundfunk auf Mittelwelle unsere Landsleute in der Heimat und damit auch uns als „deutschstämmige Polen" bezeichnet. Soll durch den nun sattsam bekannten „Wandel des Sprachgebrauchs" etwa unsere Ausweisung vorbereitet und „glaubhaft" gemacht werden? Können Sie nicht diesen Burschen gehörig auf die Finger klopfen?

Richard Littek, Hamburg



Geschichte von Johnnie Walker — Das ist Geschichte! (Werbezeichnung und Text für die Whisky-Marke „Johnnie Walker" in der Brüsseler Zeitung „Libre Belgique".) Das ging einem sonst humorbegabten belgischen Leser des „Ostpreußenblattes" über die Hutschnur. Er schrieb an die Whisky-Firma:

Messieurs,

es sei vorausgeschickt, daß der Whisky „Johnnie Walker" in meinen Augen einer der besten Skotches ist, die es gibt. Und ich weiß, daß Sie ihn sicherlich noch besser finden. Wenn ich Ihnen das aber sage, dann nicht ohne eine Anmerkung: Ihre Werbung in den Zeitungen der letzten Tage ist sehr hübsch, aber nur in dem Sinne, daß die Gevattern Stalin und Churchill nett gezeichnet sind. Das ist aber alles, denn Ihr immer wiederkehrender Werbespruch „In großen Augenblicken der Geschichte hat die berühmte Flasche manche Streitigkeiten beigelegt", wirkt gerade in diesem Falle schockierend. Es ist möglich, daß die Manager von „Johnnie Walker" den Krieg nicht erlebt haben oder vielleicht wenig darüber gelesen haben. Ich schätze, daß der arme Winston von Väterchen „Joseph" aufs Kreuz gelegt wurde. Es wäre traurig, wenn das mit Hilfe eines so guten Getränkes gelungen sein sollte. Als ehemaliger Kriegsgefangener (fünf Jahre in Königsberg) habe ich im Osten Europas gelebt, und ich habe auch die Rote Armee während einiger Monate unmittelbar erlebt. Ich war ohnmächtiger Zeuge bei den Massakern an der deutschen, polnischen und anderen Bevölkerung, die vor den Truppen des Ostens floh. Und deshalb meine ich, daß diese Art von Reklame von schlechtem Geschmack ist. Denn seit dieser Zeit genügt ein Blick auf die Landkarte, um sich über die Größe des Gebietes klar zu sein, das an die Russen „verkauft" worden ist. Ich vermute, daß der „Johnnie Walker" die schweren Bedenken des armen Winston verflüchtigte, während er das Gehirn von Väterchen Joseph klar machte. Um nicht dasselbe zu erleben, muß ich in Zukunft vorsichtiger sein. Das ist wirklich schade, denn der Whisky ist gut.

Arthur Keppenne
ex. P. G. Nr. 10 352 im Stalag IA
(30. 5. 1940 — 2. 7. 1945)

(Anmerkung: Eine Antwort erhielt der Briefschreiber nicht).

Allenstein: Hotel „Warminski"

Zwei Leser erheben Einwände gegen die Darstellung im Reisebericht „Viele Tränen gesehen", „Forum freier Meinungen" Nr. 45/1972:

„Ich lese gerade in unserem Ostpreußenblatt. daß eine Einsenderin unter der Spalte „Viele Tränen gesehen" über ihren Besuch in unserer Heimatstadt A. (sicherlich Allenstein gemeint), daß das „Hotel Warminski" so verkommen ist, daß es keinem zuzumuten ist, dort zu übernachten. Wann ist die Einsenderin in Allenstein gewesen? Auch ich bin im Juni 1971 10 Tage mit einer Reisegesellschaft im polnisch besetzten Gebiet gewesen und habe noch mit 27 Reiseteilnehmern zwei Nächte in diesem „Hotel Warminski" übernachtet. Niemand von den Reiseteilnehmern war in dem Hotel unzufrieden und hatte was zu beanstanden. Die Zimmer waren sauber und die Verpflegung (Vollpension) war gut und reichlich.

Ich möchte noch bemerken, daß bei uns in Westdeutschland in einigen Hotels die Zimmer noch schlechter sind als im polnisch besetzten Gebiet. In diesem Falle muß ich das Gesagte von der Einsenderin zurückweisen, das Hotel Warminski ist gut und wenn ich noch mal nach Allenstein komme, gehe ich wieder in dieses Hotel. Ein Polenfreund bin ich nicht, aber was wahr ist, soll auch wahr bleiben.

Josef Detmer, Brunsbüttel

Wenn der Briefschreiber sagt, daß das Fotografieren im Bereich Allenstein verboten sei, so muß ich dem widersprechen. Verboten war und dürfte heute noch sein: das Fotografieren an militärischen Anlagen, Brücken und Viadukten. Nach meinen Feststellungen und Erlebnissen kann ich entgegen denen des Briefschreibers sagen, daß es im Hotel „Warminski" ein wohlbehagendes Wohnen war. Ich muß aber vorausschicken, daß es in Allenstein zwei Hotels mit der Bezeichnung „Warminski" gibt. Ein Neubau liegt an der früheren Adolf-Hitler-Allee, zuvor Königsstraße, zwischen der Tannenbergstraße und der früheren Berufsschule mit angrenzender Brauerei. In dieses Hotel habe ich zwar keinen Einblick genommen, dafür „wohnte" ich im Hotel „Warminski" in der früheren Roonstraße — unweit der Herz-Jesu-Kirche. Der Hotelbau — ein Doppelblockbau mit überaus vielen Betten — bietet dem verwöhntesten Gast eine gute Herberge. Die Restaurationsräume — ein langer Saalbau — sind mit den besten Einrichtungen versehen, so daß man sich wohl fühlen konnte. Aus diesem Grunde muß ich mein Bedauern aussprechen, wenn man liest: „Das Hotel ‚Warminski' in A. ist so verkommen, daß keinem zuzumuten ist, dort zu übernachten." Beide Hotels gleichen Namens sind Neubauten und keiner von unserer Reisegesellschaft hatte eine kritische Bemerkung fallen lassen.

Franz Gömer, Siegen-Kaan-Marienborn

Gertrud Papendick

Des Leutnants Weihnachtsfahrt

Diese Geschichte, die sich nun schon vor bald siebzig Jahren ereignete, ist eine von jenen, die immer wiederkehren. Sie handelt von dem Leutnant Otto Glehn, der damals erst zwanzig oder einundzwanzig Jahre alt war und somit eigentlich nichts anderes als ein großer Junge, der am Heiligen Abend nach Hause unter den Tannenbaum gehörte.

Aber es stand ihm leider kein Urlaub zu, durchaus nicht, denn da waren die andern dran, all die Jungen, die aus dem Reich stammten; Borkenhusen, der in Pommern, und Rheeden, der in Hannover zu Hause war, und Schack und Hollwitz, Söhne Berlins. Die Ostpreußen blieben zurück — na ja, also ein andermal! Aber nun war der vierundzwanzigste dienstfrei, der erste Feiertag auch, es war bloß ein paar Stunden weit von Allenstein bis hinauf an die Deime. Der Kommandeur hatte ein Herz in der Brust, er ließ am Vormittag des vierundzwanzigsten auch den Leutnant Glehn nach Hause fahren.

Der Leutnant Glehn hatte am Tag zuvor nur eine bekümmerte Ansichtskarte gesandt; aber nun erstand er von den Resten seines Wechsels doch noch in aller Eile ein paar sehr teure Zigarren und ein sehr teures, ganz winziges Fläschchen Parfüm — ziemlich sinnlos, wie er selber fand. Aber es war nicht nett, wenn man mit leeren Händen nach Hause kam. Er warf sich in Zivil und fuhr los, in Fuchspelz und Jagdhut, wie sich das schickte für einen Landjungen. Der Zug war voller Weihnachtsfahrer — viele, viele Soldaten — in Korschen im Wartesaal brannte schon der Baum, in Insterburg läuteten die Glocken. Noch einmal umsteigen — „Frohes Fest, Kamerad!" —, gegen vier Uhr war er da. Er kam gerade noch zurecht zur Kinderbescherung. Sie sangen, als er ins Haus trat.

Die Tür war offen, so war das auf dem Lande, er legte in der Diele ab, ohne daß ihn einer sah. Dann drückte er sich geräuschlos zur Eßzimmertür hinein und blieb neben dem großen Eichenschrank stehen. Niemand bemerkte ihn.

Es war alles wie sonst: auf dem langgezogenen Eßtisch lag all die Herrlichkeit ausgebreitet. Der Baum stand in der offenen Flügeltür zum Saal — eine mächtige Tanne hatte der Alte diesmal drangegeben — und davor standen sie alle mit ihren feierlichen Gesichtern, Jungen und Mädchen — große, kleinere und ganz kleine, blankgewaschen und glattgekämmt, der Schein der Lichter glänzte in ihren Augen.

Dann kam das Gedicht, und Minna Schwill stand allein in der Mitte, Minna Schwill, die Tochter vom Schmied, mit den dünnen, blonden Zöpfen und den hungrigen Augen, ihre mageren Backen brannten vor Aufregung. Es war das gleiche Gedicht wie jedes Jahr, aber als sie gegen das Ende kam: „. . . und stehn allhier im Glanz der Kerzen . . .", da stockte sie plötzlich. Sie war die erste, die ihn sah, wie er da im Halbdunkel neben der Tür stand, groß, fremd und prächtig wie ein Prinz, und war doch der junge Herr, der ihr die Mützenschleife gebunden hatte, als sie ganz klein war. Uns' Ottoke . . .!

Knapp achtundzwanzig Stunden Zeit hatte Otto Glehn alles in allem, mehr nicht. Es war bei Gott nicht viel, es lohnte kaum. Es war nur, daß man zu Hause die Lichter brennen sah, und daß man einmal wieder an Ort und Stelle all die guten, ländlichen Sachen aß; auch daß man denen hier die große Überraschung bereitet hatte — wirklich eine sehr große, wenn auch die Mutter um das Weihnachtspaket barmte, das nun in Allenstein lag, ungeöffnet. „Ottchen, das ist doch ein Jammer . . ."

Und dann war das Zimmer oben im Giebel. Es war eins von den Dingen, die blieben, wie sie waren, und denen man nie entwuchs. Otto schlief seinen Jungenschlaf in dem alten, braunen Bett, geborgen unter dem Dach seines Vaterhauses.

Am späten Morgen war die Welt draußen hell und weiß. Der Feiertagsvormittag war dazu da, daß man mit dem Alten durch die Ställe ging, voran zu den Pferden, wie das Reiterherz es verlangte. Die Luft war klar und kalt, man sah vom Hof über den Fluß und weit über die Wiesen, es war alles weiß — über dem Wald wuchs eine schwere, blaugraue Wolkenwand herauf.

Gegen Mittag begann es zu schneien. Es sank zuerst leicht und sacht herab, ein sanfter Feiertagsschnee. Doch dann kam der Wind auf, es wirbelte daher, es wehte heftig, es fing an zu schütten.

Es schneite und schneite den ganzen Nachmittag und schneite in den Abend hinein, Sturm stand auf und verwehte die Türen, es warf ganze Ladungen gegen die Fenster. Stürze von Schnee brachen hernieder, als sackte der Himmel ein von den Lasten, die er trug. Man konnte nicht mehr hinaus, es hatte keinen Zweck, man saß drin und trank einen Grog.

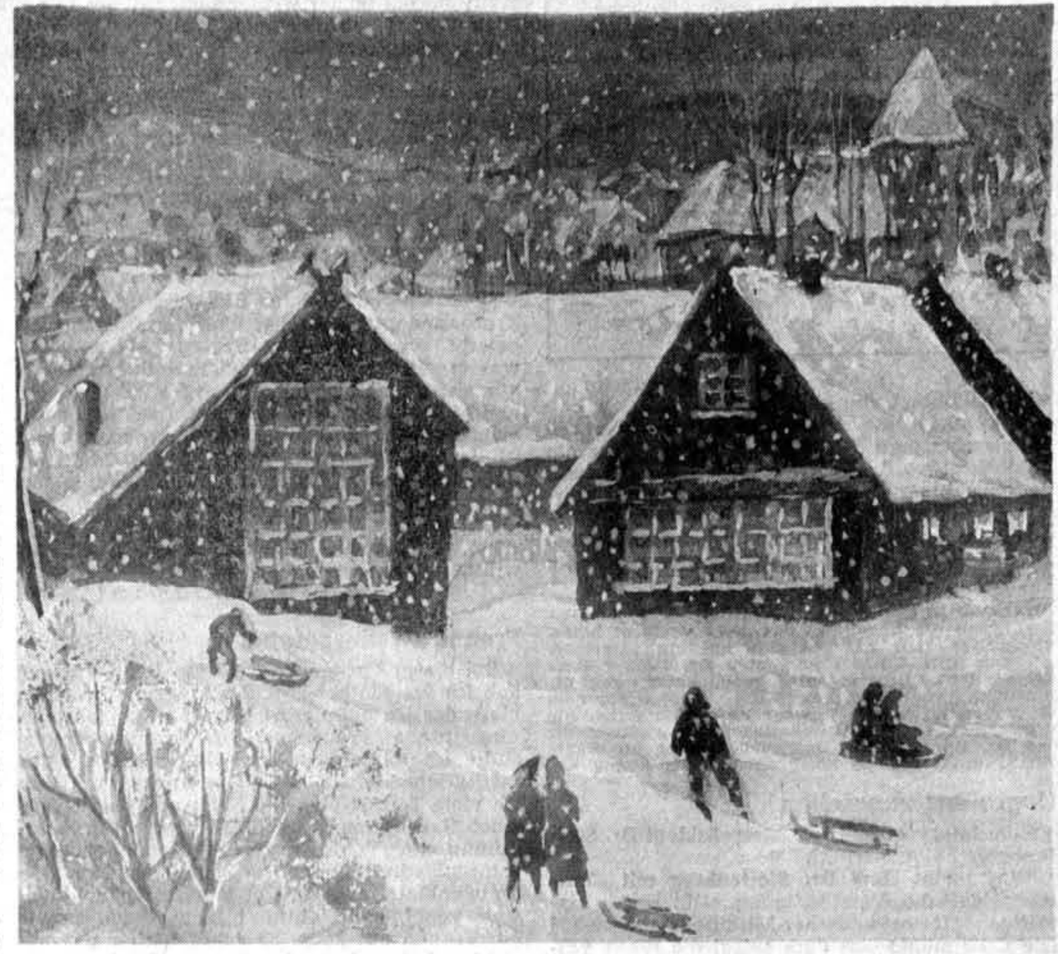
Aber es half nichts, um halb acht mußte Otto fort.

„Kannst du denn nicht hierbleiben, Ottchen? Bei dem Wetter?"

Der Leutnant Glehn war zugleich belustigt und entrüstet: „Ausgeschlossen, Mutter. Morgen neun Uhr Kirchgang!"

Otto Glehn saß im Zug nach Allenstein, es ging langsam weiter in eine undurchdringliche, tobende Nacht hinaus. Es schneite, schneite, man kam bis Zinten und kam noch ein Stück weiter, es ging immer langsamer. Und dann war es aus.

Der Zug saß fest zwischen Zinten und Mehlsack.



Schnee über dem Kunzenhof im Kreis Mohrungen — Ausschnitt aus einem Gemälde von Karl Kunz

Otto Glehn hatte ein bißchen geschlafen. Was war denn los? Die Fenster verklemmt, nichts zu sehen. Das war kalt im Abteil, denn dies war keine Vollbahn mit ordentlicher Heizung. Schubkästen mit glühenden Kohlen aus der Maschine wurden von außen unter die Wagen geschoben, das war alles. Otto Glehn fuhr zweiter Klasse, nun ja — er war allein und konnte sich ausstrecken, er hatte zum Glück den Pelz. Trotzdem, es wurde ihm zu bunt und dauerte ihm zu lange, er stieg aus. Die furchtbare Wut des Schneesturmes überfiel ihn und schlug sich um ihn, er kämpfte durch ein knietiefes Bett sich schwer nach vorne. Die arme, kleine Maschine, was sollte sie machen? Sie saß drin bis über die Räder, das Gleis war begraben.

Aber die Menschen machten sich dran, all die Feiertagsfahrer, die der Zug zurückbringen sollte, sie warfen sich gegen den Feind. Sie schaufelten mit Händen und Armen, mit Brettern, vom Schutzzaun losgebrochen, mit der Kohlenschippe; sie arbeiteten schwitzend und dampfend, eine verbissene kleine Gemeinde, der Leutnant Glehn mitten drin.

Wenn die wilde Flockenjagd ein wenig nachließ, sah er beim Aufrichten in der tiefen, weißen Nacht ein paar ferne Lichter, ein Weihnachtsdorf im Schnee.

Es ging dann weiter, pustend und stöhnend ruckte die Maschine los — zwanzig Meter, und es war wieder vorbei — der Kampf begann von neuem, der Mensch gegen das Wetter — es dauerte bis vier Uhr morgens, da war man endlich bis Mehlsack durch. Und da war es zu Ende!

Verdammte Geschichte! Um neun Uhr Kirchgang. . .

Der Himmel hatte kein Einsehen mit dem Leutnant Glehn, er kümmerte sich nicht um einen scharfen Kommandeur, der auch kein Einsehen haben würde, da es um den Dienst ging.

Gegen Mittag des zweiten Feiertages ließ das Wetter endlich nach. Eine ganze Provinz war im Schnee ertrunken.

Von Allenstein wurde der Schneepflug gemeldet, es dauerte und dauerte, erst abends sieben Uhr war der Leutnant Glehn da. In Allenstein hatte man schon geschaufelt, trotz des Feiertages, mannshohe Schneewälle säumten die Straßen. Otto Glehn stürzte nach Hause, in die Uniform und dann zum Kommandeur in die Wohnung. Eine üble, eine sehr üble Sache. . .

Er mußte im Herrenzimmer warten — der Gestrenge kam.

Der Oberst hatte die Litewka an, von der zwei Knöpfe offenstanden, und hatte in der Hand eine dicke Zigarre. Durch die offene Tür sah man ins Weihnachtszimmer. Es war schon nicht mehr so schlimm.

„Melde gehorsamst, Herr Oberst, wir hatten großen Schneefall. Der Zug blieb bei Mehlsack stecken."

„Schneefall, soso. Das haben wir hier gar nicht gemerkt."

Der Leutnant Glehn erstarrte. „Verzeihung, Herr Oberst . . ."

„Warum sind Sie denn überhaupt losgefahren, Glehn? Sie hätten dableiben sollen, abwarten. Etwas mehr Überlegung! In der ganzen Provinz sitzen die Züge fest."

„Herr Oberst, ich hatte Kirchgang."

Der Kommandeur war groß und schwer, der Leutnant war groß und schlank, sie sahen sich gerade in die Augen; des Leutnants blauer Blick war gespannt und starr, des Obersten Blick war vieldeutig und rätselvoll.

„Herr Leutnant Glehn", sagte er mit seiner tiefen Stimme, „was denken Sie sich eigentlich?"

Der Leutnant Glehn war eine eherne Säule, doch darin schlug heftig das Herz.

Dem Vater des Regiments aber zuckte es verräterisch um die vielen Fältchen an den Augen. „Es bricht hier ohne Sie alles zusammen, wie? Denken Sie, Sie sind der einzige Leutnant im Dragoner-Regiment 10?"

Das Jahr ging hin,
die langen Nächte kamen, dann die Nacht,
das Licht versank, ertrank in Dunkelheit,
und doch ist daraus Licht
und Leben uns erwacht.

Die Finsternis auf unsrer Erde
ist nicht zu dunkel jenem Licht,
sein Strahlen alle Menschen findet,
verbirg auch du darum nicht
dein Gesicht.

Sabine Horn

Wer kauft zu Weihnachten eine Mäusekatze?

Eine besinnliche Erzählung um die große Künstlerin Käthe Kollwitz von Lydia Knop-Kath

Es war am 23. Dezember, vor vielen Jahren. Und es war sehr kalt. Durch die Straßen der Berliner Innenstadt hasteten die Menschen, dick vermummt, mit Päckchen und Paketen beladen. Ein eisiger Wind fuhr durch die Äste der kahlen Bäume. Er rüttelte an den Fenstern, er warf die Tannenbäume auf den Plätzen um und trieb den Menschen Tränen in die Augen. Hartgefrorener Schnee knirschte unter den eilenden Füßen. Hoch und funkelnd hingen die Sterne am klaren Winterhimmel über der großen Stadt.

Heute ist es sogar zum Schneien zu kalt! dachte mancher. Frauen und Männer schlugen ihre dicken Pelzkragen hoch und eilten noch schneller, um nach Hause, ins Warme zu kommen. Keiner der vielen Vorübereilenden, die ihre Weihnachtsgeschenke heimwärts trugen, achteten auf den kleinen Jungen, der frierend unter einem Baum nahe der Straße stand. Auch er hatte den Kragen hochgeschlagen, aber sein Mäntelchen war sehr dünn und schon viel zu kurz für ihn. Mit dem geflickten Ärmel wischte er immer wieder über sein Gesicht. Er wischte die Tränen fort, die ihm in die müden Augen stiegen. Fröstelnd trat er von einem Fuß auf den anderen und blies in die Hände, um sie ein wenig zu erwärmen. Dann neigte er sich liebevoll über ein kleines Bündel in seinem Arm und streichelte das Köpfchen einer kleinen Katze, die mit blanken Augen aus einem Wolltuch schaute.

Was rief er nur immer wieder mit leiser Stimme?

„Wer kauft eine Katze? Eine gute, kleine Mäusekatze? Wer kauft eine Weihnachtskatze?"

Stunde um Stunde stand er nun schon unter dem Baum nahe der Straße. Aber niemand hörte ihn. Niemand kam, um eine gute Mäusekatze zu kaufen. Jeder eilte schnell vorüber, nach Hause, ins Helle, ins Warme, wo der Ofen glühte, wo es nach Tannengrün und Pfefferkuchen duftete, wo sich die Kinder auf Weihnachten freuten.

Es wurde dunkler und dunkler und immer noch kälter. Der Wind pfiff um die Häuserecken. Glocken begannen zu läuten. Die ersten Geschäfte machten schon ihre Läden zu. Bald würde niemand mehr durch die Straßen eilen. Verzweifelt schluchzte der kleine Junge auf, und sein Kätzchen schnurrte, als ob es seine Verzweiflung spürte und ihn trösten wollte.

Da löste sich plötzlich aus dem Schatten eines Hauses eine junge Frau. Sie hatte schon eine Weile unter der Haustür gestanden und auf das leise Rufen des Kindes gehört. Nun blieb sie stehen und streichelte sanft das eiskalte Gesicht.

„Du willst dein Kätzchen verkaufen?" fragte sie leise, mit einer warmen, guten Stimme. „Warum denn, mein Kleiner? War dein Kätzchen denn nicht brav?"

Der kleine Junge sah auf. Er blickte in ein gutes Gesicht, in die schönen, klaren Augen einer Frau.

„Nun?" fragte die Fremde noch einmal. „Warum willst du das hübsche Kätzchen verkaufen? So sag es mir doch!"

„Ich brauche Geld!" flüsterte der Junge.

„Geld?" fragte die Frau. „Brauchst du es fürs Christkind? Möchtest du etwas Schönes kaufen?"

Das Kind schüttelte den Kopf. Es schluchzte auf. „Nein, nein, nichts Schönes will ich! Nur Kohlen und etwas zu essen. Mutter ist krank. Und sie friert immerzu und sagt es nicht. Aber ich sehe es doch. Und sie kann das harte Brot nicht mehr essen.

„Darum willst du dein Kätzchen verkaufen?" Die junge Frau legt wie schützend ihren Arm um den kleinen Jungen. „Komm nur, komm — ich gehe mit dir zu deiner Mutter." „Und mein Kätzchen?" flüstert der Kleine. „Wollen Sie es denn kaufen?"

Die Königsbergerin Käthe Kollwitz — sie war die junge Frau — sagt lächelnd: „Nun, wir wollen sehen — wenn es nicht gar zu teuer ist! Bring mich nur erst zur Mutter! Ja, wie heißt du denn überhaupt?"

„Erich!" flüstert der Junge. Vertrauensvoll legt er seine Hand in die der fremden Frau. Und zufrieden schnurt das schwarzweiße Kätzchen unter dem bunten Wolltuch. So laut und zufrieden, als spürte es, daß eine gütige Fee nun alles zum Guten lenken werde.

Käthe Kollwitz geht mit dem kleinen Erich einen weiten Weg. Zuerst durch erleuchtete, dann durch dunkle Straßen, in ein altes Haus, in ein kaltes, armseliges Zimmer. Unter dünnen Decken liegt die Mutter des Jungen. Ihr Gesicht ist bleich und abgezehrt. Fragend schaut sie mit großen Augen auf die Fremde.

„Erich und ich haben einen Handel miteinander geschlossen!" lächelt Frau Kollwitz. „Jetzt will ich meinen Kauf glatt machen. Er will mir sein Kätzchen verkaufen. Lassen Sie mich nun dafür ein bißchen für Sie sorgen!"

Sie nimmt drei Zettel aus ihrer Handtasche und schreibt auf jeden Zettel ein paar Worte. Für den Kaufmann, für den Kohlenhändler und für den Arzt, ihren Mann. Nach einer knappen Stunde sind Holz und Kohlen da, stehen Lebensmittel auf dem Tisch, kommt Dr. Kollwitz mit dem kleinen Erich zur Tür herein. Während der Arzt die Kranke untersucht und Medizin für sie bereitstellt, heizt seine Frau das eiserne Öfchen und kocht schnell eine warme Suppe für Mutter und Kind.

Der kleine Junge sitzt stumm in einer Ecke und streichelt sein Kätzchen. Er kann es nicht fassen, daß es so wertvoll sein soll — aber es tut doch immer noch weh, daß er es fortgeben muß. Stumm und wie erstarrt bleibt er auf seinem Fußbänkchen sitzen, als die gute, fremde Frau nun das Kätzchen aus seinem Arm nimmt, es warm einwickelt und ihm und seiner Mutter dann eine frohe Weihnacht wünscht. Bevor sie mit ihrem Mann das Zimmer verläßt, flüstert sie lächelnd mit der Kranken. Und die Kranke lächelt ungläubig und dankbar zurück, so, als könne sie nicht glauben, was sich hier begibt.

Am nächsten Tag — es wird schon dunkel, und von allen Türmen der großen Stadt läuten die Glocken nun die Weihnacht ein, da schickt die Mutter den kleinen Erich zur Nachbarin. „Nach einer Stunde darfst du wiederkommen", sagt sie leise. „Vielleicht war dann das Christkind schon hier!"

Er schaut sie fragend an und geht. Als er nach einer Stunde wiederkommt, steht ein Lichterbaum im Zimmer. Unter dem Baum liegt ein warmes Mäntelchen, liegen Strümpfe und Schuhe, eine wollene Mütze und ein buntes Bilderbuch. Und aus einem verdeckten Körbchen ertönt ein leises, bekanntes Schnurren.

Der kleine Erich hebt vorsichtig den Deckel des Körbchens hoch. Er ist stumm vor Glück. Denn in dem Körbchen sitzt ja wirklich seine kleine Mäusekatze, seine schwarzweiße Weihnachtskatze. Die fremde Frau hat ihm sein Kätzchen zurückgeschenkt.

Er steht vor dem Lichterbaum, seine Katze im Arm. Er sieht die brennenden Lichter und sieht die Mutter an, über deren Gesicht immerfort die Tränen laufen. Ihm ist zumute, als erlebte er einen Traum, ein Märchen.

So bereitete die große Künstlerin Käthe Kollwitz, die aus unserer Heimat stammte, einem Kind vor vielen Jahren ein glückliches Weihnachten — wohl das schönste und unvergeßlichste Weihnachten seines ganzen Lebens. Käthe Kollwitz und ihr Mann halfen der Mutter, wieder gesund zu werden und Arbeit zu finden. Im Wartezimmer des Dr. Karl Kollwitz hat sie diese Geschichte selbst einmal erzählt. . .

Kuno Felchner

Wenn die Tiere reden könnten ...

So war der Heilige Abend herangekommen. Der Knecht und das Mädchen hatten Vieh und Wirtschaft schon früh beschickt und saßen nun im Schmuck ihrer guten Sachen in der Küche und wußten nicht recht, was anfangen. Jeder hatte ein großes Stück Feiertagsfladen vor sich, doch sie aßen kaum. Im Gedanken an die Bescherung waren sie zu aufgeregt.

Gustav hatte aus dem Staatsforst einen Baum geholt. Die rundgewachsene Tanne reichte fast bis an die niedrige Decke der Stube. Male hatte den Baum mit Goldfäden und bunten Kugeln geschmückt. Oben auf die Spitze hatte sie einen großen Lamettastern gesteckt. Den hatte der alte Schiemann noch im letzten Jahre gekauft, weil er Lene eine Freude machen wollte; sie hatte ihm einmal erzählt, zu Hause hätten sie immer einen Stern gehabt, und er wäre für sie das Schönste am ganzen Baum gewesen.

Der Schmuck funkelte und glitzerte.

„Ich denk', wir stecken die Lichterchen bald an", meinte die Male, „die beiden sind all ganz ungeduldig."

Schwer erhob sich der Gustav und entzündete Kerze um Kerze. Auf dem großen Eßtisch waren die Gaben ausgebreitet. Jeder hatte seinen bestimmten Platz. Außer den eigentlichen Geschenken stand für jeden ein großer bunter Teller mit Süßigkeiten, Nüssen und Äpfeln bereit.

*

Als alle Kerzen brannten, zog Lene das weiße Laken, das sie über den Gabentisch gebreitet hatte, leise fort.

Gustav griff nach der kleinen Glocke, die an einem Ast des Baumes hing, und läutete. Dann öffnete er die Tür zur Küche, hinter der die Leute schon erwartungsvoll standen.

Zögernd und wie geblendet von dem Lichterglanz traten sie über die Schwelle, und die Male hub zu singen an: „Stille Nacht, heilige Nacht . . ."

Leise knisterten die Kerzen.

Male hatte inzwischen den kleinen Paul aus seinem Wagen genommen. Mit blinzelnden Augen starrte er in das Wunder von Licht und Glanz. Die dicken Fäustchen streckte er vorwärts. „Hei, hei", kreischte er und bewegte den rundlichen Oberkörper nach vorn, auf das Licht zu. Die Lene lächelte.

Sie hatte ganz im Sinne des toten Bauern gesorgt. Keiner sollte spüren, daß der Herr fehlte. Er hatte immer gesagt: „Wer arbeiten soll, muß auch seine Freude haben. Erst kommen die Leute, dann kommen wir!" Und so hatte sie mit Geschenken nicht gespart.

Nur ihr Platz war leer von Gaben: sie hatte niemanden, der sie beschenkte. Aber war es nicht schöner, geben zu können?

Als alle ihre Sachen bewunderten, ging Lene leise zu dem Glasschrank und holte die alte Bibel heraus. Mit dem dicken Buch in den bebenden Händen trat sie vor den Lichterbaum und griff nach dem Zeichen, das noch vom Vorjahr darin steckte.

„Es begab sich aber um die Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde."

Bis hierher war ihre Stimme noch eng und belegt gewesen, nun strömte sie freier und freier und gab, ergriffen und ergreifend, die frohe Kunde dieser Nacht — jauchzend fast — weiter:

„Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird."

Ihre Stimme wurde wieder eng und schwankend. Sie schluckte ein paarmal und las dann angestrengt laut weiter. Jetzt war sie bei dem letzten Abschnitt angelangt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden . . ."

Da brach der Ton ab. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, das schwere Buch entsank ihren Händen. Sie schluchzte auf.

Alle standen verlegen da. Nur die Male nicht. Sie sprang schnell hinzu, und, da sie immer in schwierigen Lagen zu singen pflegte, wußte sie auch hier Rat.

„Vom Himmel hoch, da komm ich her . . .", setzte sie tapfer ein. Sie sang wieder zu laut, und sie sang auch wieder falsch, doch der Lene klang es wie die allerschönste Botschaft.

Sie trat an den Wagen des Kleinen und streichelte leicht über seine Decke, auf die Male ihm inzwischen seine Sachen, eine Gummipuppe, ein Holzpferdchen und eine neue Klapper gelegt hatte.

Die kleine Berta benutzte die Gelegenheit, um sich klammheimlich ein Stück Marzipan in den Mund zu schieben. Der Emil, durch Gustavs Beispiel ermuntert, der sich genießerisch den neuen Tabak in die Pfeife stopfte, steckte sich bedächtig eine der geschenkten Weihnachtszigaretten an. Und die Kerzen dufteten und knisterten. Ein feiner Zweig hatte Feuer gefangen. Er schwelte leise und ließ einen würzigen Geruch aufsteigen. Der Lamettastern schwankte zart in der Wärme, die sich unter der Decke sammelte.

Da erscholl auf dem Hof ein lautes Klingeln. Wütend bellte der Wolf.

„Ach Gottchen, ach Gottchen, e Weihnachtsmann", schrie das kleine Mädchen erschreckt.

Der Gustav lachte: „Na, denn laß ihm man reinkommen".

Besorgt fuhr die Male den kleinen Paul in die Schlafstube.

Lärmend und polternd trat der Weihnachtsmann ins Zimmer. Ein umgekehrter Schafspelz schlotterte ihm um die schmächtige Gestalt, eine hohe Mütze saß ihm schief auf dem Kopf, und vor dem Gesicht hing ihm eine gräßliche Larve mit einem weißen Bart, der vor Alter schon gelblich geworden.

Die kleine Berta war hinter die Gardine gekrochen und hielt sich ängstlich die Hand vors Gesicht. Jedoch sah sie immer wieder neugierig zwischen den Fingern hindurch. Jedesmal kreischte sie dann laut auf, doch sie tat es immer wieder.

Der Weihnachtsmann schwang grimmig einen alten Besen.

„Sind die Kinderchen auch artig?" brummte er grollend und mühte sich, seiner Stimme einen tiefen Klang zu geben.

Dann trat er auf die Male zu. „Kannst auch beten?" fragte er betont böse.

Die Alte machte einen tiefen Knicks und flink, wie sie war, begann sie ohne Überlegen und Stocken:

„Ich bin klein, mein Herz is rein / soll niemand drin wohnen / wie das Christkind allein".

Stolz sah sie sich im Kreise um. Alle lachten. Da lachte auch der gestrenge Weihnachtsmann und nahm die Maske ab, hinter der das erhitzte Gesicht des kleinen Hütejungen steckte, der zum Winter entlassen war, weil es nun für ihn keine Arbeit auf dem Hof gab.

„Herrje, der Karel", rief erstaunt die verängstigte Berta und kam vergnügt aus ihrem Versteck.

Die Lene hatte mit diesem Besuch gerechnet und schon im Schrank für ihn einen bunten Teller und ein paar Taschentücher bereitgestellt.

Glückstrahlend nahm er beides in Empfang und gesellte sich mit breitem Grinsen dem Kutscher zu. Immer wieder wollte er hören, daß ihn niemand erkannt hätte. Lebhaft bewunderte er den schönen Baum und die Gaben der Leute.

Die Kerzen waren inzwischen herabgebrannt. Alle nahmen ihre Sachen unter den Arm und bedankten sich bedächtig.

„Is nich zu danken fier was", wehrte die Lene glücklich ab.

Vorsichtig trugen sie ihre Geschenke in die Küche, dennoch sprang auf dem Weg ein Apfel oder ein Pfefferkuchen zur Erde und rollte durch das Zimmer. Flink flitzte ihm der Junge nach und bückte sich wie der Blitz. Die Berta lachte.

Auch die Male verließ die Stube, sie ging das Abendbrot besorgen.

*

Lene und Gustav waren allein.

„Wir müssen noch nach dem Stall, Gustav", sagte die Lene. „Hier wird immer in dieser Nacht das Vieh besonders gut gefüttert. Und das macht immer der Herr selber".

Sie vermied es, den Namen des alten Schiemann zu nennen, von dem sie diesen Brauch übernommen hatte. Wie es auf dem Hof gewesen war, sollte es auch weiter bleiben.

„Na, denn kennen wir ja gehen", sagte der Gustav ruhig.

Das Vieh hatte noch seine Raufen voll. Aber sie schütteten den Tieren zarten Klee auf und auch die Pferde bekamen guten Hafer, obschon ihre Krippen ebenfalls noch nicht leergefressen waren.

Der Gustav und die Lene fütterten ab, als müßte es so sein.

„Heute können alle Tiere sprechen", sagte die Lene, „nachts um zwölf bekommen sie ihre Sprache, und dann erzählen sie, wenn sie es nicht gut haben, und dann geht das Glück aus der Wirtschaft und vom Hof, sagen die Leute."

„Na, wenn die Tiere alle reden können heute, denn werden sie auch erzählen, daß ich ein Geschenk fier dich hab", entgegnete der Gustav. Er griff in seine Brusttasche und zog einen goldbedruckten Karton in Herzform hervor.

„Marzipan", sagte die Lene überglücklich. Eine warme Welle durchströmte sie. Sie wußte nicht, was sie tun konnte. In der einen Hand hielt sie den Karton mit dem Marzipan, und mit der anderen griff sie nach der Kuh, die ihr am nächsten stand, und streichelte sie innig. Schwerfällig drehte das Tier den Kopf nach ihr und glotzte sie aus seinen glasigen Augen an. Im Wiederkäuen mahlte grumschend die breite Schnauze. Es war die weißstirnige Zitrone, die Lieblingskuh des toten Bauern.

Ergriffen bemerkte Lene das.

Erzähl ihm, wenn er diese Nacht auf den Hof kommt, daß' mir so gut geht, dachte sie inbrünstig, denn wird er mir auch nich mehr böse sein.

*

Der Gustv hatte auf eine herzlichere Entgegnung Lenes gerechnet. Aus ihrer gelösten Haltung konnte er nichts entnehmen. Er wartete noch ein Weilchen, ob sie nicht doch etwas sagen wollte, und dann, als sie weiter schwieg, fuhr er fort:

„Ja, was Siesses, und was noch Siesseres komm ich heraus mir holen."

Bei diesem Klang seiner Stimme erbebte die Frau.

„Nich heute", bat sie, „heute nich!"

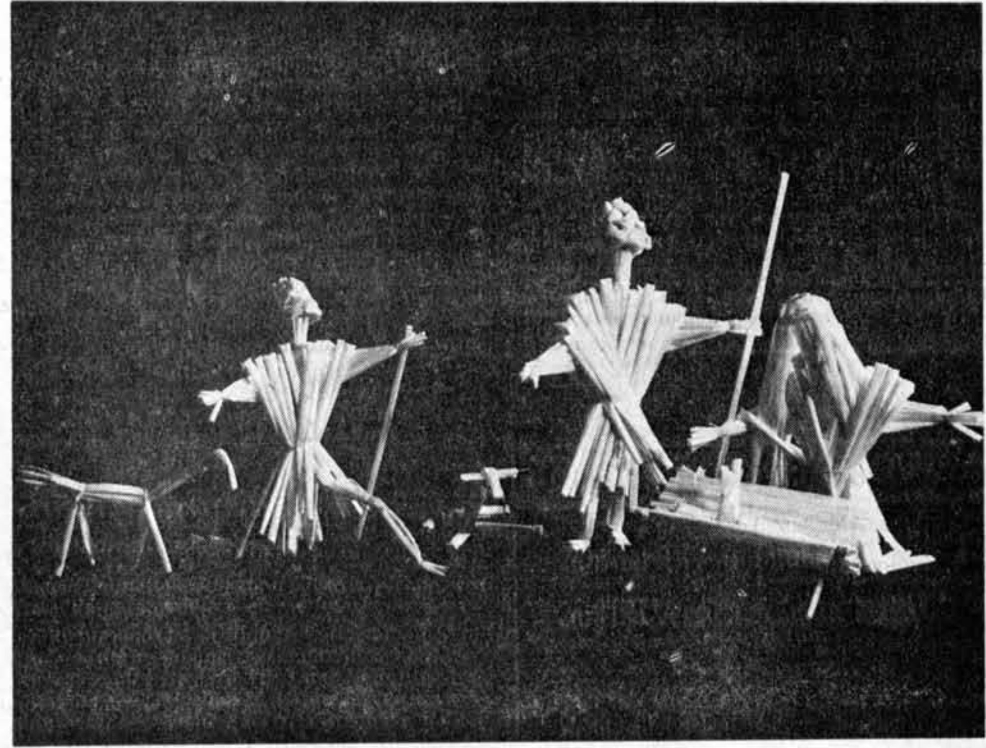
Der Mann verstand sie nicht, aber er gab sich zufrieden.

„Na, wie du willst", sagte er leicht enttäuscht, „aber bald".

„Ja, bald", sagte die Lene, und es klang wie ein Gelöbnis.

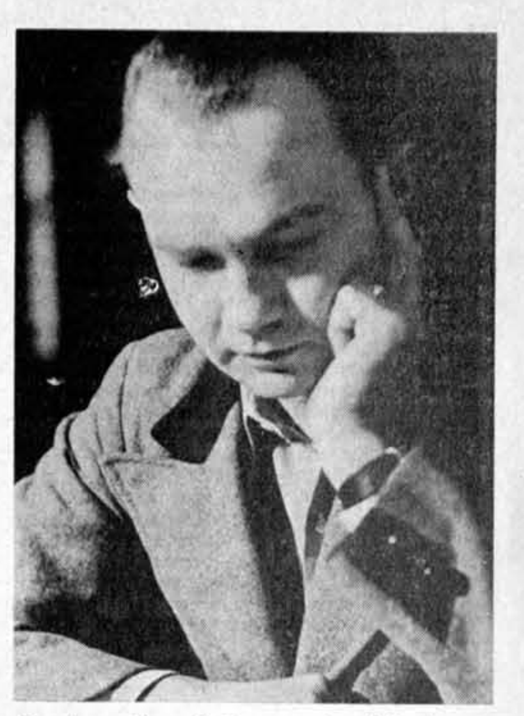
*

Aus dem (leider nicht mehr aufgelegten) Roman ‚Der Hof in Masuren'.



Die Krippe aus Stroh — Foto Barbara Kumme

Lichter — Foto Karl Zimmermann



Der junge Kuno Felchner zu der Zeit, da sein Roman ‚Der Hof in Masuren' erschien — Privatfoto

Ein Dichter und sein Buch

Zu Kuno Felchners 70. Geburtstag

Wenn der Mensch die Höhe des Lebens erreicht hat, kann er den Weg überschauen, den er gegangen ist. In dem ostpreußischen Schriftsteller Kuno Felchner, der am 29. Dezember in sein siebzigstes Lebensjahr eintritt, mögen dabei Erinnerungen an die verschiedenartigsten Erlebnisse auftauchen, an lichte und dunkle Zeiten, an schöne und schlimme Tage, wobei als der schrecklichste wohl jener gelten wird, an dem er, zur Verteidigung Berlins eingezogen, von einem Granatsplitter am Kopf getroffen wurde und ein Auge einbüßte.

Ein Jahrzehnt vor diesem Schreckenstag begann eine ganz andere Wende im Leben Kuno Felchners. Ich meine die überglückliche Frühsommerzeit, das begnadete Vierteljahr, als er, in einem Zug wie unter innerem Zwang, den umfangreichen Roman ‚Der Hof in Masuren' schrieb. Wie ein kleines Wunder erscheint uns Heutigen die Tatsache, daß nicht nur annahm, ohne Vermittler und Fürsprecher, sondern es auch umgehend drucken ließ. Die Kritiker waren begeistert, stellten sein Werk ebenbürtig neben Sudermanns ‚Litauische Geschichten' und meinten, dies außerordentliche Talent müsse nicht mit Tagesmaß gemessen, soondern besonders gefördert werden. Das taten dann auch die damaligen Machthaber — freilich auf ihre Weise: sie erklärten das Buch für unerwünscht. Aber Cotta hatte für später vorgesorgt, so daß ‚Der Masurenhof' am Ende doch auf sechzigtausend verkaufte Exemplare kam.

Es geht in dem Buch um folgendes: Lene, ein junges Mädchen, ist Postfräulein in einem masurischen Dorf, heiratet dort einen älteren Bauern. Nachdem sie ihm einen Sohn, Paulchen, geboren hat, verunglückt ihr Mann und bleibt ein Krüppel an Leib und Seele. Ein junger Verwandter von Lene, ein Vetter Gustav, bewirtschaftet daraufhin den Hof. Er wird Lenes Geliebter. Er gibt ihr auch den Gedanken ein, sich des hinderlichen Alten vorzeitig zu entledigen. Von der Angst getrieben, daß Gustav sie verläßt, besorgt sie sich das bekannte Gift, bekommt es jedoch nicht fertig, es anzuwenden. Der Alte stirbt an einem Schlaganfall. Aber bloße Gedanken und schlimme Vorbereitungen wiegen bei einem fein gearteten Gewissen wie die Untat selbst. Lene setzt sich ein Zeichen: Nur falls Gott ihr Paulchen groß werden läßt, hat der Himmel ihr verziehen.

Nach einiger Zeit — sie ist schon mit Gustav verheiratet — kommt eine Seuche ins Dorf. Paulchen erkrankt und stirbt trotz aufopfernder Pflege, weil Gustav zu spät den Doktor geholt hat. Das Bewußtsein, von Gott verworfen zu sein, verwirrt Lenes Sinne, obwohl sie äußerlich die Arbeit verrichtet, die der Hof nun einmal im Kreislauf des bäuerlichen Lebens verlangt. Ihre Seele ist schwer und leer zugleich, nur von dem Gedanken ihrer Verdammung erfüllt. Sie sorgt noch für den Menschen, mit dem alles Unheil begonnen hat, und verzeiht ihm. Dann geht sie in der lautlosen Verhangenheit eines Spätherbsttages in den nahe gelegenen See.

Die Gestalt der Lene, schrieb einer seiner Kritiker, „weicht einem nicht aus dem Sinn". Liegt das daran, daß Felchner ihre Eigenart nicht mit psychologischen Kniffen verständlich gemacht hat, sondern die Gestalt nur einfach hingestellt hat als ein Wesen von Fleisch und Blut, das einfach so handeln muß, wie es gehandelt hat?

Ich glaube ja! Und mit dieser Unmittelbarkeit der Charaktere zeichnet er auch alle Geschöpfe auf dem Hof, die zwielichtigen wie die guten. Sogar die masurische Landschaft, die die Handlung wunderbar — wenn auch manchmal unheimlich — begleitet, ist vom Dichter nicht als Anschauungsgemälde für die Leser entworfen. Auch sie entsteht aus der Sicht der Figuren, aus ihrer Stimmung, ihren Taten. Übrigens hat sich Felchner nirgends mit einer seiner Gestalten identifiziert. Er bleibt immer ihr Regent. So scheint er anwesend zu sein, wenn wir sein Buch lesen. Sprachen wir ihn nicht eben an — und niemand antwortete? War es der unsichtbare Erzähler? Oder war es unsere Heimat selbst, mit der wir geredet haben?

Unsere herzlichen Wünsche zu Kuno Felchners Geburtstag verbinden sich mit dem ebenso herzlichen, aber noch dringenderen Wunsch, daß dies schöne und große und vor allem unsere Heimat abzeichnende Werk des Jubilars — und sei es auch nur in Ausschnitten — vor die größere Öffentlichkeit gebracht würde, am besten durch eine Lesung der wirksamsten Szenen vom Autor selbst in ostpreußischer Mundart, die er vorzüglich beherrscht, auf Schallplatte oder Tonband. **Martin A. Borrmann**

Hans Ulmer

Unter Bethlehems Stern

Von den ersten Jahren meines Lebens abgesehen, die nicht in meinem Bewußtsein haften geblieben sind, habe ich . . . nun, um die Zahl abzurunden, siebzig Heilig-Abende erlebt und ebenso viele Weihnachtsbäumchen leuchten und glitzern sehen, und von jedem dieser Erlebnisse könnte ich eine kleine Geschichte erzählen, angefangen von kindlicher Seligkeit bis zur Reife der Verflochtenheit mit allen Gesetzen und Zufällen und Schicksalsfügungen des Lebens, in glückhafter Zeit wie in Perioden der Angst und der Not.

Einmal während der Weihnachtstage — ich war schon im Ersten Weltkrieg Soldat — glitt ich hart am Tode vorbei; genau zwei Jahre danach lernte ich das Glück einer ersten Liebe kennen und wieder zwei Jahre später brannte der Lichterbaum zum erstenmal im eigenen Heim. Das Wunder eines sich bemerkbar machenden neuen Lebens wurde uns im Zauberkreis flimmernder Kerzen im Jahr darauf zuteil.

Zweimal sieben Jahre später vollzog sich der Ablauf der gleichen Ereignisse zum anderen Mal: Liebe, Ehe, Vaterschaft, nur daß die Hochzeit diesmal auf das Frühjahr fiel.

Warum es so war und vielleicht bleiben wird, daß der Stern von Bethlehem wie ein Wahrzeichen über meinem Leben steht? Ich durchschaue es nicht. Ist es Zufall oder eine besondere Gnade, oder eine schicksalsbedingte Konstellation?

Es ist auch nicht wichtig, daß ich es weiß. Das Merkwürdige daran ist, daß immer ein Weg in die Weihnacht mündete, ein anderer aus ihr hervorging, mit neuen Aufgaben und zu neuen Zielen, wie ein Pfad, der aus Waldesdickicht ins Freie führt.

*

Was mich augenblicklich bewegt, ist vielmehr die Erinnerung an das Erleben der Weihnachtsnacht, die im Grunde die Schicksalsnacht unseres Lebens war, da sie uns auf der Talsohle unseres Daseins mit ihrer uralten Versöhnungsbotschaft zwischen Gott und Mensch überraschte, um den Balsam der Hoffnung in unsere wunden Seelen zu träufeln. Es ging um nichts Geringeres als um die Frage, einen Ort und damit eine Basis zu finden, auf der sich unser Dasein zu neuer Sinnerfüllung entfalten konnte.

Folgendes hatte sich zugetragen: In den letzten, vollkommen verworrenen Tagen des Krieges war die bisher gut funktionierende Verbindung zwischen meiner Familie und mir plötzlich abgerissen; unsere Briefe, die sich irgendwo kreuzten, kamen nie an. Was wir zuerst als gnadenvolle Fügung empfunden hatten, war uns zum Verhängnis geworden. Eine seltsame Verkettung von Umständen, vor allem der Tod einer Freundin, hatte meine Frau so rechtzeitig aus unserer ostpreußischen Stadt in die Reichshauptstadt reisen lassen, daß ihr die Unbill der Flucht aus der Heimat erspart blieb, doch nun war Berlin unversehens in Feindeshand.

Mich hielt indessen ein Einsatz im Nordseegebiet, ohne festen Stützpunkt, in Atem; doch war es ein Einsatz, der die Möglichkeit in sich barg, mich und meine Männer, für die ich verantwortlich war, einer drohenden Gefangennahme zu entziehen; das gelang mir durch einen selbstgefaßten, kühnen Entschluß. Dazu hatte es eine weitere glückliche Fügung vermocht, mich irgendwo im holsteinischen Land mit den Meinen zusammenzuführen.

Wir gingen, einem geheimen Instinkt folgend, geradewegs aufeinander zu, trafen uns auf halbem Wege bei Freunden, ohne verabredet zu sein oder voneinander zu wissen. Doch an dem Ort, wo wir uns fanden, war unseres Bleibens nicht — nicht für längere Dauer. Im brodelnden Chaos der Tage konnte man überall und nirgends bleiben. Wir lebten sozusagen im luftleeren Raum, wenn auch Straßen und Plätze und Häuser, Bahnhöfe und Hallen und was weiß ich noch vollgestopft waren mit Menschen, die nichts anderes im Sinn hatten als wir — nämlich zu überleben.

*

Viel gäbe es davon zu erzählen, doch es gehört nicht hierher; es sollte nur in kurzen Zügen gesagt sein, als Erklärung, wie uns die Zeit verging — oder abhanden kam, weil wir mit ihr nichts zu beginnen wußten. Wir vegetierten. Darüber war es Herbst und Winter geworden. Immerhin war in uns ein Entschluß gereift. Und am Ende spürten wir es wie einen Befehl: wir begaben uns in südlichere Gefilde; Württemberg war unser Ziel, für das wir aus früheren Zeiten eine besondere Vorliebe hatten. Mit regulär bezahlten Eisenbahnfahrkarten erlaubte man uns, auf Güterzüge zu steigen, die irgendwo hielten, manchmal für Stunden, manchmal für Nächte und Tage; sie setzten sich in Bewegung, immer dann, wenn wir es satt hatten und aussteigen wollten.

Schließlich haben wir es getan, in einem Städtchen im Neckargebiet. Es hieß, die Lokomotive habe einen Defekt; man müsse auf einen Ersatz warten.

Nun könnte ich sagen, daß uns eine innere Stimme befahl, den Zug zu verlassen. Es würde unglaubhaft klingen, nach Phantasterei; wer glaubt noch in unserer Zeit an innere Stimmen? Trotzdem — es ist schwer, eine andere Erklärung zu finden. Ich kann auch sagen: wir waren es leid, weiterhin Kälte und Hunger zu ertragen und Einsamkeit, weil wir uns dessen bewußt wurden, daß Weihnachten war. Auf dem dunklen Bahnhofsvorplatz leuchtete ein Tannenbaum — und wir staunten, daß es so etwas noch gab. Mit Verwunderung stellten wir fest, daß sogar eine regelrechte Gepäckaufbewahrung da war.

O wir einen Gasthof finden würden?

Der Bahnbeamte beschrieb uns den Weg zum ‚Bären' am Markt, durch dunkle, stille, winklige Straßen, denen frisch gefallener Schnee einen seltsam-romantischen Anstrich gab. Wir waren müde und es war kalt und wir hatten Hunger.

*

Am Heiligen Abend wurden wir wieder durch das Bäumchen in der Gaststube erinnert. Der Raum wirkte gemütlich und warm; wir konnten auch etwas zu essen haben.

Ob wir ein Zimmer bekommen könnten?

„Haneu!" sagte die sonst freundliche Wirtin, es sei alles beschlagnahmt von den Amerikanern. Sie wußte auch sonst keinen Rat, wo wir Unterkunft finden könnten.

Da fielen uns die Worte des Evangeliums ein: Sie fanden keinen Raum in der Herberge. Aber schließlich war die Situation uns nicht neu; wir fanden auch sonst keine Beziehung zwischen uns und der Heiligen Familie. Wir hegten die Hoffnung, daß man uns erlauben würde, in der angewärmten Bahnhofshalle auf unseren Koffern zu übernachten.

Beim Läuten der Kirchenglocken zur Weihnachtsandacht verließen wir den wohligen Raum. Die Kirche stand genau gegenüber; die Menschen strömten hinein, die Gemeindeglieder. So etwas wie Flüchtlinge gab es im Städtchen noch nicht. Aber warum sollten wir uns den Kirchgängern nicht anschließen? Die Nacht auf steinernem Fußboden würde uns ohnehin lang genug werden.

Feierlich präludierte die Orgel von der Empore. Alle Plätze in den Bänken schienen besetzt. Die Orgel ging zur Begleitung des Gemeindegesanges über.

Macht hoch das Tor, die Tür macht weit,
es kommt der Herr der Herrlichkeit . . .

Plötzlich stand eine junge Frau bei uns: „Kommen Sie doch! Hier ist noch Platz." Sie setzte sich zu uns und ließ uns in ihr Gesangbuch schauen; daß wir in den Gesang einstimmten, erregte ihr Wohlgefallen; etwas anderes hatte ihr freundliches Lächeln wohl nicht zu bedeuten. Dann betrat der Geistliche die Kanzel. Nach kurzer Ansprache wurde von Kindern ein Krippenspiel aufgeführt.

„Ihr kommt wohl von sehr weit?" flüsterte die Frau uns zu. Das konnten wir mit gutem Gewissen bezeugen; aber Ostpreußen, das war ihr wohl kein rechter Begriff.

„Ach ja . . .?" sagte sie nur.

Indessen gingen — vor dem Altar — Maria und Josef von Tür zu Tür und baten vergeblich um Aufnahme . . . dort in dem Städtchen, das Bethlehem hieß, wo der Kaiser Augustus sie hinbefohlen hatte. Und dann kamen die Hirten, um dem göttlichen Kind zu huldigen und die Chöre der himmlischen Heerscharen begleiteten sie.

Über die schwäbischen Laute der Hirten von Bethlehem mußten wir lächeln.

„Vom Himmel hoch, da komm ich her . . .", sang die Gemeinde zum Schluß. Das war wieder sehr schön, und wir sangen mit. Im Gedränge, das sich nur zögernd und allmählich zum Ausgang schob, fühlten wir uns plötzlich bei den Händen gehalten; es waren die Hände der jungen Frau von vorhin:

der jungen Frau von vorhin:
Kommt doch zu mir, ich habe genug Platz für Euch!"

*

Was soll ich noch sagen? Das vertraute „Ihr" und das „Euch" war für uns das Schönste dabei. Und dieses noch: Aus der Einladung für eine Nacht wurden Jahre.



La Serpentara

Nach einem Gemälde von Kurt Hubertus von Luschkowko, der am 3. November vergangenen Jahres seinen 80. Geburtstag beging. Der in Luschkowko/Westpreußen geborene Maler und Graphiker, dessen Arbeiten in den Museen in Deutschland, Österreich und Frankreich Aufnahme fanden, wurde nach dem Krieg durch seine visionären Landschaftsfresken im Generalratshaus des Salvatorianerordens und im Pontifikalen Jesuitenkolleg in Rom bekannt. Der Rom- und Dürerpreisträger erhielt 1955 den Preis von Olevano Romano für das abgebildete Gemälde von der Stadt Rom und den Staatspreis von Bonn. Die Curia verlieh dem Meister im Jahre 1964 den Ehrentitel „Magister Artium liberalium Doctor insignisque pictor". Heute lebt Luschkowko in München.

Heimat ist - in den Herzen der Freunde leben

Zenta Maurina zu ihrem 75. Geburtstag am 15. Dezember — Sie lebt heute in Schweden

Es homo fugiens, als flüchtender, freiheitsdurstiger Mensch, ist Zenta Maurina eine exemplarische Gestalt unseres Jahrhunderts . . . So hörten wir es aus dem Munde Prof. Zohns in der Laudatio auf Dr. Zenta Maurina, die Adenauer-Preisträgerin des Jahres 1971.

Dies verbindet die Schriftstellerin und Mittlerin osteuropäischen Schrifttums und osteuropäischer Kultur mit uns, besonders mit uns Ostpreußen, die wir als Grenzlandbewohner im steten Wechsel und Austausch ost-westlichen Kulturgefälles standen. Das Völkerverbindende also, um es vorwegzunehmen, ist das erste und wichtigste, was wir am Werk dieser Baltin zu schätzen wissen. Sie diente mit diesem Werk der „humanen Verständigung zwischen Menschen, Gesinnungen, Kulturen und Nationen".

Schon stehen wir vor dem zweiten: dem Humanum. Entsprossen ihrer tiefen Religiosität, die sie nicht den Menschen als Maß aller Dinge, sondern Gott im Mittelpunkt einer Welt, in der wir alle Kinder sind, schauen ließ und läßt.

Kinderlähmung, Gefesseltsein an den Rollstuhl, Verlust der Heimat, Verfolgung und Verbannung — das waren die Stationen ihres Lebens; zeichenhaft für alle, die ähnliches Schicksal erfahren haben. Dennoch zeigten sie nicht Feindschaft bei dieser Frau, sondern stärkten vielmehr das ‚Verbindende'. So wurde ihr Werk, um noch einmal Prof. Zohn zu zitieren: „Fortlaufender Versuch einer Bestandsaufnahme der geistigen und seelischen Quellen des Abendlandes"; sie schrieb „Bücher des Trostes und der Lebensweisheit, der schwer erkämpften Weisheit eines heroischen, lauteren und verantwortungsbewußten Lebens, die das abgerundete Echo eines versöhnlichen Geistes widerspiegeln".

Oder um es mit Zenta Maurinas eigenen Worten aus dem Jahr 1963 zu sagen: „Ich will wirken in dieser Zeit, in der Eiswüste des Intellektualismus, im Sumpf des alles niederreißenden Nihilismus, im Nebel der Gleichgültigkeit". Zum Wirkungskreis wählte sie die kulturelle Ebene, wohl wissend, daß allein auf dieser Verständigung und Versöhnung, Gleichklang der Herzen erstehen können.

Sie habe sich nie mit Politik beschäftigt, so gestand sie noch vor einem Jahr. Doch stimmte sie der Definition dieses Begriffes im Adenauerschen Sinne zu: „Politik ist die Kunst, das auf ethischer Grundlage als richtig Erkannte zu verwirklichen". Politik ist das Sekundäre, das Ausführende, die Verwirklichung des Primären: der Erkenntnis auf ethischer Grundlage. Politik ist ihr ein ‚Handlangerdienst' für den Denker. Um Erkenntnis auf ethischer Grundlage geht es dem „denkenden Menschen", ging es zeitlebens dieser Frau.

Seit dem fünften Lebensjahr an spinaler Kinderlähmung erkrankt und an den Rollstuhl gefesselt, stellte sie ihr fünfundsiebzigjähriges Leben — das Martyrium eines Lebens, könnte man es, physisch betrachtet, nennen — in den Dienst der Erkenntnis. Als schwedische Staatsangehörige in Lettland geboren, wuchs sie dreisprachig auf: lettisch, deutsch, russisch. Ihr Vater — Naturwissenschaftler — sprach die Landessprache Lettisch; ihre Mutter — musisch veranlagt, eine bekannte Pianistin — sprach ihre Muttersprache: Deutsch. In der Schule wurde Russisch gesprochen.

Zenta Maurina absolvierte das russische Gymnasium in Libau mit summa cum laude. Obwohl körperlich behindert, studierte sie in Riga Philosophie und Philologie und setzte ihr Studium in Heidelberg bei Friedrich Gundolf und Heinrich Rickert fort. Sie promovierte 1938 in Riga.

Studienreisen folgten nach Wien, Florenz, Paris. Sie gründete eine Volkshochschule, an der sie in Lettland arbeitete. In Riga rief sie einen literarischen Zirkel ins Leben, in dem sie Vorträge über europäische Literatur hielt. Elf Bücher hatte sie bis 1944 in lettischer Sprache verfaßt.



Eine Schriftstellerin, die für die humane Verständigung zwischen Menschen, Gesinnungen, Kulturen und Nationen arbeitet: Zenta Maurina
Foto Erik Thomson

Die Besetzung Lettlands zerstörte 1940/41 ihr Lebenswerk; als die Russen 1944 das Land überrollten, wurde sie zum Tode verurteilt. Doch gemeinsam mit ihrem Mann gelang ihr die Flucht. Graf Bernadotte war ihr Fürsprecher; sie fand Aufnahme in Schweden. An der Universität Uppsala konnte sie als Gastdozentin — Spezialistin für russische Literatur — Fuß fassen. Sie schrieb ihre Bücher jetzt in lettischer und deutscher Sprache. 24 deutschsprachige Werke hat sie publiziert. In Schweden, Deutschland, Österreich und der Schweiz hat sie über 500 Vorträge gehalten. Zahlreiche Werke übersetzte sie aus dem Russischen, Englischen, Norwegischen, Schwedischen ins Lettische und aus dem Lettischen ins Deutsche.

Zenta Maurina erhielt 1960 den Kulturpreis des „Fonds für schwedische Kultur", 1966 den Schongauer Preis, 1969 den Preis des lettischen Volkes im Exil, 1971 den Konrad-Adenauer-Preis.

Zu ihren wichtigsten Werken zählen ihr eigener Lebensroman „Die weite Fahrt", als Zeugnis und Dokument der Menschlichkeit und des Lebensmutes, ferner „Denn das Wagnis ist schön", „Die eisernen Riegel zerbrechen" und „Am Anfang war die Freude". Durchweg Titel, die Optimismus und Lebensbejahung verkünden.

Für ihr wichtigstes Buch halten die meisten „Dostojewski", ein Werk, das wie selten eine der zahllosen Biographien in die Tiefe des Wesens dieses Dichters eindringt und ihn — wie die Bücher von Guardini und Frank Thiess — in seinem religiösen Kern zu ergründen weiß. Vielgelesenes Buch ist das „Mosaik des Herzens"; tieflotend sind ihre Betrachtungen „über Liebe und Tod", die von einer immensen Lebenserfahrung zeugen.

„Nord- und südliches Gelände" schließlich ebnet die Wege zur Verständigung, versucht Ausgleich und Erkenntnisse zu vermitteln, die uns heute immer unentbehrlicher erscheinen, wollen wir den Weg zu unseren Nachbarn finden. Nicht zu vergessen: „Jahre der Befreiung".

Zum 70. Geburtstag erfuhr die Schriftstellerin in „Mare Balticum" (1968) eine eingehende Würdigung. An ihrem 75. Geburtstag steht sie in ungebrochener Schaffenskraft, in einer geistigen Frische vor uns, um die mancher diese mutige, tapfere Frau beneiden möchte. Sie, die als Gegnerin aller Extreme die Versöhnung zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hat, zählt zu den wenigen noch lebenden wirklich großen Frauengestalten aus dem deutschen Osten, die uns heute Beispiel und Verpflichtung sein können und sollten.

AL

Erika Ziegler-Stege

Eine ostpreußische Liebesgeschichte

Was bisher geschah:

Abseits der großen Städte genießt die Verfasserin ihre lang geplante Reise in die Schweiz. In der Nähe des Zuger Sees besucht sie einen Tierpark. Dort bemüht sie sich vergebens darum, daß der große Hirsch sich von ihr anfassen läßt — dagegen wird das Tier ganz zutraulich, als ein Mann zu ihm ans Gehege kommt. Dieser Mann kommt der Erzählerin bekannt vor, doch auch als sie sich nach ihm erkundigt, erfährt sie nicht, wer er ist. Auf einem Ausflug am See entlang sieht sie ihn wieder. Mit ihrem Auto kann sie jedoch nicht gleich halten.

Es vergehen Minuten, vielleicht sogar eine Viertelstunde. Als ich endlich an dem Treppchen stehe, das zum Bootssteg führt, ist es leer. Auch in dem kleinen Gasthaus, das dazu gehört, treffe ich nur den Wirt und seine Tochter.

Ich bestelle mir Kaffee. Ein Luxus, da ich ja schon gefrühstückt habe. Block und Bleistift ziehe ich aus der Tasche und strichle und frage — zwischen jedem Wort eine Pause:

„Mir scheint, ich gehöre hier nicht zu den Frühaufstehern?"

Ich sehe dem Wirt auf seine behaarte Oberlippe.

„Oh, es gibt halt welche, die können's noch besser."

„Der Herr eben, der jetzt um diese Zeit schon seinen Morgenausflug hinter sich hat, kann's bestimmt noch besser."

„Ja, das stimmt."

Der Wirt und Bootsbesitzer sieht auf meinen Block — ein paar Striche zeigen die andere Uferseite und den See davor: „Das kann der auch! Aber bunt und groß."

Ich kneife meine Lippen zusammen, um meine Neugier nicht zu verraten. Dann nicke ich gelassen: „So, so, ein Maler also."

Er pendelt mit dem Kopf auf und ab, über den kleinen, freundlichen Augen ist eine Falte: „Es bleibt unter uns!" Er tritt näher an mich heran, stößt an meinen Fuß, entschuldigt sich: „Excusez! Madame! — es bleibt unter uns. Er mag nicht, daß es herumkommt."

„Natürlich bleibt's unter uns. Aber setzen Sie sich doch ein bißchen an meine grüne Seite, wie man in Deutschland sagt."

Ich deute auf den Stuhl neben mir und überlege, wie ich meine Fragen stellen muß, damit er sie beantwortet.

„Der Zuger See ist doch Ihre Heimat?"

„Ja, das ist er."

„Und der Herr, der schon so früh auf dem See seine Runde macht, wenn die Fische noch schnarchen, der ist doch auch von hier?"

Der Wirt sieht mich an, lange und prüfend.

„Nein, das ist er nicht!"

„Aber ein Schweizer ist er doch?"

Die kleinen Augen lächeln schlau:

„Es könnt' einer sein. Aber —", er atmet ein paarmal, dann stößt er sein Wissen heraus, heimlich und doch wichtig: „Er ist ein Landsmann von Ihnen."

„So? Ein Landsmann von mir! Und er lebt hier? Gefällt es ihm in unserer Heimat nicht mehr, die man zusammengedrückt hat wie im Mittelalter die Folterknechte ihre armen Opfer?"

Es kommt lange keine Antwort; ich verwünsche wieder einmal meine Unbedachtsamkeit und lenke ein:

„Vielleicht hat man ihm hart mitgespielt?"

„Das auch! Aber das Schlimmste liegt weit zurück. Zwanzig Jahre werden es schon sein, oder noch mehr."

„So lange lebt er schon hier? Die ganzen Jahre?"

Der Wirt schüttelt den Kopf. „Es war ja Krieg. Da ging er zurück und hat gekämpft für sein Land. Grad so wie die frommen Brüder droben am Berg, die deutschen Brüder."

„Und kam er später wieder hierher zurück?"

„Ja, wieder auf seinen Berg. Es ist halt seine zweite Heimat. Und die erste war ja verloren, und . . ."

Verloren? Schlesien ist verloren und Ostpreußen . . . Ostpreußen! Plötzlich weiß ich, wo ich diesen Mann schon einmal gesehen habe. An der Nogat auf einem weiten grünen Rasen. Im roten Rock! Die schwarze Samtkappe mit dem langen Schirm über dem schmalen Gesicht. Bei einem Turnier in Ostpreußen! Ich rechne zurück, vor fünfundzwanzig Jahren mag es gewesen sein.

„Wissen Sie, aus welcher Provinz, aus welchem Regierungsbezirk, hier sagt man ja wohl Kanton, er kommt? Wo er geboren ist?"

„Warum wollen Sie das alles wissen, Madame?" Mißtrauisch sind seine Augen.

„Ich will Ihnen frei heraus sagen, daß mir dieser Mann sympathisch ist. Allein schon deshalb, weil die Tiere ihn mögen. Mit Hunden hielt ich bisher immer gute Freundschaft, aber der Hirsch im Tierpark war sehr zurückhaltend, und der Rehbock wollte gar nichts von mir wissen. Meine Nüsse nahmen sie zwar. Mein Landsmann dagegen brachte ihnen kein Geschenk mit, und trotzdem waren sie freundlich zu ihm."

Der Wirt schmunzelte:

„Er riecht halt nach Wald, und Sie — riechen nach Parfum . . . und, daß er aus einem Land kommt, das Hirsche und Rehe die Menge hat und Elche und — Pferde, das riechen sie vielleicht auch, die schlauen Vierbeiner."

Elche und Pferde! Ja! Wenn ich nun nur noch wüßte, wo ‚er' hier zu finden ist. Vorsichtig frage ich, aber ich erfahre es nicht.

„Er will keinen Besuch. Auch seine Bilder kann man nicht ansehen. Einmal im Frühjahr und einmal im Herbst bringt er sie in die Stadt. Dort werden sie in die Rahmen gesteckt, und dann gehen sie nach Luzern und nach Zürich und weiter hinaus."

„Kommt er öfter hierher zum Rudern?"

„Das kann man so nicht sagen. Schon zweimal in der Woche, und dann wieder einen ganzen Monat nicht."

„Und das Schlimme, hängt es mit einem Unglück zusammen?"

Er weiß sofort, was ich meine. „Es wird schon so sein."

Das ist sein letzter Satz. Gäste kommen. Aber auch ohne diese Störung hätte ich nichts mehr erfahren, das spüre ich.

*

Am nächsten Morgen verlasse ich mein Häuschen, das ich für den Sommer gemietet habe, schon zeitig. Diesmal will ich den Fischen den neuen Tag ankündigen, und schon als ich die Ruder eintauche, finde ich eine Anzahl, die ans Unfaßliche grenzt. Lange sehe ich in das leuchtend grüne Wasser und folge dem Spiel der Millionen. Erfrischt springe ich zwei Stunden später die kleine Treppe hinauf. Den Wirt sehe ich nicht und auch keine Spur von dem Maler.

Nach der Mittagspause nehme ich einen Stock, den ich in meinem Chalet fand und wandere los. Ein bißchen verrückt bist du schon, einem Mann nachzulaufen, total verrückt, meldet sich eine sachliche Stimme in mir. Was geht dich dieser Mann an? Aber ich habe gleich eine Antwort: Schließlich ist er ein Landsmann. Einer, der vielleicht in seinen Kindertagen die Bernsteinstückchen mit demselben Eifer gesammelt hat wie du, dem das Storchgeklapper ebenso lieb war wie dir, der die frischgeräucherten Flundern mit derselben Wonne verzehrt hat wie du. Und außerdem ist es einer, wie sie nicht zu Dutzenden herumlaufen und drittens und viertens — es gibt Gründe genug.

Was hatte ihn hierher getrieben? Er war ein Reiter, hatte eigenen Grund und Boden. Warum gab er seine Felder und Wiesen auf, um auf fremder Erde zu leben?

Ich schüttle den Kopf, ganz in Gedanken

Fortsetzung folgt



Schimmel am Strand — Nach einem Aquarell von Swen Kuren

Ewig Licht geht da herein

Worte zum Fest — Von Kirchenrat Otto Leitner

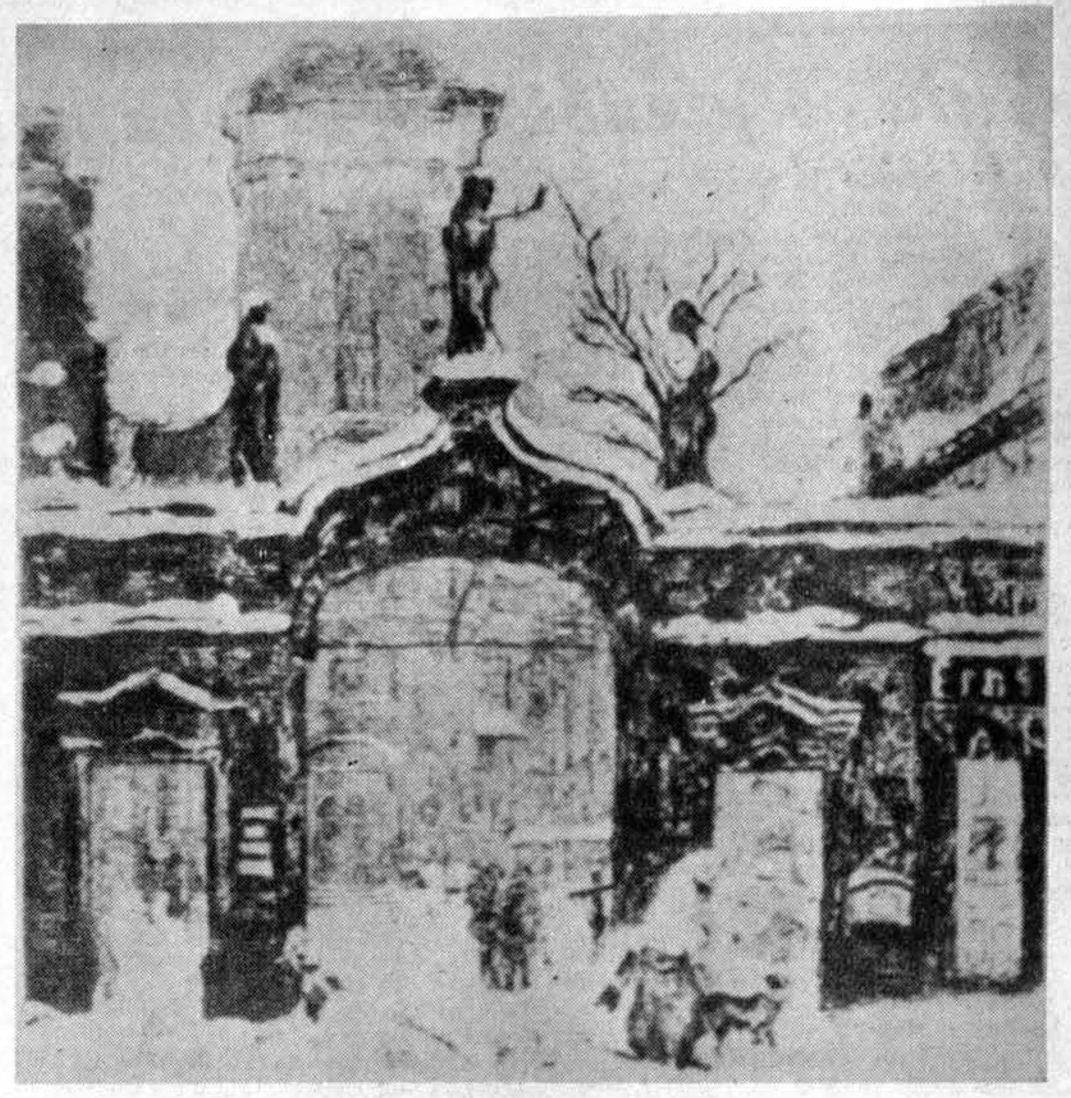
Groß ist die Kraft unserer deutschen Sprache. Sie wächst an den Aussagen, die sie zu machen hat, und an den Gegenständen, welche sie beschreibt. Mit einem einzigen Wort kann sie Menschen so fest binden, daß sie in letzter Gemeinschaft das Leben wagen, mit einem Satz kann sie bauen oder zerstören, beglücken oder enttäuschen. Nie ist sie schöner, als wenn sie von den Dingen spricht, welche aus der Welt Gottes kommen.

Es begab sich aber zu der Zeit ... — so fängt eine Geschichte an, die in die Menschheit eingegangen ist und bestimmend ist für alle Zeit. Es gehört sicher zu den besten Beobachtungen über die Weihnachtsgeschichte, daß sie einfach ein sprachliches Meisterwerk ist. Wie hinter jedem Meisterwerk Anruf steht aus geheimnisschweren Bezirken, Anruf, der dann die Feder führt oder den Pinsel, Meißel und Hammer und alles Gerät der Schnitzkunst, so steht hinter der Weihnachtsgeschichte Wille und Werk des lebendigen Gottes. In lauter hellen Vokabeln geht die Botschaft der Engel einher: Siehe, ich verkündige euch große Freude, und der Jubel über das weltenwendende Ereignis ist in jedem Wort.

Die Sprache des weihnachtlichen Berichtes setzt sich fort in dem vielfachen Lobpreis unserer deutschen Weihnachtslieder. Den aller Weltkreis nie beschloß, der liegt in Mariens Schoß! Das ewig Licht geht da herein, gibt der Welt ein neuen Schein! Es ist ein Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart! Diese Lieder sind wie kostbare Hüllen, und noch kostbarer ist, was sie singen und sagen.

Das Licht, das aus Jesu Leben und Sterben und Auferstehen leuchtet, ist die Liebe Gottes. Das Weihnachtslied aus Salzburger Landen singt von ihr: O wie lacht Lieb aus deinem göttlichen Mund, da uns schlägt die rettende Stund ... Indem wir das aussprechen, sind wir an der Weltenwende und berühren ehrfürchtig und dankbar zugleich den tragenden Grund des Lebens. Gottes Liebe leuchtet aus dem Kinde im Stall und macht uns des ewigen Lebens gewiß.

Am Heiligen Abend hatten die Städte und Dörfer der Heimat ein besonderes Gesicht, wir werden es nie vergessen, so wie wir das Angesicht von Vater und Mutter nicht vergessen werden. Schon am frühen Nachmittag ruhte das Tagewerk, und in der hereinbrechenden Dämmerung riefen die Glocken der Kirchen zur Christvesper. Kaum ein Haus, das sich diesem Ruf entzog, und so füllten sich die Kirchen vom hohen Dom bis zum schlichtesten Gotteshaus mit einer andächtigen Schar, die der Botschaft ewigen Lichtes und ewiger Liebe vertraute. In den beispiellos harten Zeiten, da unsere Kirchen zerbrochen wurden, ihre Lichter erloschen und ihre Glocken verstummten, hat sich solch Vertrauen bewährt, und ewiges Licht hat auch unsere dunkelsten Stunden hell gemacht und getröstet bis zum Scheiden aus diesem Jammertal. Es wird leuchten und bleiben, unberührt von Sturm und Wetter, von Irrtum und Versagen, und über alle Zeiten ausstrahlen Friede und Freude der göttlichen Welt.



Die Burgkirche in Königsberg. Nach einer Radierung von Maria Sudau

Vaterland

Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,
Mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern,
Und schutzlos hast du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand,
Dich weniger und mehr mich selbst zu lieben,
Und dennoch lieb ich dich, mein Vaterland!

Wo ist ein Herz, in dem nicht dauernd bliebe
Der süße Traum der ersten Jugendliebe?
Und heiliger als Liebe war das Feuer,
Das einst für dich in meiner Brust gebrannt;
Nie war die Braut dem Bräutigam so teuer
Wie du mir warst, geliebtes Vaterland.

Hat es auch Manna nicht auf dich geregnet,
Hat doch dein Himmel reichlich dich gesegnet
Ich sah die Wunder südlicherer Zonen,
Seit ich zuletzt auf deinem Boden stand;
Doch schöner ist als Palmen und Zitronen
Der Apfelbaum in meinem Vaterland.

Land meiner Väter! Länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden, wie der deine,
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,
Und knüpfte dich an mich kein lebend Band,
Es würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland.

O würden jene, die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Bald würdest du zu einem Reiche werden,
Und deine Kinder gingen Hand in Hand
Und machten dich zum größten Land auf Erden,
Wie du das beste bist, o Vaterland.

Der Verfasser dieses Gedichts, Konrad Krez, wurde 1828 in Landau in der Pfalz geboren. Ursprünglich studierte er in Heidelberg Rechtswissenschaften, nahm dann an den Kämpfen in Schleswig-Holstein und 1848/49 an der badischen Revolution teil. Deshalb zum Tode verurteilt, flüchtete er nach Amerika, kämpfte während des Bürgerkrieges in der Armee der Nordstaaten und starb 1897 als Brigadegeneral in Milwaukee. Sein Gedicht entnahmen wir mit freundlicher Genehmigung den Burschenschaftlichen Blättern.

Alter Sinn und neue Worte

Das Herz soll wieder mithorchen — Von Monsignore Geo Grimme

„Wendet um und glaubt der Frohbotschaft."
Mt. 7

Mit einer Kehrwendung beginnt die neue frohe Botschaft vom Gottesreich und seinem Frieden.

Nicht eine Wendung von rechts nach links, oder umgekehrt; auch nicht eine um 180 Grad, sondern eine von außen nach innen.

Einige kleine Lichtlein können uns dabei helfen, Tausende von Glühbirnen vermögen es allerdings nicht.

Aber wie viele können sich noch freuen über die stillen Vorgänge in den inneren Wurzelzellen?

Wer hat noch Erbarmen mit dem Hunger seines Herzens?

Wer verspürt noch Verlangen nach „Trost", wie es das alte Weihnachtslied meint, „Tröst mir mein Gemüte".

Weil der Mensch diese Notwendigkeit nicht mehr ernst nimmt, ist er vielfach neurotisch geworden.

Ein bekannter Internist meinte neulich: „Über die Hälfte meiner Patienten sind krank, weil sie keinen Trost haben."

Für viele haben die Weihnachtsglocken einen Sprung; sie wollen sie nicht mehr hören.

Oder was noch trauriger ist — sie können sie nicht mehr hören. Ihr inneres Ohr ist taub geworden.

Sie haben nicht mehr die stille Geduld, sich in die Weihnachtsbilder zu vertiefen, so tief nämlich, daß ihre Herzen Bewegung und Erschütterung erfahren; sie können nicht mehr „hindurchgehen" bis dorthin, was sie bedeuten. Vielleicht meinen sie auch, daß der Stern nur für die Unbedarften strahle.

*

Wenn Weihnachten Trost sein soll, auch für den betriebsamen Autofan und Maschinenmenschen, muß eine Umschaltung geschehen dergestalt, daß der alte Sinn aufleuchtet, auch wenn neue Worte nachhelfen müssen. Wir sprechen dann von einer „synthetischen Umformung" der biblischen Botschaft; was aber nicht bedeuten muß, alle Bildformen des Gotteswortes abzuschlagen.

Was tut unser Herz ohne Bilder?

Wie soll es seine geheime Angst loswerden, wenn gar unser Lachen eigentlich zum Weinen wird.

Die weihnachtlichen Krippenbilder können uns den Weg zur Erkenntnis und zum Frieden weisen.

Wir sollten doch wenigstens versuchen, über das Echo der „Sache von Bethlehem" etwas Trost zu haben.

Wer müde und verbraucht ist, braucht solch ein strahlendes und beruhigendes Licht.

Ist „Trost" etwa auch schon ein veraltetes Wort?

Fernsehen und Illustrierte und Warenhauskatalog haben angeblich den lieben Gott überflüssig gemacht. Wahrscheinlich haben sie auch den „Trost" abgeschafft; man weiß ja heute nie, was alles demontiert wird an inneren Werten.

Ich kann ohne Trost sein — so töricht kann nur jemand reden, der niemals Hunger gespürt hat, der nicht weiß, wie kostbar ein kleines Geldstück sein kann oder was auch nur eine Pfeife Tabak bedeutet.

Uns scheint beinahe, daß nur noch die Weihnachten feiern können, die hinter Stacheldraht, in der Wüste oder „auf dem Ozean" waren.

Wer aber nur die vollen Schüsseln und die warme Heizung und den Autoschlüssel kennt, scheint unbeteiligt, unberührt, unangesprochen zu sein.

Es fehlt die jähe Zustimmung des Herzens; vielleicht sind sie auch unfähig geworden, in einfachen kleinen Dingen den tiefen Sinn zu finden.

Wozu „Trost"?

Was soll es denn noch zu fürchten geben. Wahrscheinlich trägt die Angst nicht mehr das gleiche Gesicht wie früher.

Vermutlich hat sie sich in den Keller der Seele verdrängen lassen; aber wie gefährlich, wenn sie irgendwo anders hinzieht, eben in unerklärliche Krankheitserscheinungen leiblicher Organe.

Süditalienische, bettelarme Leute aus den Bergen um Neapel konnten vielleicht darum so wunderbare Weihnachtskrippen bauen, weil sie ihr bescheidenes, einfaches und angsterfülltes Leben im Milieu von Bethlehem wiederfanden; damals, als Angst noch darin bestand: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, was werden wir anziehen?"

Heute kennen die gut verdienenden Menschen diesen Schmerz nicht mehr. Die innere wachsende Leere wird ihnen nicht durchsichtig — damals waren alle prisoners of war weitsichtiger, wie Ernst Wiechert meint.

Das wird erschreckend spürbar sein, wenn nur einmal der elektrische Strom ausfällt, denn dann kommt das Schweigen der Gespenster.

Welch Glück für den, der sich dann noch sein Weihnachtslicht gerettet hat. Dann werden die alten Worte ihren Sinn wieder haben und nicht nur ein sakraler Nachklang sein.

„Er wird den Armen retten, der um Hilfe schreit" (Ps. 71).

Arm sind wir dann geworden, wenn alles dunkel in uns wird.

Wenn alles ausgebrannt ist, wenn keine Sehnsucht nach Licht, nach dem Wissen um den Sinn des Lebens und des Leides mehr da ist.

Wenn der Mensch vor der Leere seines eigenen Gesichtes erschrecken muß.

Wenn der Rauch aus der eigenen Geistesküche ihn umnebelt und wenn man den eigenen Vogel für den heiligen Geist hält, wie es Kardinal Frings so trefflich formuliert.

Wenn die Menschen sich nur noch wie die Wölfe gegenüberstehen und täglich neue Gangsterbetriebe eine neue, bisher unbekannte Angst hervorbringen. Wenn das soziale Gefüge schwankt wie beim Erdbeben — dann ruft der Mensch wieder nach denen, die um den Stern von Bethlehem wissen.

Immer sind es dann die Stillen im Lande gewesen, die noch Antwort haben, daß Leid und Angst nicht das letzte sei, sondern die Kunde „daß jemand als Licht in die Welt gekommen ist" (Joh. 12) und daß der einzelne hinaufgehoben ist wie ein verlorener Sohn.

Und daß dann die Kraft eines einzelnen, des gütig und reif gewordenen Menschenlebens zählt und die wunderbare Verwandlung des Herzens durch die Liebe.

Nur wer das Neonlicht ausschaltet — wenigstens eine heilige Nacht lang — wird wieder ahnen, wie das in unserem Sein und Tun widerstrahlt, was durch den Glauben im Herzen geleuchtet hat.

Ist das nun nur noch mythisch — östlich — altmodisch?

Die Antwort bleibt niemandem erspart, der zu Weihnachten ehrlich sein will. Wer noch niemals im Dunklen Weihnachten feiern mußte in Keller und Lager und ehemaligem Pferdestall, wird sich kaum vorstellen können, welcher Trost aus einem Weihnachtslied kommen kann.

Menschen, welche die Botschaft der Engel ernst nehmen, fürchten sich nicht vor dem eigenen Gesicht; Menschen mit Weihnachtsglauben wissen immer, was sie tun werden. Keine Sintflut kann ein gläubiges Herz erreichen, das bang und verzaubert schlagende Herz.

Was ist es doch schade um den ungenutzten Trost in der Welt.

*

Lassen wir Weihnachten doch mehr sein als einen dünnen Aufguß bürgerlicher Sentimentalität!

Warum bleibt die Weihnachtsbotschaft fremd und gleichgültig und unwirklich? Weil wir sie wahrscheinlich mehr auswendig als inwendig gelernt haben. Man hört sie nur noch ohne Freude und ohne das innere Gemeintsein. Deswegen der Ruf des Advents: umschalten nach innen. Auf diese Wende kommt es an.

Das Herz wieder mithorchen lassen, denn alles Böse wird nicht durch Diskutieren, sondern nur durch Glauben und tätige Liebe und die stillen Befehle der Menschlichkeit.

Inwendig schauen kann aber immer nur der einzelne, nicht einmal eine Familie, schon gar nicht eine Firma, welche angeblich Weihnachten feiert.

Inwendig horchen setzt die Entblößung aller Phrasen voraus; es fordert die Beseitigung des „man", das über die Unzulänglichkeiten der alten Wertlehren schwätzt.

„Inwendig" ist der Ort, wo es keine Masse mehr gibt und keinen Einfluß der Manipulationen — oder hat euer Fernseher jemals Angst gehabt?

Inwendig lauschen bringt die echte Zuversicht — und dann stimmt es einfach nicht, daß zu Weihnachten die Reichen besonders froh und die Armen besonders traurig seien.

Inwendig existieren kann dann auch heißen: „Wirf weg — damit du gewinnst." Immer wird es nötig sein, das Vergrößerungsglas umgekehrt zu gebrauchen, wenn es auf das eigene Ich gerichtet ist.

Inwendig beginnt „In jener Zeit ..." und dann hört man auf so zu sein, wie man gewohnt ist.

Dann hat sich das Ich wieder gefunden durch die weihnachtliche Zuversicht. Und manchmal ist der neue Stern auch wirklich ein neuer Anfang gewesen. Es lohnt sich umzuwenden!

Georg Hermanowski

Johannes Nepomuk und der Eismann

Er stand auch auf unserer Brücke, überlebensgroß aus Sandstein gemeißelt; und die hohe Bischofsmütze ließ ihn noch größer erscheinen: Johannes Nepomuk, der Brückenheilige aus dem fernen Prag. Unsere Brücke war nach ihm benannt, und es war eine stattliche Brücke, viel zu breit für das schmale Flüßchen, das still unter ihrem Backsteinbogen dahinfloß. Eine Brücke, auf der sogar die Straßenbahn ihre Haltestelle hatte; und das war gewiß ein Grund, warum Johannes Nepomuk unser Mitverschworener wurde.

Bei seiner Säule, um die sich im Halbkreis ein steinernes Geländer zog, warteten wir täglich auf die Straßenbahn, die uns zur Schule bringen mußte, schauten zu ihm auf oder in den Fluß hinab, warfen zuweilen, in seinem Schutz, noch rasch einen Blick in ein Buch, um eine vergessene Schularbeit nachzuholen. Er würde uns nie verraten, dessen waren wir sicher. Gab er es uns nicht täglich erneut zu verstehen, indem er seinen steinernen Finger fest auf die Lippen preßte?

Ihm gegenüber stand manchmal ein Schutzmann, denn die Brücke war eine Art Verkehrssünderfalle. Eine Straße fiel zu ihr steil ab und verführte die Radfahrer zum mutigen — zuweilen freihändigen — Rasen, um unversehens in den Fangarmen dieses Polypen zu landen. Doch im letzten Augenblick erhob sich warnend der stumme Mahner. Pssst ... sagte er, da steht ein Laubfrosch! Und rasch griffen die Hände zur Lenkstange, in letzter Sekunde setzte der Fuß den Rücktritt in Tätigkeit.

Dem Heiligen gegenüber stand auch — und nicht nur manchmal, sondern den ganzen Frühling, Sommer und Herbst über — ein Eismann, in weißer Jacke, hinter einem hellangestrichenen hölzernen Wägelchen, unter dessen spitzen Nickelhüten sich köstliches Speiseeis verbarg. Aus einer kreisrunden Öffnung lugten Waffelschiffchen, ragte ein Stapel goldgelber Waffelstangen hervor, die als Behältnis für die süße Fracht dienten. Für fünf Pfennige gab's das Eis in einem Schiffchen, eine Sorte nur, Schokolade oder Vanille, nach freier Wahl. Die „große Portion" dagegen kostete einen Groschen; sie wurde zwischen zwei Waffeln gereicht. In der Regel setzte sie sich aus beiden Sorten zusammen, es sei, man hatte sich, noch ehe der hölzerne Spachtel in den Eiseimer gefahren war, für nur eine entschieden.

Stock und steif behaupteten unsere Eltern, dieses Eis sei „gepantscht" und der Eismann wasche seine Hände öfter in Unschuld als mit Seife. Das mag der Grund dafür gewesen sein, daß sie es nicht gern sahen, wenn wir es dem Sahneeis aus der Eisdiele oder gar aus der Konditorei vorzogen. Aber der Eismann besaß für uns eine nahezu magnetische Anziehungskraft; vielleicht gerade deshalb, weil das Verbotene lockte. Heimlich trugen wir unsere Groschen zu ihm; Gewissensbisse kannten wir nur, wenn wir zufällig — ein Schiffchen für fünf oder zwei Waffeln für zehn Pfennig in der Hand — einen Bekannten erblickten, von dem wir vermuten konnten oder gar befürchten mußten, er werde es unseren Eltern verraten.

Nun ja, auf Menschen ist wenig Verlaß; sie sind nun einmal keine Heiligen! Wie oft hatten Onkel Otto oder Tante Berta Mutter schon einen heimlichen Wink gegeben! Ganz anders benahm sich unser steinerner Freund auf der Brücke. Ich werde euch nie verraten, sagte der Zeigefinger auf seinem Mund.

Warum stand er wohl auf einer so breiten Säule, warum führte ein brusthoher Mauerkranz um diese herum — doch sicher, um uns hinter seinem Rücken Schutz zu gewähren!

Also rasch ein Schiffchen oder ein „Doppeltes" vom Eismann geholt, einen Blick nach rechts, einen Blick nach links, und schwupp hinter den weitausladenden Bischofsmantel. Und während wir übers Brückengeländer zu den vorbeifahrenden Booten hinabschauten, schleckten wir das köstliche Naß. Plumpste bisweilen ein brauner oder gelber Tropfen in den Fluß, waren wir fest überzeugt, daß ein Fischlein sich daran laben würde.

Und während wir zu dritt, viert oder sogar fünft der verbotenen Lust frönten, stand unser heiliger Mitverschworener mit todernstem Gesicht auf seiner Säule. Ehrfürchtig, ja andächtig, mit frommem Augenaufschlag und stillem Gruß gingen die Menschen an ihm vorbei, ohne das Kichern oder genüßliche Schmatzen hinter seinem Rücken zu bemerken. Nie hätte Onkel Otto gewagt, einem Heiligen hinter den Rücken zu schauen, geschweige, ihn gar auf frischer Tat zu ertappen. Und von Tante Berta wußten wir, daß sie sich von fern bekreuzigte, wenn sie an einem Heiligen vorbeiging.

Nur der Eismann zwinkerte dann und wann einmal von der anderen Brückenseite zu Johannes Nepomuk herüber. Und als in einer Zeit steigender Ansprüche sein selbstgezimmerter Holzkarren eines Tages einem weißlackierten Schiffchen Platz machte, lasen wir zu unserem Erstaunen an dessen Bug die verschnörkelte Aufschrift „St. Johann".

Unwillkürlich huschte der Blick zu dem Heiligen hinüber, um festzustellen, wie er wohl auf diese Ehrung reagiere. Und ich bin heute noch bereit, jede Wette einzugehen, daß ein lausbübisches Lächeln über die steinernen Falten seines überaus strengen Gesichts huschte, als er sich zum Schutzpatron eines Eismanns befördert sah.

*

Diese und andere Geschichten von Georg Hermanowski werden im Ermlandbuch 1973 zu finden sein.



Bernhard Heister

Heydekruger Weihnacht 1945

Vier Wochen lang war ein Zug mit deutschen Kriegsgefangenen unterwegs gewesen, war durch ganz Schlesien und Polen gefahren. Er hatte bei Brest Litowsk die russische Grenze passiert, die Pripjetsümpfe hinter sich gelassen und Wilna berührt, als er plötzlich nach Nordwesten abdrehte und über Memel in Heydekrug landete.

An einem Novemberabend des Jahres 1945 wurden die Männer auf dem Bahnhof der kleinen Stadt Memelland aus ihren Waggons ausgeladen. Vier Wochen hatten sie sich nicht waschen und rasieren können. Vier Wochen hatten sie die Waggons nicht verlassen. So taumelten sie mehr als sie gingen — des Gebrauchs ihrer Gehwerkzeuge ungewohnt — auf den Bahnsteig. Sie wankten die Straße entlang, denn sie waren allesamt arbeits- und einsatzunfähig, in das Kriegsgefangenen-Lazarettlager, und — das Lazarettlager befand sich auf dem Gut Matzicken, auf dem einst der Dichter Hermann Sudermann geboren worden ist, der unter vielem anderen die „Litauische Geschichten" geschrieben hat, darunter „Die Reise nach Tilsit".

Der nächste Morgen brachte die verschmutzten und verlausten deutschen Landser in die Sauna. Entlaust, gebadet, rasiert, in sauberer Unterhose und sauberem Hemd, schauten sie wieder anders in den Tag.

Wenn die russische Krankenschwester durch die Baracken ging und Sauberkeitsappell hielt, mit dem Finger unter den Strohsack fuhr und dort — o Wunder — Staub entdeckte, da hätte man schon mal lachen mögen, aber das Lachen hatten die Männer verlernt, wahrhaftig verlernt. Die Gesichtsmuskeln verzogen sich allenfalls zu einer Grimasse.

Karg war das Essen. Zweimal am Tage drei viertel Liter dünne Suppe, sechshundert Gramm Brot mit hohem Feuchtigkeitsgehalt und noch einmal ein viertel Liter Kaffee oder Tee. Es gab die Verpflegung regelmäßig, bis der Magazinverwalter eines Tages auf den Speicher kam und feststellte, daß der Mehlvorrat zu Ende ging. Das war typisch, daß er das vorher nicht gemerkt hatte, wie der Vorrat abnahm. Jetzt erst, als kein Mehlstäubchen mehr vorhanden war, wurde neues Mehl angefordert, machte sich der Magazinverwalter auf den Weg, wieder Mehl zu beschaffen. Inzwischen gab es drei Tage lang kein Brot, die Hauptnahrung, und die Suppe wurde auch nicht kräftiger.

Dann aber wurden mitten in der Nacht die Bäcker geweckt und aus den Baracken geholt. Das Mehl war eingetroffen, und sofort wurde mit dem Backen begonnen. Am anderen Morgen gab es dampfendes Brot, die Ration für drei Tage. Niemand wurde betrogen, aber das frische Brot, von den Hungrigen hinuntergeschlungen, blähte die Leiber auf, und manch einer bezahlte die „Kur" teuer, wenn nicht gar mit dem Leben.

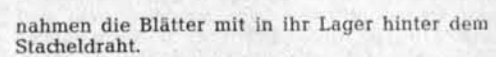
Inzwischen hatten sich die Birken im Lager und weiter in der Landschaft rundherum mit Rauhreif geschmückt. Der Winter war gekommen mit Schnee und Eis. Wer halbwegs arbeiten konnte, zog mit dem Holzkommando hinaus in den Wald. Auf der Straße gen Heydekrug fuhren litauische Bauern auf ihren Schlitten mit schellentragenden Pferden zum Markt. Kaum ein Schlitten glitt vorbei, aus dem nicht im Vorüberfahren ein schon von Hause mitgenommenes und verpacktes fertiges Schnittenpaket zu den hungrigen und frierenden deutschen Kriegsgefangenen flog. Wenn sie sich „verdrücken" konnten, dann konnten diese Kriegsgefangenen in jedes litauische Bauernhaus treten. Überall rückte der Bauer für sie einen Stuhl am Tisch zurecht, brachte die Bäuerin einen Teller Suppe oder ein Stück Brot, öffnete der Mann zum Abschied seinen Tabaksbeutel und schüttete seinem Gast die Hände voll Tabak. Mehr als einmal hatten die zerlumpten Gestalten Gespräche mit den Bauern. Wie wenig freundlich die Litauer auch oft über die Deutschen während der deutschen Besatzungszeit gedacht hatten, so gute Worte hatten sie jetzt für diese Menschen, von denen wohl mancher an alte Nachbarschaft und Schicksalsverbundenheit mit all den Völkern des weiten Ostens dachte.

Bei der Arbeit im Walde waren plötzlich helle Stimmen zu hören. Ein paar Jungen kamen des Weges daher, sich laut auf deutsch unterhaltend und die Landser grüßend. Mit ihren Eltern waren sie im Sommer 1944 vor den nahenden Russen geflüchtet und bis in die Gegend von Dresden gekommen. Als der Krieg zu Ende ging, hatten die Eltern mit ihren Kindern sich auf den Weg in die Heimat gemacht und waren tatsächlich wieder hierhergelangt. Zwar wohnten sie nicht mehr auf ihren alten Bauernhöfen, sondern in den Katen einer Moorsiedlung. Sie bekamen keine Lebensmittelkarten, aber die Eltern gingen zu den Russen und den Litauern arbeiten und erhielten dafür das Notwendigste zum Leben.

In einem halbzerstörten deutschen Bauernhaus fanden die „Waldarbeiter" ein paar Seiten aus einem deutschen Schullesebuch mit der „Christuslegende" von Selma Lagerlöf. Sie

Brüder und Schwestern, weit über Land Verstreute,
Ihr, die Heimat fandet, und ihr ohne Heimat,
Ihr, sehnsüchtig lange Verschollener harrend,
Seht, uns Allen leuchtet das Licht aus der Krippe,
Heute uns alle noch einmal wie Kinder vereinend,
Herzen tauend, vereister als Felsen und Seen,
Stimme verleihend auch denen, die stummer als jene,
Deren Lippen er heute dankbar entsiegelt,
Daß sie alle uns lehren, wieviel zu danken
Ihnen und uns noch blieb im Ringe des Jahres,
In dem Dunkel des Leidens,
des Wanderns, des Mühens —,
Daß wir ihm danken,
Hand in Hand wie Geschwister
Einmal vereint um des Christkinds
Krippe im Stalle!

Agnes Miegel



nahmen die Blätter mit in ihr Lager hinter dem Stacheldraht.

Als sie am Heiligen Abend aufwachten, sagte einer der deutschen Gefangenen zu seinem Bettnachbarn: „Heute ist Heiliger Abend", und es wollte ihm die Sprache verschlagen. Überall an den Wänden und Betten in der Baracke hatten sie Fichtenzweige angebracht, daß es wie im Weihnachtswald duftete und ihnen fast den Atem nahm.

Am Abend las einer beim Schein eines Kienspans, denn anderes Licht hatten sie keines, aus der Christuslegende: „... Was kann dies für eine Nacht sein, wo die Hunde die Schafe nicht beißen, die Schafe nicht erschrekken, die Lanze nicht tötet und das Feuer nicht brennt? ... Nicht auf Lichter und Lampen kommt es an, und es liegt nicht an Mond und Sonne, sondern was not tut, ist, daß wir Augen haben, die Gottes Herrlichkeit sehen können."

Bis spät in die Nacht hinein saßen die Männer auf dem Ofen, führten lange Gespräche, Bilder tauchten auf, Erlebtes, Erfahrenes und Erlauschtes, und manchmal spürten sie einen leisen Hoffnungsschimmer.

Das war die Heydekruger Weihnacht 1945.



Nach einer Zeichnung von J. Birschmann

Kapelle in Peyse am Frischen Haff

Alle drei Jahre wird die Produktion verdoppelt

Dr. Brigitte Obendorfer erzählt aus der Nachkriegsgeschichte des Königsberger Marzipans

Wenn die vorsorgende Hausfrau in diesen Wochen vor Weihnachten die ersten Süßigkeiten für den bunten Teller auswählt, denkt sie bestimmt auch an Marzipan, an die Schokoladenbrote, die Marzipankartoffeln und die abgebrannten Konfitüren aus Königsberg, die seit vielen Jahren im Sortiment eines jeden guten Süßwarengeschäftes zu finden sind. Damit hat sich eine ostpreußische Spezialität den westdeutschen Markt erobert, die vor 25 Jahren noch nur im heimatlichen Ostpreußen bekannt war. Dort allerdings wurde dieses Marzipan fast in jedem Haushalt hergestellt, es gehörte zur Weihnachtsbäckerei ebenso wie die Pfefferkuchen. Schon die Kinder kannten das Geheimnis der Mischung von Mandeln, Puderzucker und Rosenöl, wobei die Komposition je nach Geldbeutel und Geschmack mehr Mandeln oder mehr Zucker verlangte. Nachdem die Masse gut durchfeuchtet und durchknetet war, ging es an die Formung der so charakteristischen Marzipanherzen mit aufgesetztem Rand, der zusätzlich fein gerillt wurde. Die Mitte des Herzens markierte eine eingelegte Kirsche oder Marmelade als delikate Dekoration. Dann wurde das Ganze in den Ofen geschoben und bei starker Oberhitze gebacken. Erst so entstand die fein abgebrannte, kandierte Zuckerschicht, die das Besondere des Königsberger Marzipans ausmacht. Die kandierte Zuckeroberfläche bekam dann noch durch einen Eiweißbestrich Glanz und Festigkeit.



Hamburg — Jungfernstieg: Für die ostpreußischen Köstlichkeiten werben große Leuchtbuchstaben in einem Schaufenster der bekannten Einkaufsstraße
Foto Victoria Passarge

Beginn im Herbst

Dieses viel Zeit und Geduld erfordernde Hausrezept war schon in Königsberg gern von den Konditoren in Konkurrenz zur Hausfrau verwandt worden. Vor allem hatte die Konditorei Schwermer einen weiten Ruf im Lande in der Fertigung dieses Marzipans und des ähnlich verarbeiteten Konfekts. Jedes Kind in Königsberg kannte die Konditorei, die 1894 gegründet, zunächst in der Münzstraße logierte und die später einen repräsentativen Standort am Schloßteich mit tausend Sitzplätzen zu bieten hatte. Auf der Terrasse spielte im Sommer die Kapelle Erich Börschel, und die Promenierenden flanierten vor der großen Freitreppe, während die Liebespaare auf dem Schloßteich in den Booten paddelten. In den Sommernächten glühten die Lampions, und im Winter holten sich die Schlittschuhläufer rote Nasen und dann einen heißen Punsch.

Im Spätherbst fing schon die große Marzipanherstellung an, und kurz vor Weihnachten waren zehn Verkäuferinnen nur damit beschäftigt, die süßen Spezialitäten von Schwermer zu verpacken und zu verschicken, denn schon damals ging Königsberger Marzipan in kleinen Holzkistchen verwahrt und in Rupfen vernäht in alle Welt als Weihnachtsgruß an ferne Landsleute. Inzwischen hatte die Verleihung einer Goldmedaille auf der Weltausstellung in Paris im Jahre 1900 den Ruf der Königsberger Spezialität weltweit bestätigt.

Woher kommt nun heute das Königsberger Marzipan? Das ist eine Nachkriegsgeschichte wie viele andere, darum aber nicht weniger bemerkenswert. Die Konditorei Schwermer wurde im Herbst 1944 ausgebombt und die Familie Schwermer — inzwischen hatte die Tochter des Hauses einen Herrn Stiel aus dem Rheinland geheiratet — floh wie Millionen Ostdeutsche in den Westen. Und damit schien zunächst eine gute Tradition zu Ende.

Ostpreußenblatt half

In den ersten Nachkriegsjahren schlug sich die Familie durch wie die meisten Flüchtlinge mit irgendwelchen kunstgewerblichen Arbeiten. Der Zufall wollte es, daß die Mutter im letzten Friedensjahr bei einem Kuraufenthalt in Bad Wörishofen im Allgäu ein Fahrrad und ein paar Tennisschläger zurückgelassen hatte. Das war für sie nach den turbulenten Kriegsjahren der einzige Anhaltspunkt und auch — jedenfalls das Fahrrad — eines der wenigen Vermögensobjekte nach damaligen Maßstäben. Sie machte sich also schon 1945 auf den strapazenreichen Marsch nach Wörishofen, fand dort tatsächlich ihr Fahrrad — die Tennisschläger waren nicht mehr ganz so interessant — und außerdem in einer Bürostube ein heimatliches Gesicht, die Buchhalterin aus der Konditorei in Königsberg. Das gab nicht nur ein frohes Wiedersehen, sondern auch den ersten festen Ankerplatz. Frau Stiel-Schwermer ließ sich also mit ihrer Tochter als Untermieter bei einem Bauern nieder und begann Puppen zu nähen, die sie mit Sägemehl ausstopfte. Wörishofen, das damals mit UNRRA-Betreuten voll war, bot immerhin einige Abnehmer. Sehr bald meldete sich auch der Sohn aus russischer Gefangenschaft. Später wanderte er in einen Möbelbetrieb nach Stuttgart ab.

Derweil kam die Währungsreform und das erste Ostpreußenblatt. Beide Ereignisse inspirierten Mutter Stiel-Schwermer zu einem kühnen Unternehmen. Sie sagte sich, wenn offenbar Hunderte das Ostpreußenblatt lesen und kaufen können, so werden sie vielleicht auch eines Tages wieder Appetit auf Königsberger Marzipan haben. Also testeten sie ihre Ostpreußen mit einer Anzeige im Ostpreußenblatt. Und tatsächlich, es meldeten sich ein paar Dutzend Interessenten. Nun galt es, deren Wünsche mit ihren Plänen zu koordinieren. In Lübeck bestellte sie sich einige Pfund Rohmasse und dann begann sie neben ihrer Hauptbeschäftigung als Putzfrau bei Amerikanern und ihrer Nebenbeschäftigung als Puppen- und Kleidernäherin auch noch Marzipan herzustellen. Allerdings nur in bescheidenem Umfang, was jedoch auch schon ein Abenteuer bedeutete, denn es fehlte ja an fast allem.

Im Sommer sammelte sie in den Wäldern um Wörishofen Tannenzapfen, mit denen sie in ihrem klapprigen und geliehenen Herd die notwendige Oberhitze für das abgebrannte Marzipan herstellte. Die Formung erfolgte nach alter Hausmütterart per Hand. Die Tochter half dabei. Und die ersten Konfektstücke wurden in Silberpapier aus Zigarettenschachteln abgepackt. In dieser kühnen Kombination gelangte das erste Königsberger Marzipan im ersten Jahr nach der Währungsreform in die Weihnachtsstuben der Flüchtlinge aus Ostpreußen. Es löste in seiner bescheidenen Aufmachung und in seiner sicher auch bescheidenen Qualität doch rührende Freude aus. Die ersten glücklichen und beglückenden Dankschreiben kamen. Sie machten Mut für das kommende Jahr. Wieder wurden Tannenzapfen gesammelt, wieder erschien die Anzeige rechtzeitig im Ostpreußenblatt. Und diesmal konnte die Produktion schon erweitert werden. Der Sohn erbat von seiner Möbelfirma Urlaub und knetete mit an der Marzipanmasse, zudem brachte er die ersten handgezimmerten Kistchen mit, in denen das Marzipan nun schon wesentlich komfortabler verschickt werden konnte.

Diese Saisonarbeit ernährte ihren Mann natürlich nicht sehr lange. So mußte im Sommer die Kleiderfabrikation weitergehen. Aber schon im nächsten Herbst zog man mit der Marzipanherstellung in zwei Garagen um. Die ersten Hilfskräfte wurden angeworben — für 50 Pfennig Stundenlohn — und weitere Pläne reiften.

1950 wurden die ersten Pralinen mit Schokolade überzogen. Das gelang am Anfang nicht immer. In der feuchten Garage beschlug die Schokolade, sie bekam einen grauen Schimmer. Der wurde mit seidenen Tüchern abpoliert.

Und schon gab es wieder neue Pläne. An einem schönen Wintermorgen überraschte Frau Stiel-Schwermer ihre Kinder auf einem Spaziergang an den Ostrand von Wörishofen mit der begeisterten Schilderung eines zu gründenden Cafés mit Blick auf den verschneiten Winterwald. Auch diese Idee schien absurd. Aber immerhin, einiges Geld hatte man schon zusammengespart, außerdem winkte der Lastenausgleich für den Fall einer Betriebsaufnahme.

So wurde nach einigem Hin und Her und vielen Bedenken 1953 das Grundstück an der Harthentaler Straße in Wörishofen erworben und mit der ersten Lastenausgleichszahlung und mit ERP-Kredit gebaut. 1954 im Juni konnte das Café eröffnet werden, die Stühle standen noch nicht alle, da waren schon die ersten Cafégäste da.

Sie sind seither dem Café Schwermer treu geblieben. Schon 1960 mußte angebaut werden und 1965 wurde zum zweitenmal erweitert. Heute bietet das Café 300 Sitzplätze mit großer Terrasse, die sowohl beheizt wie gekühlt werden kann. Auf den kleinen gelben Kännchen, den Kuchentellern und den Kaffeetassen prangt das neue Warenzeichen mit den beiden Putten — die bayerisch-angeglichen einen Baumkuchen tragen und dahinter in feiner Strichätzung das Königsberger Schloß. Schöne alte Stiche von Königsberg zieren die Wände und erinnern an die alte Tradition. Am Tresen werden neben Kuchen und Torten die Spezialitäten des Hauses verkauft, inzwischen 150 verschiedene Sorten Marzipan und Konfekt, die in einer Fabrik hergestellt werden. Sie entstand 1969 in der Gartenstadt von Wörishofen. Bis dahin fand die Fertigung in der Konditorei statt.

Seit zwölf Jahren wurde die Produktion alle drei Jahre verdoppelt. Jedes Jahr nimmt sie um 30 Prozent zu. Auf den großen Messen, wie auf der Anuga, ist Schwermer-Marzipan selbstverständlich vertreten. Und jedes bessere Fachgeschäft führt den in der Branche bekannten Markenartikel. Täglich werden 40 bis 50 Zentner Marzipan verarbeitet und die Produkte gehen inzwischen in alle Welt. Die Beneluxländer, die Schweiz, England, Australien, Kanada sind die Hauptabnehmer. Zu den Marzipanspezialitäten kommen noch Baumkuchen und Stollen und selbstverständlich auch Osterleckereien. Im kommenden Jahr wird der Betrieb um 4000 qm erweitert werden. Für Wörishofen bedeutet er eine gute Ergänzung, denn erstens ist dies eine umweltfreundliche Industrie, die keinerlei Schmutz oder Lärm verursacht — für eine Kurstadt von besonderer Bedeutung — und zweitens sind die Arbeitskräfte saisonbedingt besser ausgelastet. Im Sommer, während des Kurbetriebes, gibt die Firma Kräfte frei. Im Herbst, wenn der Kurbetrieb nachläßt, beginnt die Saison der Marzipanfabrik. Trotzdem sind noch viele Ausländer bei Schwermer zusätzlich beschäftigt. Die Arbeit ist sehr lohnintensiv, vieles muß durch Handarbeit erledigt werden, wenn auch ein großer, zum Teil selbstkonstruierter Maschinenpark zur Verfügung steht. Günstig auf die Produktion dieses empfindlichen Produktes hat sich die neue Vakuumpackung ausgewirkt. Sie hält das Marzipan frisch und saftig. So erreicht es in der gewohnten Qualität seine Liebhaber, die inzwischen keineswegs nur aus Ostpreußen stammen. Die private Kundenliste, die in jedem Jahr zu Ostern und zu Weihnachten beliefert wird, umfaßt allein 10 000 Namen. An jedem Tag in der Vorweihnachtszeit gehen 400 bis 500 neue Bestellungen ein, die im Eilverfahren erledigt werden. Dann ist die Konditorei, die im Oktober schließt, ein großes Warenlager, die Konditoren und Kellner sind mit der Herstellung und Auslieferung der letzten Aufträge beschäftigt. Dann glitzert der Wald um Wörishofen weiß und die Rehe, die schon im Sommer von der Terrasse aus zu sehen sind, wagen sich näher an das Haus.

(Vortrag, gehalten in „Alte und neue Heimat", WDR, am 25. November.)

»Mein Christkind ist wiedergekommen«

Eine Jugenderinnerung aus dem weihnachtlichen Elbing von Gisela Passoth-Graeber

Zu meinen weihnachtlichen Erinnerungen gehört ein Erlebnis im Altenheim unserer Heimatstadt. Seine engen dunklen Gänge führten in viele kleine Räume. Es waren keine Zimmer, es waren „Stübchen". Sie wurden bewohnt von bedürftigen, hilflosen Bürgerinnen. In jenem bescheidenen Geviert verbrachten sie ihren Lebensabend. Amtlich nannte man sie: „Insassen des Heilig-Geist-Hospitals"; bei uns zu Haus hießen sie: „Altchen", „Frauchen", „Mütterchen".

Einige von ihnen bekamen von der Sozialfürsorge ihr kostenloses Mittagsmahl. Es wurde in der Stadtküche gekocht und von Schülerinnen des Lyzeums hingetragen. Mir war Fräulein Nesselmann zur Betreuung zugeteilt. Ein stilles scheues Persönchen, gebückt und gebrechlich, mit flatternden Händen, zitterndem Kopf, schwankenden Schritten und angstvollem Blick. Gern hätte ich mit ihr ein Gespräch, eine Gemeinschaft gehabt. Jedoch sie blieb bei meinen Besuchen immer schweigsam und zurückhaltend. Ein Nicken, ein Lächeln, ein Kopfschütteln bildeten einzige Antwort auf meine Fragen oder Berichte.

Wenn ich mit ihrer Mahlzeit kam, saß Fräulein Nesselmann wartend in der Sofaecke. Hin und wieder schien es mir, als hätte sie etwas in der Hand gehalten und ließ es rasch verschwinden. Einmal hatte sie mein Klopfen überhört. Als ich eintrat, sah ich sie versunken dasitzen und verträumt und verspielt auf einen Puppenschuh blicken. Nach einem Weilchen zog sie dieses kleine Ding auf ihren Finger und spazierte damit die Tischplatte entlang — hin und her, her und hin — in winzigen, zierlichen Schrittchen. Eine Greisenhand und ein Puppenschuh. Ich stand und sah und hoffte, mein Altjüngferlein in seiner rührenden Kindhaftigkeit nicht zu erschrecken und zu verstören. So stellte ich meinen Napf ab, zog mir einen Stuhl an den Tisch und sagte: „Ein Puppenschühchen".

Zum erstenmal kam ein Echo. Fräulein Nesselmann antwortete: „Eine Stiefelette". „Ach ja, eine Stiefelette, eine Saffianstiefelette". Dann hielt ich ihr meine Hand entgegen und ließ mir das Schühchen hineintun. Ich bestaunte sein weiches Leder, strich über die vielen Falten, zupfte an dem dünnen Senkel, bewunderte und legte zuletzt das Liliputgebilde an meinen wetterfesten Winterschuh. Der Größenunterschied wirkte derart drollig, daß wir beide gleichzeitig zu lachen anfingen. Alles, alles lachte an diesem Hutzelchen: Die Schultern zuckten, die Lippen bebten, die Tränen tropften und das Gesichtchen wurde zu einem Gestrichel aus hundert Fältchen. Kein lautes Lachen — nur ein hohes, helles Zirpen, das aussetzte, wiederkam, zitternd und ruckend tönte, das aber doch diesen ganzen kleinen Menschen erfaßte, durchschüttelte und umwandelte. Ja, umwandelte. Die Saffianstiefelette schuf die Verbindung zwischen Greisin und Schülerin.



Das Heilig-Geist-Hospital in Elbing
Foto Grunwald

Als ich wiederkam, lag ein Album auf dem Tisch. Eilig und eifrig wies mir Fräulein Nesselmann ein aufgeblättertes Bild. Es zeigte ein vergilbtes Familienfoto mit einem Weihnachtsmotiv. In der Mitte ein Tannenbaum, rechts sitzend das Elternpaar, links stehend die Kinderschar. Eines der Mädchen hielt eine Puppe. O ja, ich verstand: Diese Stiefelette stammte von jener Puppe, nicht wahr? Und ich tippte an das Schühchen auf dem Tisch und an das Püppchen auf dem Bild. Es stimmte. Fräulein Nesselmann strahlte und beide nickten wir.

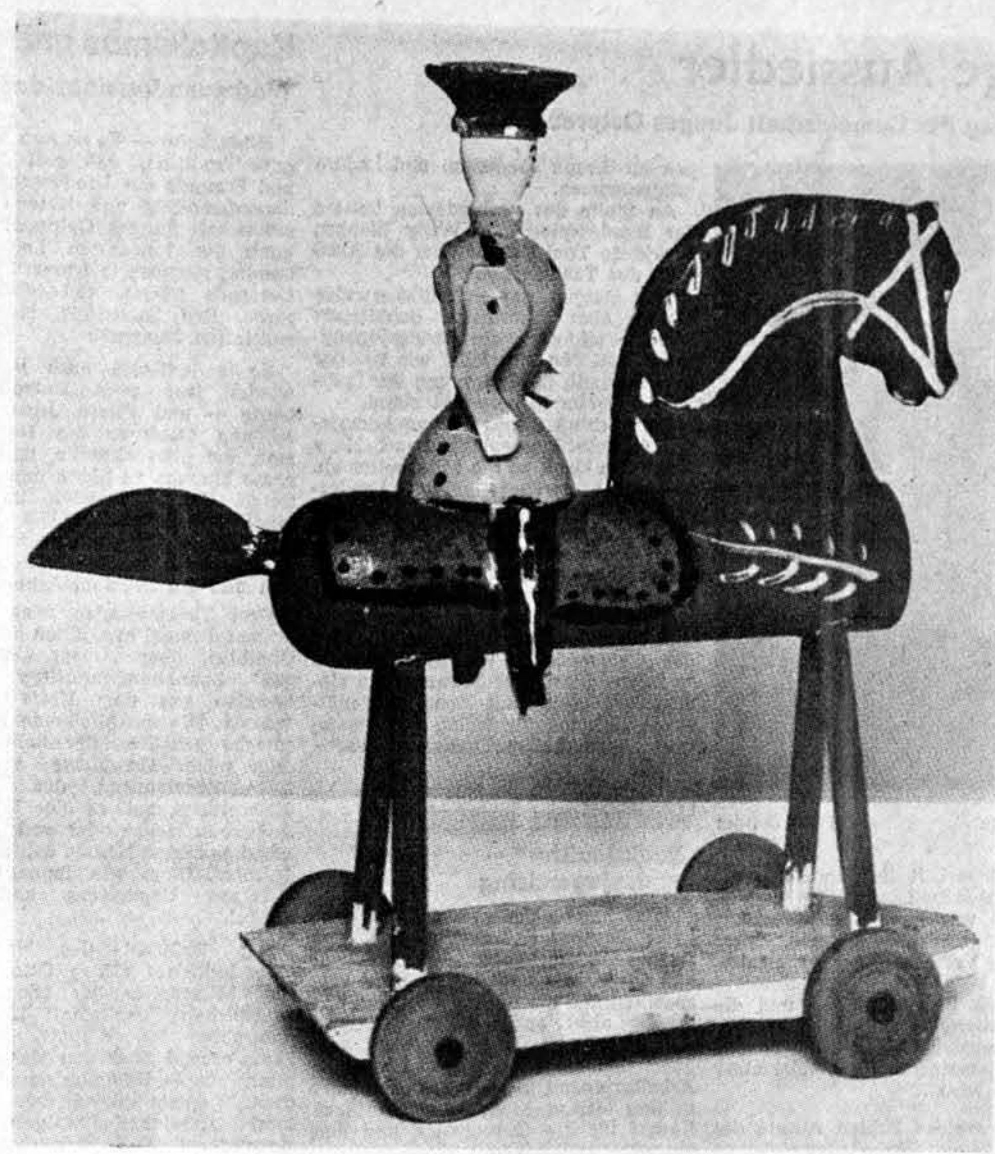
Puppenmütter benennen ihre Puppenkinder. Ich fragte nach dem Namen des Püppchens. „Wie hieß es?" Kopfschütteln. Also riete ich auf: Babette, Viktoria, Rosalinde . . .? Nachdenken, Zulächeln und dann das Wort: „Christkind". Christkind — kein Name für eine Puppe. Aber vielleicht verbanden sich in ihrer Rückschau Puppenkind und Christkind?

Jenes Puppen-Erlebnis lag im Beginn der Adventszeit. Zum Heilig-Abend hatte ich einen Einfall. Ich suchte eine Puppe und schmückte sie wie ein Christkind mit langem Spitzengewand, gestickten Goldsternchen und glänzendem Haarband. Am frühen Nachmittag gab ich den Karton mit der Puppe im Hospital ab. Wie mag wohl mein Weihnachtsgruß aufgenommen werden?

Als ich nach den Feiertagen in das Altenstübchen kam, fand ich mein Fräulein Nesselmann, wie stets, in ihrer Sofaecke. Im Arm hielt sie das Püppchen. Sie saß da und sah mich an, ganz still und ganz ernst und ich dachte: Kein Freuen und kein Danken? Wie alle Male, leerte ich die Schüsseln und richtete die Teller. Bevor ich gehen wollte, faßte sie meine Hand, führte sie an das Püppchen und bemühte sich, etwas auszusprechen. Mir schien dabei ihr Ausdruck verändert. Das früher Ängstliche war gewichen und es lag etwas Ruhiges über Gesicht und Gestalt. Ihre Lippen, die bisher vor jeder Silbe zucken mußten, öffneten sich diesmal langsam und entspannt. Zum erstenmal formte sie einen vollen Satz. Er barg nur vier Worte, und doch umschloß deren Kargheit allen Reichtum an Freuen und Danken. Sie sagte zu mir: „Mein Christkind ist wiedergekommen."

Ingmar Berling

Pferde-Weihnacht


Ostpreußisches Spielzeug aus alter Zeit: Reiter und Pferd Foto: Privat

Wenn Jan, der Stallmeister, am Tag vor dem Heiligen Abend den Weihnachtsbaum für die Gutsherrschaft aus dem Walde holte, brachte er jedesmal auch noch ein Bäumchen für die Puppenweihnacht der kleinen Mädchen mit. Und jedes Jahr wiederholte sich bei der Ablieferung der Bäume auf der Veranda auf der sie über Nacht abgestellt wurden, um abzutauen und abzutropfen, dieselbe feierliche Zeremonie: die Mutter und die drei kleinen Mädchen begutachteten und lobten zunächst die Bäume und nahmen dann mit ernsten Mienen Jans weitschweifigen Bericht darüber entgegen wie er schon im Sommer auf diesen oder jenen Baum „ein Auge geworfen" habe, und wann er in der Frühe losgefahren sei, und wie er gesucht habe, gewählt und wieder verworfen, bis er endlich den allerschönsten Baum und das reizendste Bäumchen fand.

Es waren in jedem Jahr der allerschönste und der reizendste Baum, und in jedem Jahr bekam Jan dann aus der bereitgehaltenen Flasche erst einen kleinen Schnaps für das Bäumchen der kleinen Mädchen und dann einen großen Schnaps für den großen Baum. Und die beiden noch kleineren Buben standen jedesmal als bloße Zuschauer dabei und wurden förmlich geschüttelt von Schauern der Ehrfurcht, denn Jan — groß, breitschultrig und bärtig — war für sie neben dem Vater nicht nur das Idealbild eines Mannes, sondern darüber hinaus als Herr über die fünfundzwanzig oder dreißig Pferde des Hofes beinahe ein Halbgott. Und die Art und Weise, wie er den Mund zu einem runden Tor öffnete, um den Schnaps mit einem einzigen Ruck hineinzukippen, erschien auf unaussprechbare, aber tiefgefühlte Weise bedeutungsvoll und bildete den durch jahrelange Tradition geheiligten Abschluß der Baumablieferungs-Zeremonie.

*

Jahrelang begnügten sich die kleinen Buben mit dem bloßen Zuschauen, bis der Ältere, zu selbständigem Denken herangereift, eines Tages kurz vor Weihnachten sein Brüderchen bedeutungsvoll fragte:

„Sind unsere Pferde eigentlich schlechter als die Puppen von den Mädchen?"

Noch ahnte der Kleine nicht, worauf der Bruder hinauswollte, aber sein Instinkt sagte ihm — als dem getreuen Echo — daß die Pferde nicht schlechter seien, und in diesem Sinne verkündete er energisch seine Meinung. Fritz, der Ältere, nickte befriedigt. Auf Harry, den Kleinen, war Verlaß!

„Und wenn die Puppen Weihnachten haben — warum unsere Pferde nicht?" fragte er.

Zunächst starrte der Kleine ihn betroffen dann begeistert an. „Warum unsere Pferde nicht?" rief er und eilte spornstreichs in die Ecke, in der die geliebten Holzpferde standen· sieben an der Zahl, vom Stellmacher des Hofes mit mehr oder weniger Können der Natur nachgebildet und vom Vater eigenhändig mit echtem Fell überzogen; mit schönen, sanften Augen, wie es sich gehört, mit Mähne und Schweif und dem herrlichsten Zaumzeug ausgerüstet. Jedes Jahr kamen zwei neue Pferde hinzu· eines bekam Fritz und eines Harry zu seinem Geburtstag, und es waren sieben, weil Fritz dem Harry ein Jahr voraus war.

„Warum unsere Pferde keine Weihnacht?!" fragte Harry noch einmal. Und seine Patschhand glitt sinnend über Kruppe und Rücken der geliebten Tiere.

„Komm — wir wollen Mimma fragen!" entschied Fritz. Und die Mutter war durchaus der Meinung, daß die Holzpferde ihrer Buben nicht schlechter waren als die Puppen der kleinen Mädchen, und daß Tiere überhaupt nicht schlechter seien als Menschen. Und damals, als das Christkind geboren wurde, hatten ja auch zwei Tiere, ein Öchslein und ein Eselein, teilgehabt an der Heiligen Nacht — warum sollten sie es heutzutage nicht?

Und sie sprach noch am gleichen Abend mit Jan über diese Sache und bestellte bei ihm einen kleinen Baum auch für die Holzpferde. Jan, der als braver Christenmensch natürlich die Weihnachtsgeschichte kannte wie jeder andere, kratzte sich etwas betroffen hinter dem Ohr und wurde ebenso nachdenklich.

Warum war es ihnen eigentlich bisher noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß die Tiere genauso ein Anrecht hatten auf die Heilige Nacht, wie die Menschen? Es waren damals ja nicht nur ein bescheidenes Öchslein und ein elendes Eselein gewesen, sondern die Hirten hatten auch noch ihre Schafe mitgebracht. Und wenn man die Krippe aufbaute, bekamen die Tiere ihren Platz, wie damals — warum hatte man die lebenden Tiere vergessen? Und wenn diese geringen Tiere wert gewesen waren, teilzuhaben an dem Wunder, das geschah, als Gott Mensch wurde und als ein Kindlein auf die Erde kam — hatten dann nicht alle Tiere ein Recht daran, besonders so schöne und edle Geschöpfe wie die Pferde?

So bekamen die Pferde der Buben auch ihr Bäumchen — und Jan aus Fritzens vor Feierlichkeit bebender Kinderhand in diesem Jahr einen dritten Schnaps. Und als am frühen Nachmittag des nächsten Tages die Mutter damit beschäftigt war, den großen Baum herzurichten und die Mädchen ihr Bäumchen, standen auch Fritz und Harry überlegend vor dem ihren, das in einen Blumentopf gesteckt auf einem großen Bogen grünen Papiers — wie auf einer Wiese — mitten in ihrem Spielzimmer stand, nach Wald und Feierlichkeit duftend.

Einen Stern auf die Spitze steckte die Mutter und verteilte von dort aus das schimmernde Engelshaar über alle Zweige, auf denen in allen Farben die Kerzen wuchsen, und dann hing sie vergoldete Nüsse und rote Äpfel hinein — und die kleinen Mädchen machten es ebenso. Den Buben aber wollte dieser Schmuck für ihre Pferde irgendwie nicht recht zusagen. Endlich leuchtete Fritzens sorgenvolles Gesichtchen, nachdem er lange mit gekrauster Stirn nachgedacht hatte, auf:

„Ich weiß — wir hängen einen Apfel an die Spitze!"

„Au ja — einen Apfel!"

„Geh zu Mimma und hol einen Apfel!" Und Harry, der Adjutant, sauste ab. Mimma erlaubte, daß er selbst wählte: da lagen sie auf dem Tablett, einer schöner als der andere, mit bunten Wollfäden zum Aufhängen versehen. Welcher war nun der allerschönste? Der größte da — natürlich!

Aber — ach! — das Bäumchen trug die schwere Last nicht. Bedenklich neigte es sich zur Seite. Da half kein Aufrichten, kein Hin- und Herschieben. Wieder Nachdenken — dann:

„Ich weiß — wir müssen abbeißen, der Apfel ist zu schwer!"

Und dann bissen sie ab — Fritz rechts und Harry links — bis das Bäumchen wieder gerade stand und vom Apfel nur noch das Kernhaus übrig war! Betroffenes Schauen und betretenes Schweigen. Aber dann, froh und erlöst:

„Schadet nichts, Harry — unsere Pferde mögen solche Äpfel!"

„Mögen solche Äpfel!"

„Und weißt du — wir machen gleich Weihnachten für die Pferde — später haben wir doch keine Zeit dazu. Frag Mimma, ob wir Kerzen haben können und Streichhölzer."

Mimma, die durch die halbgeöffnete Tür alles mit angehört hatte, kam und steckte drei wunderschöne rote Kerzen auf die Zweige und zündete sie mit derselben feierlichen Miene an, wie sie das beim großen Baum tat. Sie sagte kein Wort über den Apfel und half ihren kleinen Buben, die Pferde herbeizuführen und im Halbkreis um das Bäumchen zu gruppieren. Sie vergaß auch Horsa nicht, das alte Schaukelpferd, das blind und fast vergessen in einer Ecke stand und mit seinem langen Hals und dem braun-weiß gefleckten Anstrich fast aussah wie eine Giraffe — und dann ging sie und machte die Tür zum Nebenzimmer hinter sich zu, um mit ihrem Hantieren die Feier nicht zu stören.

Da standen nun die beiden kleinen Buben Hand in Hand neben ihren Pferden vor dem Bäumchen, und es war ihnen andächtig zumute.

Der Glanz der Kerzen spiegelte sich in den gläsernen Augen der Holzpferde fast ebenso schön wie in denen der Kinder, und wenn diese Pferde auch keine sichtbar lebendigen Geschöpfe waren, so waren sie doch lebende und mitlebende Dinge, mit Seele und Herz begabt durch die Phantasie und Zuneigung der Kinder — ebenso wie die Puppen der kleinen Mädchen.

*

Aber nicht nur die Holzpferde der kleinen Buben hatten in diesem Jahr ein Weihnachtsfest, sondern auch die Pferde im Stall des Hofes. Heimlich hatte Jan noch ein weiteres Bäumchen mitgebracht. Und als der Heilige Abend der Menschen verklungen war, schlich Jan sich noch einmal in den Stall. Noch standen die Pferde wach und mahlten geruhsam an der Sonderschütte Hafer, die sie bekommen hatten. Mit Stern und Engelshaar und Kerzen, wie es sich gehört, schmückte Jan nun das Bäumchen, das er im Gang zwischen den Boxen auf eine Kiste gestellt hatte. Und dann entzündete er die Kerzen — zitterte seine Hand dabei nicht ein ganz klein wenig, Irgendetwas will ihm in die Augen steigen, aber er zieht energisch die Nase, als wollte er sagen: „Ach was, Unsinn — du bist doch nicht etwa gerührt?" Dann sieht er zu den Pferden, die erstaunt, eines nach dem anderen, die Köpfe nach dem strahlenden Wunderwerk da in der Mitte des Raumes drehen. Ihre klugen Augen blicken fragend. Und dann beginnt Helios, das Reitpferd des Herrn, ein feinnerviger Vollbluthengst, unruhig hin und her zu treten, die Nüstern zu blähen und leise zu wiehern. Aber es ist keine Angst in seiner Unruhe, es ist Staunen, das Außerordentliche beunruhigt ihn, vielleicht das Feierliche — was wissen wir Menschen, wie viel die Seele eines Tieres ahnt?

Helios beruhigt sich erst, als Jan zu ihm tritt, ihm zärtlich den Hals klopft und ein Stück Zucker reicht. Für jedes Pferd hat Jan heute abend ein Stück Zucker — wie gut, daß er mit der Wirtschafterin im Haus befreundet ist! Und während er die beiden langen Reihen der Pferde hinauf- und hinuntergeht, den Zucker verteilt und mit jedem Tier ein paar Worte spricht — die meisten hat er selbst aufgezogen und sie sind wie seine Kinder! — brennen leise die Kerzen am Bäumchen herab und erlöschen eine um die andere. Feierlicher als hier kann es damals im Stall zu Bethlehem nicht gewesen sein, denkt Jan. Und nie hat er einen reicheren Heiligen Abend verlebt, als diesen mit seinen Pferden.

Als er die Stalltür hinter sich schließt, um über den knirschenden Schnee zu seiner Behausung hinüberzugehen, blickt er zum Sternhimmel auf, der sich hoch und klar über dem stillen weiten Land wölbt. Sein einfaches Gemüt ist dem Wunder der Heiligen Nacht in diesem Augenblick so nahe, daß es ihm ganz natürlich erscheinen würde, wenn der Himmel sich öffnete wie damals und Engel herabstiegen, um zu verkünden: „Friede auf Erden!"


Nun singet und seid froh . . . Engelfiguren aus dem Erzgebirge Foto Victoria Passarge

---

Unser Platt:

Hanske on de Wiehnachtsmann

Hanske weer e fiffiget Jungke ön eenem Kreis von twelf Geschwöster. Söß Joahr weer he olt. Siene Fiffigkeit oawer gefull siene öllere Geschwöster goar nich, on se ärgerde em, wo se bloß kunne. On wiel se em so väl zargde, horchd he enne gaor nich mehr. Nu beschlote dä Geschwöster, dem Hanske eenem Schoabernack to späle. Wiehnachte weer nich mehr wiet, on wie an jedem Höllge Oawend, so sull uk dittmoal wedder de Noaber dem Wiehnachtsmann moake. De Geschwöster bespräke sich nu müt dem Noaber on bödde em, dat he underm Wiehnachtsboom dem Hanske sich orndtlich värnömmt, wiel he doch goar nich gehorche wöll, on denn sull he em önne Sack stöcke on op dem diestre Hoff rutdräge. De ool Noaber, dä fär alle Spoaßkes to hebbe weer, wull dat uk geern done.

De Höllgeoawend kömmt nu ran, on de Noaber spält des Wiehnachtsmann. He nömmt sik dem Hanske nu vär, läst em gehörig de Levite on stöckt em denn, wie et verafredt weer, ön eenem grote Sack. De ganze Familie oawer wundert sik sehr: De Hanske lett sik dat ganz ruhig gefalle, he lett sik ön dem Sack rönstöcke on rutdräge.

Wie mi Hanske späder vertelld, hadd he von dem Schoabernack Wind gekräje on sik äwerlecht, wat he doa woll moake sull. Doa keem em dä Gedanke, dat bloß een Messer em noch helpe kunn.

Als nu de Wiehnachtsmann möttem Sack oppem Puckel op dem Hoff rutkömmt, nömmt Hanske flink dat Messer ute Fupp on schnött een grotet Loch ön dem Sack. He plumpst rut ut dem Sack on rennt weg. So hadd he wedder de Lacher op sine Sied.

Joa, so kleenem Fiffikus ös schwoar bietokoame... **H. Ruppenstein**

Lebenshilfe für junge Aussiedler

Erfahrungsaustausch beim Bundesjugendtag der Gemeinschaft Junges Ostpreußen

Bad Pyrmont — Zum Abschluß der Jahresarbeit 1972 fanden sich im Ostheim die Mitglieder des Bundesführungskreises und die Landesjugendwarte der Gemeinschaft Junges Ostpreußen ein. Gleichzeitig tagte dort der Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen mit den Vorsitzenden der Landesgruppen, was zu Gesprächen und Diskussionen zwischen der älteren und der jüngeren Generation der Ostpreußen führte.

In seinem Jahresbericht hob Linke vor allem die Bemühungen der Gemeinschaft Junges Ostpreußen hervor, den jungen Spätaussiedlern bei der Eingliederung in der Bundesrepublik behilflich zu sein. So nahmen zum Beispiel 38 junge Spätaussiedler im Alter zwischen 15 und 18 Jahren an zwei einwöchigen Seminaren teil, die ihnen die Eingewöhnung in das Leben in der Bundesrepublik erleichtern sollten. Auch an der Kriegsgräberarbeit in Dänemark nahmen junge Spätaussiedler teil.

An den Freizeiten und Lagern der Gemeinschaft haben sich rund 700 junge Menschen beteiligt. Die Lagerhelfer und Betreuer waren zuvor in einem besonderen Lehrgang auf ihre Aufgaben vorbereitet worden. Erfolgreich verlief ein staatspolitisches Seminar, ebenso eine Arbeitstagung für die Jugendbetreuer der Heimatkreisgemeinschaften. Erwähnenswert ist ein deutsch-dänisches Schülerseminar mit 58 Teilnehmern, erwachsen aus der



Hans Linke Foto Zander

Kriegsgräberarbeit in Dänemark, die jetzt seit 20 Jahren geleistet wird. Viel unterwegs war auch der Volkstanzkreis, und für die Bundesspielschar fanden zur Vertiefung der Arbeit drei Tagungen statt. Dazu kamen Schulungen in den Landesgruppen und die ersten Vorbereitungen für das Bundestreffen Pfingsten 1973 in Köln, an dem sich die Gemeinschaft ebenfalls aktiv beteiligen wird.

Aufschlußreiche Zahlen nannte der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der Heimatkreisjugendbetreuer, Fried Lilleike. Danach wurden durch die Tätigkeit der ostpreußischen Heimatkreise jährlich mehrere hundert Jugendliche angesprochen und betreut. Auch 1972 haben Mädchen und Jungen an diesen Freizeiten und Lagern teilgenommen.

An Stelle des verhinderten Leiters der Bundesspielschar, Willy Siebert, berichtete Toni Krüger über die Aktivität des Tanzkreises.

Den Reigen der erfreulicherweise knapp, aber informativ gehaltenen Berichte schlossen die Landesjugendwarte, bei den ebenfalls, wie bei der Bundesarbeit, die Betreuung der Spätaussiedler im Mittelpunkt stand.

Zum Schluß dieses Themenkomplexes stattete Bundesjugendwart Hans Linke den Dank an die Mitarbeiter ab. Besonders erwähnte er den Landesjugendwart von NRW, Hans Hermann, „der sozusagen der Senior in diesem Kreis ist und die Arbeit in junge Hände legen möchte". Als äußeres Zeichen des Dankes der Bundesjugendführung überreichte Hans Linke ihm ein Exemplar des neuen Bildbandes „Ostpreußen in 1440 Bildern". Alle anderen Mitarbeiter bekamen ein Geschenkpäckchen mit den ostpreußischen Dokumentarbänden der Staats- und Wirtschaftspolitischen Gesellschaft.

Warschau motzt

„Reaktionärer" Bundesjugendring

Warschau — Verärgert ist „Trybuna Ludu" darüber, daß auch diesmal dem Antrag linksorientierter Korporationen des Bundesjugendringes nicht entsprochen und die Deutsche Jugend des Ostens nicht ausgeschlossen wurde. Das Blatt ist zugleich enttäuscht darüber, daß die Sozialistische Deutsche Arbeiterjugend (SDAJ), die besonders in den letzten Monaten durch ihren Kampf für die Ostverträge und den Grundvertrag bekannt geworden sei, nicht aufgenommen wurde. Das geht aus einem Bericht des Bonner Korrespondenten Daniel Ludinski hervor, der von einer „Tolerierung der Revisionisten" und von einer „reaktionären Abstimmungsmaschine" spricht.

Kapitalismus und Kommunismus

Wochenendseminar der GJO Hessen und Niedersachsen

Hildesheim — Es ist nun schon eine gute Tradition, daß sich Mitglieder und Freunde der Landesgruppen Niedersachsen-Süd und Hessen der Gemeinschaft Junges Ostpreußen (GJO) unter der bewährten Leitung ihrer Landesjugendwarte Irmgard Börnecke, Osterode (Harz), und Michael Passarge, Bad Salzschlirf, zu Wochenendtreffen begegnen.

So fanden sich auch vor kurzem wieder fast zwei Dutzend junge Leute — und ältere Jugend! — im schönen Osterode am Harz zusammen, um über aktuelle und interessante Themen zu hören und zu diskutieren. Das Ostpreußen-Zimmer, Domizil der Osteroder GJO im Haus der Jugend, nahm die Teilnehmer zum Wiedersehen, zum Neu-Kennenlernen und zur Seminar-Arbeit auf.

Drei Themenkreise wies das Programm diesmal aus. Einen historischen Überblick über „Unser Ostpreußen" gab Sonnabendvormittag Thomas Marzian aus dem Kreis der Teilnehmer. Die anschließende rege Aussprache erhellte interesierende Epochen seiner Geschichte, sei es der Gründungsursprung des Deutschen Ritterordens, sei es der Einfluß der Deutschen Hanse oder auch der weltweit bekannten Namen ostpreußischen Kulturschaffens wie Immanuel Kant, Nikolaus Copernicus und Agnes Miegel.

Der Referent des Nachmittags, Oberstudienrat Georg Otto, Eberholzen, Mitarbeiter der „Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft 1950 e. V.", unternahm das Wagnis, in diesem Kreis einmal über den Komplex ‚Kapitalismus — Kommunismus' zu sprechen. In einem ausgezeichneten, insgesamt dreieinhalbstündigen Diskussionsreferat wurde zunächst die geschichtliche Entwicklung der Nationalökonomie unter dem Einfluß der Schule Adam Smith's vom staatsmonopolistischen Merkantilismus der absolutistischen Epoche bis zum Beginn unseres Jahrhunderts und bis heute aufgezeigt. Diesen nicht leugbaren historischen Fakten schloß sich eine Ursachenanalyse an, die überraschend klar die großen makroökonomischen Zusammenhänge im wirtschaftswissenschaftlichen Bereich erkennen ließen. Nach dieser Systemanalyse schloß sich der entwicklungsgeschichtliche Ring, indem der Kommunismus respektive die „Marxsche Theorie des Sozialismus", wie er heute in den sozialistischen Staaten durchweg als Zentralverwaltungswirtschaft praktiziert wird, als einen Rückfall in den bereits als überwunden gegoltenen Staatsmonopolismus und in die Unfreiheit dargelegt wurde.

Nach des Tages Tun galt der Abend der Geselligkeit. Bei einem Glas Erdbeerbowle erfreute man sich an einem lustigen Quiz (z. B. Wieviel ‚Heiden' gibt es noch in Ostpreußen? Zwei — Rominter und Johannisburger Heide!) und diversen Tänzen.

Am Sonntagmorgen referierte Dr. Müsel, Hannover, über das Thema „Was kommt nach den Verträgen?" Aktualitätshalber wurde der Grundvertrag einer ‚kritischen Würdigung' insbesondere hinsichtlich seiner Auswirkungen zwischen den beiden deutschen Reichsteilen Mitteldeutschland und Bundesrepublik Deutschland unterzogen. In der Aussprache ging der Referent ebenfalls auf den jetzigen Stand der „Prager Verhandlungen" zum Münchener Abkommen und seiner Problematik, wohlverstanden aus der geschichtlichen Entwicklung, ein.

Im Abschlußgespräch äußerten alte wie junge Teilnehmer den Wunsch, man möge diese Seminare fortsetzen und sie bei den nächsten Einladungen nicht vergessen. Neue Freunde und Interessenten, die uns in unserer Seminararbeit kennenlernen möchten, wenden sich mit der Bitte um Einladung an die Gemeinschaft Junges Ostpreußen, 2000 Hamburg 13, Parkallee 86, Postfach 8047, Telefon 0411/ 45 25 41 oder 45 25 42. Sie sind jederzeit herzlich willkommen. **gb**

Keine Chance verschenken

Neue Informationsschrift

Nürnberg — Mit einer Informationsschrift, die gegenwärtig allen Hauptschulen zugeht, will die Bundesanstalt für Arbeit (BA) Hauptschülern und deren Eltern bei der Berufswahl helfen. Die Schrift, die den Titel „Verschenk doch keine Chancen" trägt, zeigt u. a. die Vielfalt der Entscheidungsmöglichkeiten auf und macht die Folgen einer falschen Berufswahl bewußt.

Ebenfalls bei der Berufswahl helfen will die zweite von insgesamt vier Ausgaben pro Schuljahr der Berufswahlzeitung „IZ", die zur Zeit an die vorletzten Klassen der Haupt- und Realschulen versandt wird. Die kostenlose Zeitung kann auch bei der Berufsberatung der Arbeitsämter angefordert werden.

Neuaufgelegt worden ist das Heft 3 der Schriftenreihe „Ihre berufliche Zukunft", das Informationen zur beruflichen Umschulung enthält. Die auf den neuesten Stand gebrachte Broschüre ist ebenfalls kostenlos bei den Arbeitsämtern zu haben. **E. M.**



Für die „Eiszeit":

Schicke lange Pullover

Hamburg — Teenager, die jetzt noch die Maschen für herbstliche „Herzwärmerchen" auf den Stricknadeln hängen haben, sollten sich — in Erwartung der „Eiszeit" — zu einem Mittelstreckenlauf per Nadel entschließen. Die neue Mode bringt wieder Pullis, die außer dem Herzen auch dem Blinddarm Kälteschutz bieten: superlang und farbig. Am spitzen, bis unter die Taille reichenden Ausschnitt kann man Maschen sparen. Ohne Bluse darunter wirkt das — nabelfrei — recht sexy. In Paris bevorzugt man jetzt Pullis in den Farben grau und schwarz. Als Kontrast dienen weite, lange bunte Ringelärmel und ein gestreifter Schalkrageneinsatz. **np**



Der Leidensweg Litauens

Im August 1940 endete seine Souveränität

Hüttental — Will man der sowjetischen Presse glauben, so gibt es in der ganzen weiten Sowjetunion zwei Sorten von Menschen: Kommunisten und Geisteskranke. Allerdings läßt sich hierbei unter dem Begriff „Geisteskranke" allerlei subsumieren: Solschenizyn, Bukowskij, Amalrik, Medwjedjew, Russisch-Orthodoxe, Baptisten, Protestanten, Katholiken, Juden nicht zu vergessen (wie zu Zeiten Alexanders III. und Nikolajs II.) und andere Subjekte. Ein solcher „Geisteskranker" hat sich nun auch in Litauen gefunden: Roman Talanta, ein junger Katholik, verbrannte sich in Kaunas auf offener Straße. Er protestierte gegen die politischen Verhältnisse in seinem Land. Genau können wir den Protest des jungen Litauers nicht rekonstruieren. Wir haben lediglich die Nachricht von seinem schrecklichen Tod, wir haben danach lediglich erfahren können, daß es bei seiner Bestattung zu erheblichen Tumulten gekommen ist.

Dieser Roman Talanta hat uns das Land Litauen wieder zurück in unser Bewußtsein gerufen. Grund genug, um uns von neuem mit den Problemen dieses Landes auseinanderzusetzen. Litauen war zwischen den beiden Weltkriegen ein unabhängiger Staat, der sich seine Unabhängigkeit sowohl gegen das rote Rußland wie auch gegen das neuentstandene Polen mit Blut erkämpfen mußte. Wirtschaftlich wurde es von Deutschland immer abhängiger, da der größte Teil der Exporte in Deutschland seinen Absatzmarkt fand.

Am 23. August 1939 beschlossen die Außenminister des Deutschen Reiches und der Sowjetunion jenen Nichtangriffspakt, der den Feldzug gegen Polen ermöglichte und in dessen „Geheimem Zusatzprotokoll" Litauen in die deutsche Interessensphäre fiel. Bereits am 28. September 1939 übergaben es die Deutschen den Sowjets im Austausch gegen polnische Gebiete. Litauen wurde, wie die anderen baltischen Saaten, am 10. Oktober 1939 gezwungen, einen Beistandspakt mit der UdSSR abzuschließen. Die Sowjetunion sicherte Litauen die Souveränität unter ihrem Schutz (!) zu, dafür mußte sowjetischen Truppen die Errichtung von Stützpunkten gestattet werden.

Von den baltischen Staaten sollte Litauen das erste Land sein, das der UdSSR angegliedert wurde. Molotow teilte dies auch dem litauischen Botschafter in Moskau mit und sagte, daß das wegen der gemeinsamen Grenze zum Deutschen Reiche geschehen müsse. Vorausgegangen waren folgende Ereignisse: Nach dem Abschluß des Beistandspaktes und der Stationierung sowjetischer Einheiten in Litauen zitierte Molotow den litauischen Ministerpräsidenten Merskys nach Moskau und warf der Regierung in Kaunas vor, nicht genug für die Sicherheit der sowjetischen Streitkräfte zu tun. Er behauptete, drei sowjetische Soldaten seien von Litauern entführt worden, und ein Soldat, der nach litauischen Angaben Selbstmord verübt haben sollte, sei von Litauern ermordet worden. Marksys versprach, sich dieser Angelegenheiten anzunehmen. Doch dazu hatte er nicht mehr viel Zeit.

Ein Ultimatum der Sowjetregierung an Litauen im Juli 1940 forderte die Bildung einer prosowjetischen Regierung, der Innenminister des Landes sollte vor ein Gericht gestellt werden, der unbegrenzte Einmarsch sowjetischer Truppen sei zu gewährleisten. Parallel zu diesen Ereignissen fanden am 14./15. Juli 1940 in allen baltischen Staaten die nachmals sogenannten „Baltischen Wahlen" nach sowjetischem Vorbild statt, die in Litauen etwa 99 Prozent für die Kandidaten der Einheitsliste erbrachten. Nachdem die Regierung und das Parlament endlich gemäß den sowjetischen Vorstellungen gebildet waren, überbrachte eine Delegation Litauens unmittelbar danach dem Obersten Sowjet die „Bitte", Litauen in den Verband der UdSSR aufzunehmen; der Oberste Sowjet gab dieser Bitte statt. Im August 1940 endete die Souveränität Litauens. **Friedrich Heupel**

Begegnung mit Ostpreußen

Ein Achtzehnjähriger im Land seiner Vorfahren

Hannover — Wenn früher mein Vater oder mein Großvater — sie stammen aus Ostpreußen — vom „Land der dunklen Wälder und glasklaren Seen" erzählten, hatte ich oft den Eindruck, daß die Beschreibungen von der Schönheit ihrer Heimat wohl manchmal übertrieben waren. Bekanntlich vergoldet ja die Erinnerung, je weiter sie zurückliegt, die Wirklichkeit. So konnte ich mir die Herrlichkeit dieses Fleckchens Erde kaum vorstellen und glaubte deshalb den Erzählungen nicht immer alles. Manche älteren Leute erzählen viel von der „guten alten Zeit", in der alles besser, schöner und gerechter war — so wenig wie ich heute daran glaube, so sehr tat ich damals eine Besonderheit Ostpreußens ab.

Wie sehr ich damit Unrecht haben sollte, konnte ich mit eigenen Augen sehen. Im Rahmen einer Jugendreise durch Polen bekam ich Gelegenheit, in Ostpreußen den Geburtsort meines Vaters und die Wirkungsstätte meines Großvaters zu besuchen.

Ich reiste mit der Eisenbahn von Warschau nach Allenstein, um von dort aus weiter in die Gegend von Rößel zu fahren. Je weiter wir durch das Land fuhren, desto überwältigter wurde ich von seiner Schönheit. Diese tiefen, dunklen Wälder — diese unberührten, von seichten Hügeln eingerahmten Seen! Die Zeit schien hier stehengeblieben zu sein. Ab und an sah man einen Bauern mit seinem Pferd ein Feld pflügen, mit einem Wagen über einen Waldweg rumpeln. Auf vielen Bauernhäusern nisteten Störche, ein paarmal sah ich auch einen stolzen Hirsch oder ein flinkes Reh über die Straße huschen. Nach einem erfrischenden Bad in einem wunderschön gelegenen See ließ ich mich im Gras von der warmen Sonne bescheinen — fernab von jeglichem Tourismus.

In Rößel angekommen, sah ich überall Häuser und Straßen, die von der deutschen Vergangenheit zeugten. Aber auch dort: kaum Autos und Traktoren — überall Pferdewagen. Ebenso fiel mir auf, daß vieles verfallen war — die Häuser grau, mit abgeblättertem Anstrich.

Trotz der teilweise befremdenden Eindrücke von geringem Lebensstandard und Verfall, nahm ich nach der Weiterfahrt in Richtung Danzig und Stettin ein vollkommen anderes Verständnis von der Liebe der Ostpreußen zu ihrer Heimat mit.

Ich kann jeden, der aus diesem herrlichen Land stammt und den Verlust seiner Heimat beklagt, gut verstehen und muß ihm sogar beipflichten — wenn man auch die Geschichte nicht ungeschehen machen kann.

Es wäre zu wünschen, daß in der Zukunft mehr Jugendliche die Gelegenheit haben werden, wie ich, durch das Kennenlernen Ostpreußens ein anderes, besseres Verhältnis zu denen, die ihre Heimat verlassen mußten, zu gewinnen.

Klaus Reinhardt



Das Pferd tut in Ostpreußen immer noch seine n Dienst

Foto Reinhardt

„Sprache - Heiligtum einer Nation"

Zum 150. Jahrestag des Posener Reskripts über die Pflege polnischer Kultur in Preußen

Auf den 23. Dezember dieses Jahres fällt ein Gedenktag, den kaum ein Kalender vermeldet, der aber angesichts der gegenwärtigen Lage, insbesondere hinsichtlich des deutsch-polnischen Verhältnisses besonders wichtig erscheint, da er uns eine Lehre vermittelt und ein Beispiel vor Augen stellt, das eine offensichtliche Korrektur an jenem „Preußenbild" darstellt, das Polen uns heute gern aufzwingen und der Welt weismachen möchte, das die deutsch-polnischen Schulbuchkonferenzen bereits mit dem „offiziellen Segen" beider Kommissionen so gut wie verabschiedet haben.

Am 23. Dezember 1822 erließ der Chef des neuerrichteten preußischen Ministeriums für Kultur, Unterricht und Medizinalwesen, Karl Sigmund Franz Freiherr von Stein zum Altenstein, das „Posener Reskript", in dem die Zusage einer „vollkommenen Sprach- und Kulturautonomie" gemacht wurde.

Beim preußischen Besitzergreifungspatent von 1815 waren, wie H. J. Schöeps in seinem Buch „Preußen" berichtet, der neuen Provinz Posen Sonderrechte eingeräumt worden.

Fürst Anton Radziwill war von Hardenberg zum Statthalter der Provinz bestimmt worden und nahm sein Amt von 1815 bis 1830 neben dem Oberpräsidenten Zerboni wahr. Viele Landräte entstammten dem polnischen Adel.

1815 war die Volksschulpflicht eingeführt worden — die 1825 auf das gesamte Staatsgebiet ausgedehnt wurde — und die sich für die polnischen Kinder als ein besonderer Segen auswirkte, da nur jeder fünfte Pole lesen und schreiben konnte.

Entscheidend aber für die Polen in der Provinz Posen war das Reskript des Kultusministers, der sich von Herders Ideen über Volkssprache und Kulturnation inspirieren ließ.

*

Karl Sigmund Franz Freiherr von Stein zum Altenstein entstammte einem alten fränkischen Reichsadelsgeschlecht. Geboren war er 1770 in Schalkhausen bei Ansbach, hatte im Verwaltungsdienst die „fränkische Schule" Hardenbergs durchlaufen und war 1799 ans Generaldirektorium nach Berlin gegangen, wo er enge Verbindung zu führenden Köpfen des Geisteslebens aufnahm.

Von 1808 bis 1810 war er Finanzminister. Als Chef des neuerrichteten Ministeriums für Kultus Unterricht und Medizinalwesen bestimmte dieser Fichte- und Humboldt-Schüler von 1817 bis 1838 nachhaltig die preußische Kulturpolitik.

Er versuchte vor allem, die Ideen Fichtes und Hegels über die erzieherische Aufgabe des Staates zu verwirklichen. So führte er eine Schul- und Bildungsreform durch, die für jene Zeit vorbildlich genannt werden kann. Er widmete sich vor allem dem Ausbau der Elementarschule und der Lehrerseminare und dehnte — wie schon erwähnt — die Schulpflicht auf das ganze Staatsgebiet aus.

Berlin machte er zum Wissenschaftszentrum, indem er die führenden Köpfe seiner Zeit an die dortige Universität berief, so u. a. Hegel, Ranke, Savigny, Liebig und Schönlein. Bekannt wurde er auch — besonders im Westen — als Gründer der Universität Bonn.

*

Die Pflege und Förderung der polnischen Sprach- und Kulturautonomie bezeichnete er als ein Interesse des preußischen Staates und setzte sich nachhaltig für die Pflege und Bewahrung polnischer Kultur ein.

In seinem „Posener Reskript", das grundsätzliche Bedeutung erhielt, heißt es:

„Religion und Muttersprache sind die höchsten Heiligtümer einer Nation, in denen ihre ganze Gesinnungsart und Begriffsweise begründet sind. Eine Obrigkeit, die diese anerkennt, achtet und schützt, darf sicher sein, die Herzen der Untertanen zu gewinnen; welche sich aber gleichgültig dagegen zeigt oder gar Angriffe darauf erlaubt, die erbittert und entwürdigt die Nation und erschafft sich ungetreue und schlechte Untertanen."

Wie hält es nun, dürfen wir uns in diesen Vorweihnachtstagen einmal fragen, der heutige polnische Staat mit diesen „Heiligtümern einer Nation"?

Daß es ihm an Nationalbewußtsein mangelt — zumindest wenn es die eigene Nation betrifft — kann man schwerlich behaupten. So wäre eigentlich vorauszusetzen, daß er von sich auf andere schließend, dieses Nationalbewußtsein auch bei anderen achten müßte. Es wäre nur logisch.

Wie aber steht es um „Religion" zumindest als „Heiligtum der Nation" im eigenen polnischen Staate? Grad erst mußten die polnischen Bischöfe in Rom bittere Klage führen, daß die Religionsfreiheit im eigenen Lande durch den Staat gefährdet sei, daß dieser den Religionsunterricht einschränke, wenn nicht ganz verbiete, die Insassen der Priesterminare „in Massen" zum Dienst in der polnischen Armee heranziehe und einiges mehr. Wie wird es dann gar nach der neuen Diözesanordnung in den deutschen Ostgebieten um die Religionsausübung der in der Heimat verbliebenen Deutschen bestellt sein? Hier haben wiederum die deutschen Bischöfe bereits ernsthaft an Polen appelliert.

Geht es dann um die Muttersprache, so dürfte hinsichtlich der polnischen Sprache kein Zweifel bestehen, doch gewährt man den Deutschen hinsichtlich der ihren etwas, das sich auch nur annähernd mit „Autonomie" bezeichnen ließe? Alles, worin die Gesinnungsart und Begriffsweise der in der Heimat verbliebenen Landsleute begründet sind, wird doch von der gegenwärtigen polnischen Regierung in weitestem Maße unterdrückt.

So gilt hier die Konsequenz des Reskriptes: Eine Obrigkeit, die Religion und Muttersprache eines Volkes nicht anerkennt, geschweige denn achtet und schützt, darf auch nicht sicher sein, die Herzen der Untertanen zu gewinnen.

Deutliches Zeichen dafür ist die Fülle der Aussiedlungsgesuche von Menschen, die zuweilen trotz materieller Sicherung dieses Land verlassen wollen, weil die „höchsten Heiligtümer ihrer Nation" hier mit Füßen getreten werden. „Dies erbittert und entwürdigt und schafft ungetreue Untertanen".



Karl Freiherr von Stein zum Altenstein
Foto: Ullstein

*

Wie es heute um die Verständigung zwischen Deutschen und Polen bestellt ist, sollte daher nicht an einer Handvoll sogenannter „Kulturmanifestationen" festgestellt werden, die im eingleisigen „Austausch" zu uns herüberrauschen, sondern vielmehr an der Zahl der Aussiedlungsgesuche, die bei den polnischen Behörden vorliegen und in noch weit reicherem Maße vorliegen würden, wenn nicht Repressalien und bittere Konsequenzen viele in der Heimat verbliebene deutsche Menschen davon abhalten würden, ein solches Gesuch zu stellen.

Hier also, bei einer „vollkommenen Sprach- und Kulturautonomie" — wie sie der preußische Kultusminister vor 150 Jahren verbriefte und wie sie die im Bund der Polen in Deutschland zusammengeschlossenen Polen seit nun genau hundert Jahren bei uns im Ruhrgebiet genießen! — liegt der Grundstein zu einer jeden Verständigung und einer jeden Begegnung im Zeichen der Menschlichkeit.

Denn Menschlichkeit verlangt, die „Heiligtümer einer Nation" zu achten. Achtung der Menschenwürde setzt erst dort ein, wo ihre Gesinnungsart und Begriffsweise anerkannt, geachtet und geschützt werden.

So sollte dieses — bis heute bei uns fortlebende „preußische Beispiel" angesichts der bevorstehenden Weihnacht Mahnung und zugleich Vorbild sein, wie sich das überaus schwierig anlaufende Problem der Völkerverständigung mit unserem östlichen Nachbarn bewältigen und zum Wohle aller Menschen, hüben wie drüben, lösen läßt. Das hieße gangbare „Wege zueinander" suchen.

Georg Hermanowski

„Hochzeitspalais" und Club im Angerburger Schloß

Angerburg — „Nach zehnjähriger Diskussion" soll nun endlich mit dem Wiederaufbau des Ordensschlosses in Angerburg begonnen werden, schreibt das Allensteiner Parteiorgan „Gazeta Olsztynska". Die Baupläne hierfür seien bereits fertig. Die Wiederaufbaukosten werden rund 20 Millionen Zloty (3,5 Millionen Mark) betragen. Das wiederaufgebaute Ordensschloß werde unter anderem einen touristischen Akzent erhalten: Ein 80-Betten-Hotel mit Restaurant und Café sowie Clubräume und eine Bibliothek. Als ein Novum dürfte die Einrichtung eines sogenannten „Hochzeitspalais" im Schloß gelten. Hier sollen ausschließlich atheistische Ehen — festlich umrahmt — geschlossen werden. Dies soll ein Ersatz für die kirchliche Trauung sein. Ähnliche Einrichtungen bestehen bereits seit mehreren Jahren in allen größeren Städten Polens.

jon

Von Frauenburg nach Heidelberg und Prag

Die Irrfahrt eines Copernicus-Manuskripts — Heute befindet es sich in polnischem Besitz

Die Vorbereitungen für die Feier des fünfhundertsten Geburtstages von Nicolaus Copernicus sind weit fortgeschritten. Im Copernicusjahr 1973 finden in mehreren Orten in Westdeutschland Ausstellungen statt: in Nürnberg wird eine umfassende Schau über Copernicus und seine Zeit zu sehen sein, das Deutsche Museum in München bereitet eine Ausstellung über die Bedeutung des Copernicus für die Entwicklung der Astronomie vor. Lüneburg beabsichtigt eine Auswahl aus den Beständen des Staatlichen Archivlagers Göttingen der Öffentlichkeit vorzulegen, im wesentlichen Dokumente des früheren Königsberger Staatsarchivs. Schließlich wird auch Stuttgart nicht zurückstehen, dort bereitet der Ostdeutsche Kulturkreis in Zusammenarbeit mit der Württembergischen Landesbibliothek eine Dokumentation vor, die den Preußen Copernicus zum Thema haben wird.

Es war auch an der Zeit, daß die historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung sich zu einer Empfehlung der neuen Schreibweise des Namens Copernicus entschlossen hat. Die Schreibweise „Kopernikus", in vielen Lexika zu finden, ist 1776 von Johann Gottfried Herder zum erstenmal verwendet worden und wurde 1942, für das ganze Reich verbindlich, vom damaligen Reichsinnenminister Frick eingeführt. 1960 hat dann Hans Schmauch die Schreibweise „Coppernicus", mit doppeltem p durchgesetzt und man kann nur hoffen, daß es bei der 1972 beschlossenen Empfehlung, Copernicus mit nur einem p zu schreiben, endgültig bleiben wird.

Kürzlich hat die Polnische Akademie der Wissenschaften in einer Jubiläumsausgabe das Autorenmanuskript des Hauptwerkes von Copernicus DE REVOLUTIONIBUS in einer farbigen Reproduktion der Öffentlichkeit zugängig gemacht. Nach Meinung der Experten ist dies die erste Reinschrift, an der Copernicus zwanzig Jahre lang arbeitete. Kein abgeschlossenes Werk, sondern ein Arbeitsexemplar, in das der Autor laufend Änderungen und Verbesserungen eingetragen hat. Auf Grund des in der Papiersorte enthaltenen Wasserzeichens läßt sich der Zeitpunkt der Entstehung auf die zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts festsetzen. Da an dem Manuskript keinerlei Spuren der Arbeit von Setzern und Druckern zu erkennen ist, wird weiter angenommen, daß von dem Manuskript eine Abschrift gefertigt wurde, die dem Nürnberger Herausgeber des copernikanischen Werkes als Grundlage für die Drucklegung der ersten Ausgabe diente. 1543 war es dann so weit: unter dem erweiterten Titel DE REVOLUTIONIBUS ORBIUM COELESTIUM (Über die Bewegung der Himmelskörper) gab der Verleger Joh. Petreius in Nürnberg das berühmte Werk heraus, in welchem Copernicus sein neues Weltsystem darlegt.

*

Während von der Abschrift jede Spur bis heute fehlt, läßt sich der Weg des originalen Autorenmanuskripts gut zurückverfolgen. Es kam nach Copernicus' Tod in den Besitz von Joachim Rheticus, einem der ersten und enthusiastischsten Anhänger der heliozentrischen Lehre. Rheticus war zunächst Professor für Mathematik in Leipzig und ging gegen Ende seines Lebens nach Kaschau, einer im Mittelalter rein deutschen Bergmannstadt in der Slowakei. Die wertvolle Schrift ging auf seinen Schüler Valentin Otto über, der eine Professur in Heidelberg erhielt. Dann finden sich die kostbaren Aufzeichnungen in den Händen des böhmischen Pädagogen Comenius wieder, inzwischen von einem Heidelberger Buchhändler neu eingebunden. Im Jahr 1854 befindet sich das Manuskript im Besitz von Erwin Nostitz in Prag. Er liefert auch eine genaue Beschreibung der Schrift, deren Umfang jetzt noch 212 Blätter beträgt. Während des Zweiten Weltkrieges wurde von dem Manuskript ein Faksimiledruck hergestellt, der als erster Band einer deutschen Gesamtausgabe in München erschien. Nach 1945 beschlagnahmte der tschechische Staat das Original, schenkte es aber 1956 den Polen, die es heute in der Jagiellonen-Bibliothek in Krakau aufbewahren. Es ist von großer Seltenheit, daß ein so wertvolles Autorenmanuskript über vier Jahrhunderte hinweg der Gegenwart erhalten geblieben ist.



NICOLAI
COPERNICI TO-
RINENSIS DE REVOLVTIONI-
bus orbium coelestium,
Libri VI.

IN QVIBVS STELLARVM ET FI-
...
BASILEAE, EX OFFICINA
HENRICPETRINA

Das Titelblatt der zweiten Auflage von „De revolutionibus"
Foto: Archiv

Die Idee des Copernicus, daß nicht die Erde, sondern die Sonne der Mittelpunkt des Planetensystems ist, war revolutionär und leitete eine neue Geistesepoche ein. Es ist bedauerlich, daß die Polen nicht der Wahrheit die Ehre geben, sondern Nicolaus Copernicus als einen großen Sohn des polnischen Volkes bezeichnen. Es gibt so viele Beweise für die deutsche Volkstumszugehörigkeit des Astronomen, daß es müßig ist, sie immer wieder aufzuzählen. Der Volkstumsforscher Dr. K. Lück schreibt: „Die Entscheidung über die Volkszugehörigkeit des Denkers ist keine Frage der Geschichtsforschung mehr, sondern nur noch eine Frage nationaler Würde und nationalen Anstandes".

Prof. Dr. Ruhnau



Winter im Hundegatt in Königsberg
Foto: Lehmann

Sie liebten Frieden und Gastlichkeit

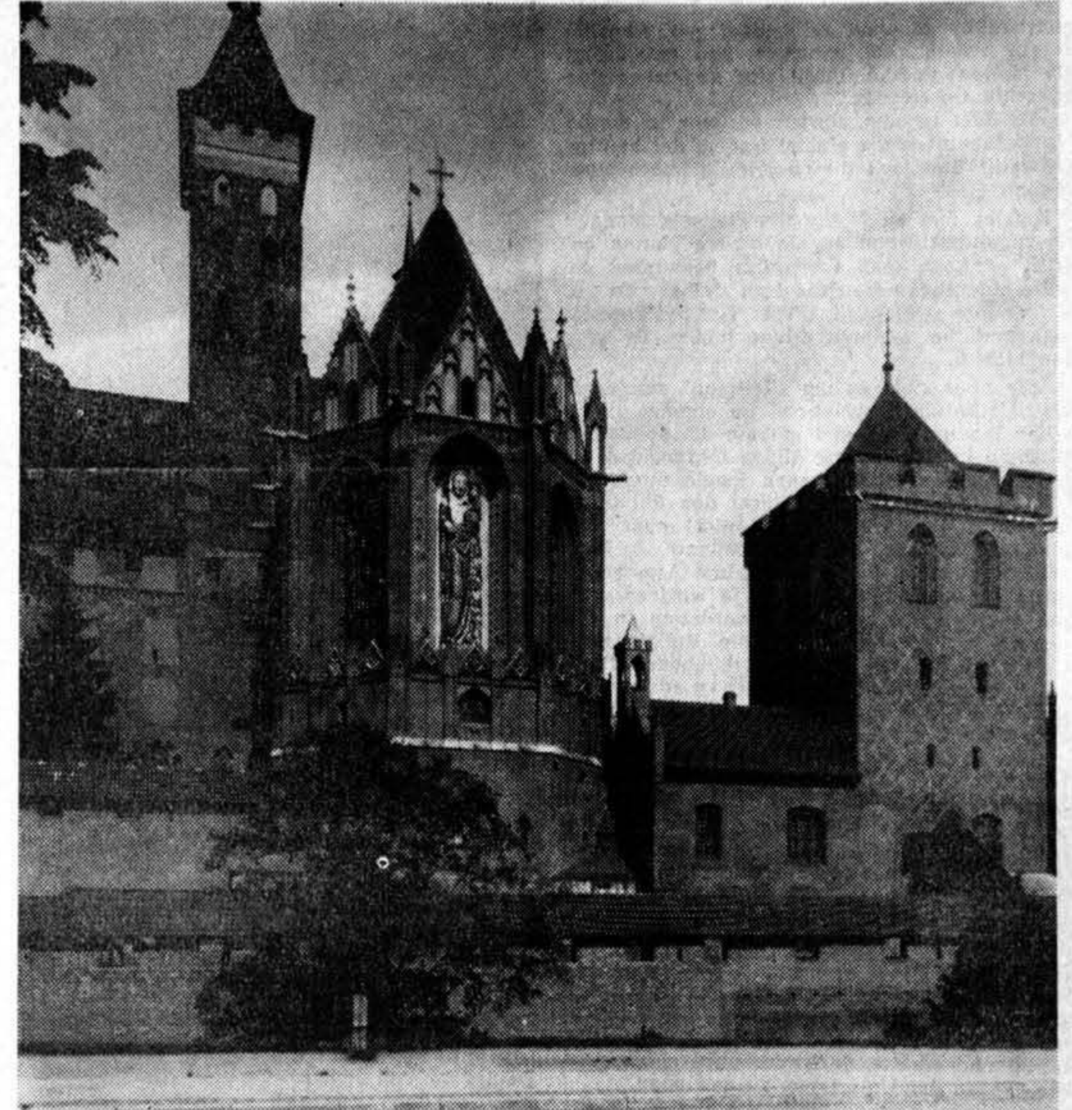
Volk und Sprache in Ostpreußen – und was zwei Schüler in Hannover dazu erarbeiteten

Der nachstehend abgedruckte Artikel ist nicht das Werk eines Wissenschaftlers. Seine beiden Verfasser Peter Koch und Richard Müller studieren wohl inzwischen, als diese Arbeit jedoch entstand, drückten sie noch die Schulbank des Ratsgymnasiums in Hannover, der Patenschule des Königsberger Stadtgymnasiums. Der Freundeskreis des Stadtgymnasiums hat sie dafür mit einem Preis ausgezeichnet. Wir veröffentlichen diese Arbeit als Beispiel dafür, daß es in einer Schule durchaus möglich ist, das Wissen um den deutschen Osten auch jungen Menschen nahezubringen, die aus dem Westen unseres Vaterlandes stammen. Das ist besonders interessant in einer Zeit, in der man versucht, durch entsprechende Überarbeitung der Lehrbücher und des Stoffes dieses Wissen gar nicht erst aufkommen zu lassen.

Die Ureinwohner Ostpreußens waren vermutlich urfinnische Jägervölker. In der Jungsteinzeit drangen aus Mitteleuropa Indogermanen — Ackerbauer und Viehzüchter — in den ostpreußischen Raum ein. Sie vermischten sich mit der bisherigen Bevölkerung, und so entstand zwischen Weichsel und Finnischem Meerbusen die baltische Völker- und Sprachengruppe der indogermanischen Sprachfamilie. Erst später spalteten sich die Urbalten in mehrere Gruppen auf, nämlich in die Litauer, Letten, Prußen (mit ihrer Sprache Altpreußisch) und Kuren.

Von allen in Europa gesprochenen indogermanischen Sprachen stehen die baltischen der indogermanischen Ursprache in ihrem altertümlichen Laut- und Flexionsaufbau am nächsten; das Altpreußische bildet allerdings mit einer verhältnismäßig einfachen Grammatik eine Ausnahme. Die Verwandtschaft mit anderen indogermanischen Sprachen wird man feststellen können, wenn man vergleicht:

lit. skabéti ‚schneiden, hauen'; lat. scabere, ‚schaben, reiben'; dtsch. schaben
lett. viebt ‚sich drehen'; lat. vibrare ‚zittern'; dtsch. wippen
apreuß. witwan ‚Weide'; russ. vitvina ‚Rute, Zweig'; lat. vitis ‚Rebe, Ranke'; dtsch Weide.



Als Sitz des Hochmeisters war die Marienburg lange Mittelpunkt der Siedlungsplanung, wenn auch die Stadtgründungen selbst meist durch die Komture erfolgten Foto Archiv

Die Prußen stellten den westlichen Zweig der baltischen Völker- und Sprachengruppe dar. Ihr Name weist in älteren Quellen keine Einheitlichkeit auf; so finden sich Formen wie Borussi, Pruteni, Pruzzi, Prutones und sogar Aestii (bei Tacitus). Das Volk selber bezeichnete sich als Prusai.

Die Eigenschaften des prußischen Volkes waren ursprünglich Friedensliebe und Gastlichkeit. Ihr Fleiß und ihre arbeitsame Geduld werden durch folgenden Satz aus Tacitus' ‚Germania' (Kap. 45) bezeugt:

Frumenta ceterosque fructus patientius quam pro solita Germanorum inertia laborant: (Getreide und die übrigen Früchte bauen sie geduldiger an in Anbetracht der gewöhnlichen Faulheit der Germanen).

Das Volk der Prußen lebte zwischen Weichsel und Memel und drang später sogar bis über die Weichsel hinaus vor. In der Bronzezeit zuwandernde Illyrer gingen in der altpreußischen Bevölkerung auf. Etwa um 1000 vor Christus erfaßte eine erste germanische Bevölkerungswelle das Gebiet um die Weichselmündung und drängte die Prußen bereits etwas nach Osten zurück. Im 2. Jahrhundert vor Christi Geburt begann eine zweite ostgermanische Einwanderung von Skandinavien und Jütland her. Sie wurde zunächst von den Rugiern, Burgunden und Vandalen getragen, zu denen dann später auch die Goten und Gepiden aus Südschweden stießen. Diese Germanen dehnten ihre Siedlungsgebiete an der Weichsel nach mehreren Richtungen aus; im Raume des heutigen Ostpreußen überschritten sie die untere Passarge und erreichten die obere Alle. Die Prußen wurden nach Osten zurückgedrängt.

Im 3. Jahrhundert nach Christus jedoch wanderten diese Ostgermanen allmählich nach Südosten ab. Die Prußen konnten ihre verlorenen Gebiete wieder in Besitz nehmen.

Es blieben klar erkennbare Spuren einer Berührung mit dem Germanentum, die immerhin von etwa 1000 vor Christus bis etwa 250 nach Christus gedauert hat, in ihrem Volkscharakter zurück. Mit den oben erwähnten Eigenschaften Schwerblütigkeit und Erdgebundenheit hatten sich durch Aufnahme germanischer Volksteile germanische Wesenszüge, nämlich Tapferkeit, Kampfgeist und Freiheitssinn, vermischt.

Das Volk stellte nur einen lockeren Stammesverband ohne gemeinsames Oberhaupt dar. Selbst die einzelnen Gaue — nach einer alten Chronik sind es zwölf gewesen — bildeten in sich keine sehr feste Einheit.

Das Bauernvolk der Prußen erfreute sich auf Grund des sehr begehrten Bernsteins, der im Samland gefunden wurde, einigen Wohlstandes.

Berührung mit den Wikingern

Eine Schrift kannten die Prußen bis ins 12. Jahrhundert nicht. Deshalb gibt es bis dahin so gut wie keine Überlieferung ihrer Sprache.

Etwa seit 600 nach Christus überschwemmte als Folge der germanischen Völkerwanderung eine slawische Bevölkerungswelle den gesamten ostdeutschen Raum. Sie berührte allerdings das Gebiet der Altpreußen nur im Kulmer Land, wo sich noch lange slawische Bevölkerung hielt.

Von etwa 800 bis 1100 fand eine neue Berührung der Prußen mit den Germanen statt, als nämlich die Wikinger, vornehmlich als Kaufleute, nach Ost- und auch nach Westpreußen kamen. Man hat zwar etliche Funde gemacht, aber es ist als sicher anzunehmen, daß die Wikinger keinen entscheidenden Einfluß auf die Kultur der Prußen hatten. Lediglich zeugen geographische Namen — zum Beispiel Schwendlund — von der Berührung mit den Wikingern.

Im 12. Jahrhundert setzte die Ostkolonisation von seiten der Deutschen ein. Dabei kamen nach Ostpreußen sowohl deutsche Kaufleute als auch verschiedene Mönchsorden und der Deutsche Ritterorden. Es wurden Klöster gegründet, von denen aus den Prußen zum erstenmal eine erfolgreiche Mission zuteil wurde. Die ursprüngliche Religion der Prußen war eine Naturreligion mit mehreren Gottheiten, die einen eigenen Priesterstand kannte.

Veranlaßt durch die Mönche siedelten sich auch deutsche Bauern im Preußenlande an, die besondere Dorfformen entwickelten. Die Kaufleute dagegen ließen sich in den Städten an der Ostseeküste nieder.

Der Deutsche Ritterorden, der 1190 in Palästina entstanden war, wurde von dem polnischen Herzog Konrad von Masowien ins Preußenland gerufen und eroberte das Land nach und nach in den Jahren 1231—1263, wobei er von der Weichsel und dem Küstenstreifen ausging und immer tiefer in das noch wilde Land eindrang.

Die deutsche Siedlungstätigkeit wurde unter dem Orden noch wesentlich verstärkt. Eine beachtliche Zahl von Städten und sehr viele Dörfer wurden von den Deutschen gegründet. Bauern nahmen Land in Besitz, Handwerker und Kaufleute siedelten sich an.

Die deutschen Bauern waren frei, ebenso die dem Orden ergebenen prußischen Adligen. Den altpreußischen Bauern nahm man nur dann die Freiheit, wenn sie sich gegen den Orden aufgelehnt hatten.

In den ersten Jahrhunderten war der Anteil der Altpreußen an der Bevölkerung noch sehr hoch, ganz besonders im Samland und in anderen westlichen Landstrichen. Das kann man noch heute aus den Ortsnamen ersehen, von denen viele altpreußischen Ursprungs sind (im ganzen 60 Prozent; auch hier liegt das Samland an der Spitze); zum Beispiel Perbanden, Maraunen (Maruhnen) und Kildehnen, Sanditten und Rosocken, Lablacken, Postnicken und Mollehnen.

In vielen Ortsnamen lassen sich noch altpreußische Grundwörter erkennen. So ist in dem Namen Ardappen das alte Wort ape ‚Fluß' enthalten, das auch in Goldap steckt. Wir finden es auch im Flußnamen Angerapp, wo wir außerdem Verbindung zu dem altpreußischen angur(g)is ‚Aal' feststellen. Angerapp bedeutet demnach ‚Aalfluß'.

In Eichmedien stößt man auf median, medien ‚Wald, Gehölz' (vergleiche lett. mežs ‚Gehölz' und litt. medis ‚Baum'; alle Wörter sind über die Bedeutungsbrücke ‚Grenzrain, Straße' mit deutsch ‚Mitte' verwandt).

Das alte Wort wunda ‚Wasser' findet sich noch im Namen Powunden. Das altpreußische caymis ‚Dorf', das wie lit. kaimas ‚Dorf' und kiemas ‚Bauernhof' früh aus dem Germanischen entlehnt worden ist und so mit dem deutschen ‚Heim' zusammenhängt, läßt sich in Kapkeim nachweisen.

Auf einen Wortstamm garbas, garbis ‚Berg' (eigentlich ‚der Gebückte') geht der Ortsname Garbeninken zurück.

Bezeichnend ist, daß Orte, die den Zusatz ‚Groß-' vor dem Namen tragen, deutsche und solche mit dem Zusatz ‚Klein-' altpreußische Siedlungen sind.

Von den Personennamen in Ostpreußen lassen viele auf altpreußische Herkunft schließen: Romeike ist eine Entstellung des Vornamens Remigius, der Nachname Maraun, Maro(h)n, Maru(h)n geht wie der oben genannte Ortsname Maraunen, Maruhnen auf den altpreußischen Personennamen Merun, Maraun zurück.

Im 15. Jahrhundert gab es im Ordensland noch annähernd genau so viele Altpreußen wie Deutsche. Dadurch, daß die deutschen Bauern in ihrer gesellschaftlichen Stellung herabsanken, wurde in der Folgezeit die Verschmelzung zwischen den beiden Völkern beschleunigt.

Gleichzeitig nahm die Bedeutung der altpreußischen Sprache ab. Von den Ordensangehörigen wurde sie im 15. Jahrhundert schon gar nicht mehr verstanden. So wird in einer alten Reimchronik berichtet, wie auf einem Ordensschloß bei einer Zusammenkunft etlicher Künstler auch ein prußischer Sänger auftritt. Seine Sprache aber versteht niemand, und während die anderen für ihren Gesang Geld bekommen, erhält der ‚arme, alte Prüsse' nur ‚einen Beutel tauber Nüsse'.

Im Volke dagegen war noch im 16. Jahrhundert das Altpreußische ziemlich verbreitet. Deshalb wurde bei Einführung des Protestantismus auf Betreiben Herzog Albrechts der lutherische Katechismus von dem Pfarrer Abel Will mit Hilfe eines preußisch sprechenden Knechtes in der Mitte des Jahrhunderts ins Altpreußische übersetzt. Dieser Katechismus ist zusammen mit dem sogenannten Elbinger Vokabular, das schon früher ein Ordensbruder verfaßt hatte, das einzige, was uns an Sprachdenkmälern des Altpreußischen erhalten ist.

Wegen der weiten Verbreitung der altpreußischen Sprache mußten den Predigern Dolmetscher beigegeben werden, die sogenannten Tolken.

Im 17. Jahrhundert ging die Verschmelzung mit den Deutschen und als Folge davon die Annahme der deutschen Kultur immer rascher voran. Wie der Chronist Hartknoch im Jahre 1684 erwähnt, sollen nur noch einige alte Leute das Altpreußische verstanden haben.

Wie wenig die Bevölkerung noch Zugang zu der Sprache der alten Prußen hatte, zeigt sich darin, daß altpreußische Ortsnamen im Volksmunde vielfach entstellt und an deutsche Wörter angeglichen wurden; zum Beispiel ist der Ortsname Mehlsack aus Malcekukke entstanden.

Als am Ende des 17. Jahrhunderts auf der Kurischen Nehrung die letzten Menschen starben, die des Altpreußischen kundig waren, erlosch die Sprache. Sie spielte von nun an keine Rolle mehr in der kulturellen Entwicklung Ostpreußens und geriet völlig in Vergessenheit. In unseren Tagen erinnert der ostpreußische Lyriker Johannes Bobrowski in seinem Gedicht ‚Gestorbene Sprache' noch einmal an das Altpreußische:

> Der mit den Flügeln schlägt
> draußen, der an die Tür streift
> das ist dein Bruder, du hörst ihn.
> Laurio, sagt er, Wasser,
> ein Bogen, farbenlos, tief.
> Warne sagt er und wittan
> die Krähe hat keinen Baum,
> ich habe Macht, dich zu küssen,
> ich wohne in deinem Ohr.

Auch hat das Altpreußische in Gestalt einiger Wörter noch Überreste in der heutigen ostpreußischen Mundart hinterlassen. So zum Beispiel Palwe ‚dürres Grasland', Kaddick, Kaddik ‚Wacholder'. Ebenso Kujel, Kujjel oder Kugel ‚Eber', Margell (Marjell, Merjell, Märjell) ‚Mädchen'.

Ein weiteres Überbleibsel des Altpreußischen sind der eigenartige Tonfall und die breite Aussprache der heutigen ostpreußischen Mundart. Auch die Neigung des Ostpreußischen zu Verkleinerungen dürfte auf das Altpreußische zurückzuführen sein. So heißt es Bielke (Beil), Sonnke, Brotke und sogar Gottke, was-sche, du-che.

Die zweite baltische Volksgruppe, die der Orden in Ostpreußen antraf, waren die anfangs erwähnten Altkuren. Sie teilten das Schicksal der Prußen und gingen im deutschen Volkstum auf.

Anfang des 15. Jahrhunderts kamen Zuwanderer aus Kurland über die Memel nach Ostpreußen und ließen sich im Memelgebiet, auf der Kurischen Nehrung und im Nord-Samland nieder. Sie und ihre Sprache wurden als ‚kurisch' bezeichnet — daher Ortsnamen wie Groß-Kuhren und der Name der Kurischen Nehrung selber. Eigentlich aber waren es Letten, die auch eine lettische Mundart sprachen. Diese ‚Kuren' vermischten sich sehr bald mit den deutschen Siedlern.

Eine große Rolle in der Besiedlungsgeschichte Ostpreußens spielten die Litauer. Die Zuwanderung von deutschen Bauern hatte im 15. Jahrhundert bereits aufgehört. Dem Orden lag jedoch sehr daran, weitere Siedler ins Land zu ziehen. Vom Ende des 15. Jahrhunderts an nahm er litauische Bauern in den Nordosten eines Landes auf. Diese Bauern hatten ihr Heimatland verlassen, weil ihnen dort der Verlust ihrer Freiheit und ihrer Rechte drohte.

Schluß folgt

OSTPREUSSEN
gibt es nicht!

Das neue Erdkundebuch für die Klasse 6 des Gymnasiums (Quinta) aus dem Klett-Verlag in Stuttgart erwähnt Stettin, Danzig und Oberschlesien gerade einmal in seinem Deutschland-Band, allerdings unter dem Kapitel Polen. Königsberg findet man einmal auf einer Karte unter seinem alten Namen. Das Impressum von 1970 täuscht. In dem Originalband von 1970 war nämlich noch von den ehemaligen deutschen Ostgebieten die Rede. Jetzt fehlen historische und politische Hinweise. Das Kapitel heißt kommentarlos „Polen". Nur sehr undeutlich befindet sich in einem Konglomerat von Zahlen ohne Erklärung die Zahl 1972, die zeigt, daß man sich seit den Ostverträgen und dem Besuch der polnischen „Schulbuchkommission" sehr schnell umgestellt hat. Schon immer hieß es, daß Schnelligkeit etwas sei, das so schnell sei, daß nicht einmal mehr der Schulmeister sich umstellen könne.

Die Kinder werden mit den Namen der deutschen Ostgebiete so gut wie nie mehr konfrontiert, denn die jüngeren Lehrer wollen bewußt nicht, die älteren wagen es in der Regel nicht, gegen das Lehrbuch zu unterrichten. Die Umerziehung auch in diesem Punkte ist perfekt, so perfekt wie vor 30 Jahren, als in den Schulbüchern Heines „Loreley" mit dem Vermerk „Dichter unbekannt" erschien. Und nun: woher stammen Eichendorff, Kant und E. T. A. Hoffmann? Ganz einfach: nirgendwoher. Oder eben: aus Polen oder der UdSSR.

Der Seydlitzsche Deutschland-Band für den Erdkundeunterricht an der Oberstufe des Gymnasiums verzichtet seinerseits vollends auf die Erwährung der deutschen Ostgebiete (selbst bei geologischen Betrachtungen), was besonders peinlich ist, da von den beiden herausgebenden Verlagen Hirt und Schrödel der Ferdinand-Hirt-Verlag aus Breslau stammt. Und Breslau gibt es nicht. **W. Gl**

Zwei Wochen mit aller Habe unterwegs

Im Treck von Ostpreußen nach Pommern 1805 und 1945 — Von Dr. Rita Scheller

Weihnachten 1944 ist noch einmal die große Familie des pommerschen Gutsherren um den ovalen Tisch im Eßzimmer versammelt; alles scheint wie üblich zu sein, doch das Bild trügt: außer dem siebzigjährigen Gutsherren gibt es nur noch ein anderes männliches Familienmitglied in der Tischrunde: seinen vierjährigen Enkel. Die Töchter tragen Rotkreuztracht, weil im Obergeschoß des Hauses bereits ein Altersheim für sieche ostpreußische Flüchtlinge eingerichtet ist, die nicht mehr weiterkönnen und hoffen, hier im „Reich" bereits in Sicherheit zu sein. Kurz nach Weihnachten wird der Tisch aus dem Eßzimmer gerückt und statt dessen ein Notlager errichtet. An das ehemalige Eßzimmer erinnern nur noch die Danziger Barockschränke in den Ecken und die Ahnenbilder an den Wänden.

Ostpreußische Mütter mit Kindern finden jetzt hier Unterschlupf. Die Flüchtlingsfrau, die den Lesern des Ostpreußenblattes wohl am bekanntesten ist und die in Großmöllen kurze Rast einlegte — allerdings nur, um einen „Pegasus", bzw. ein „Kunterchen" für die nächste Etappe ihrer Flucht zu den Gaudeckers zu erstehen — war Erminia v. Olfers-Batocki aus Tharau. Sie betrachtet weniger die männlichen Porträts in Uniform als das Ölgemälde einer rotwangigen rundlichen Frau; im dunklen, etwas spärlichen Haar trug sie ein Vergißmeinnicht-Kränzchen; sie hatte ein kurzes Stubsnäschen und große dunkle lebhafte Augen. Von der Gutsfrau erfuhr sie nun, daß jene Ahnfrau auf ganz ähnlichem Wege ins pommersche Gutshaus gekommen war wie die ostpreußischen Flüchtlingsfrauen — doch wieviel gütiger war das Geschick 140 Jahre zuvor gewesen!

Emanuel Christoph v. Bülow, königlich preußischer Major, der Vater der Ahnfrau Karoline (1775—1835), war 1796 gestorben; seine Tochter Karoline erbte den Besitz Schätzels in der Nähe von Tilsit und heiratete nach dem Trauerjahr den jungen pommerschen Offizier Georg Heinrich v. Schmeling, der damals mit dem 1. Dragonerregiment in Ostpreußen stand. Nach der Hochzeit nahm er seinen Abschied und bewirtschaftete zunächst das Gut Schätzels. Dort wurden die fünf ältesten Kinder des Paares geboren.

Umzug nach Großmöllen

Als Großmöllen — in unmittelbarer Nähe zu den übrigen Schmelingschen Familiengütern gelegen — 1804 frei wurde, erwarb Georg Heinrich v. Schmeling jenes Gut, verkaufte Schätzels und treckte mit seiner Familie und dem Vieh nach Pommern. Das ostpreußische schwarzweiße Rindvieh war durch die Salzburger Einwanderer viel höher gezüchtet als das pommersche Vieh, das damals in keinem guten Ruf stand: einerseits, weil es durch Kriege immer wieder verelendete, andererseits, weil man in den Jahren der hohen Getreidepreise möglichst viel Getreide in Pommern anbaute und sich weniger um die Viehzucht kümmerte.

Einer von Karolines Urenkeln berichtet über diese „Umsiedlung" 1929 folgendermaßen in seinen Memoiren: „Im Park zu Großmöllen steht auf einem Ziegelsteinfundament ein etwa 1,50 Meter hoher, aus Holz gefertigter und weißgestrichener Obelisk. Ihn hatte der einstige Schmelingsche Erwerber von Großmöllen, mein Urgroßvater, als er 1804 hingezogen, errichten und mit einer pietätvollen Inschrift versehen lassen als Zeichen dankbarer Liebe zu seiner Frau, die ihm aus ihrer Heimat Ostpreußen in das ferne Pommernland, die Ihrigen dahinten lassend, gefolgt sei. Die Inschrift beginnt folgendermaßen:

Verwandte, Freunde, Vaterland
Verließest Du und folgtest mir,
Dank edles Weib für Deine Treue Dir!

So wertete man in damaliger Zeit den Fortzug aus Preußen, dem ehemaligen Deutschritter-Land, in das Reich: es ging in die Fremde! Vierzehn Tage sollen sie — so ist mir erzählt worden — zu Wagen in längerem Zug mit ihrer Habe von Ostpreußen nach Möllen unterwegs gewesen sein. Dieser Obelisk, vor dem ich oft gestanden, ein stummer und doch viel vermittelnder Zeuge aus lange vergangener Zeit, wird dauernd in Ehren und in gutem Zustand gehalten." (Dieser Urenkel Kurt v. Schmeling war übrigens von 1892—1899 Landrat von Stuhm/Westpreußen, das letzte Jahrzehnt vor seiner Pensionierung Regierungspräsident von Stettin/Pommern).

1945 wurde der Obelisk zerstört, doch seine Verse werden weiterleben, wenn auch nur in Gästebüchern der Verwandtschaft und den Poesiealben, die junge Backfische ihren Tanten nach der Flucht mit der Bitte um eine Eintragung überreicht hatten.

Zu den fünf „ostpreußischen" Kindern kamen noch fünf „pommersche" hinzu, nur der kleine Carl Albert starb als dreijähriges Kind. Dies ist ein Zeichen dafür, was für eine gute Mutter Karoline gewesen sein muß, denn in der damaligen Zeit ohne Kenntnis der hygienischen Maßnahmen und der Schutzmöglichkeiten vor Krankheitserregern starben rund ein Drittel der Mütter und Säuglinge im Kindbett. Im Großmöllner Kirchenbuch wurde Karoline als tüchtige Hausfrau, treusorgende Erzieherin und Betreuerin ihrer Untertanen gerühmt, die eine aufrechte und ernste Christin geblieben sei — ganz im Gegensatz zu der damaligen rationalistischen Strömung. Ein etwas vergilbtes Seidenatlas-Empirekleid lag noch bis 1945 in der Großmöllner Kostümtruhe und paßte ihrer Ur-Ur-Enkelin — die ihr auch im Typ recht ähnlich war — so genau, daß sie es Ende 1944 zu ihrer Kriegstrauung tragen wollte. Doch es sollte anders als geplant kommen: der Bräutigam geriet bereits im Herbst 1944 in sowjetische Kriegsgefangenschaft.



Mit solchen Wagen ging es 1945 auf den Treck. Heute steht dieser Wagen als Erinnerung an eine düstere Zeit im Ostpreußischen Jagdmuseum in Lüneburg — Foto Stamm

Bald nach dem Einzug in Großmöllen brannten 1805 fast alle Wirtschaftsgebäude und das Wohnhaus durch Blitzschlag ab. Der große Schafstall mit der wertvollen Herde konnte nur dadurch gerettet werden, daß die Hausfrau Karoline gerade Wäsche eingeweicht hatte und die nasse Wäsche, die auf dem Dach ausgebreitet wurde, den Stall vor Funkenflug rettete. Wenn man sich an den riesigen Stall erinnert, der noch bis 1945 erhalten blieb, könnte man jene Überlieferung für eine Legende halten. Doch gibt es folgende Erklärung dafür: in Großmöllen hatte man schon immer seine liebe Not mit der Wasserversorgung gehabt wie in manchen Küstendörfern. Da das Brunnenwasser zu würzig und für das Wäschewaschen mit echter Seife und Soda nur bedingt geeignet war, fuhr man noch im 20. Jahrhundert tonnenweise Wasser aus dem nahen Jamundersee — einem Strandsee — zum Waschhaus an. Jenes Wasser war aber nur im Frühjahr und im Herbst klar genug zum Waschen, so daß es zweimal jährlich zu Mammutwäschen kam.

Ob es bloß ein Zufall war, daß Karoline, die ihre beiden ältesten Töchter am gleichen Tage verheiraten konnte, nicht nur einen Schmelingschen Neffen zum Schwiegersohn erhielt, sondern auch Albert v. Gaudecker aus dem benachbarten Kerstin? Die Familie v. Gaudecker gehörte zum „eingeborenen ostpreußischen Adel"; wie Professor Wenskus nachgewiesen hat, zählt sie zu den prußischen Adelsfamilien, die in den Dienst des Deutschen Ordens traten und sich in den folgenden Jahrhunderten völlig assimiliert hatten. Die väterliche Großmutter Albert v. Gaudeckers hatte Kerstin durch einen Erbvergleich erhalten und später ihrem Sohn Wilhelm v. Gaudecker (1757 bis 1829) vererbt. Durch den Erwerb der pommerschen Rittergüter wurden die Gaudeckers Ende des 18. Jahrhunderts in die pommersche Ritterschaft aufgenommen.

Kirchenbuch versteckt

Auch die übrigen Kinder Karolines lebten und wirkten in ihrer neuen pommerschen Heimat; eine Ausnahme bildete nur ihr Sohn Adolf v. Schmeling, der Regierungspräsident in Königsberg Pr. wurde. Bis 1945 wurde in Großmöllen eine Eichenschatulle aufbewahrt, in der ein in Leder gebundenes Buch lag. Darin waren seine Verwaltungstaten verzeichnet mit einem Dankschreiben der ostpreußischen Stände und der eigenhändigen Unterschrift aller Grundherren seines Regierungsbezirks.

Im Kirchenbuch — das übrigens kurz vor dem Einmarsch der Russen im Grabe von ostpreußischen Flüchtlingskindern versteckt wurde und das bis heute nicht wieder aufgetaucht ist — heißt es, daß Karoline v. Schmeling, geb. v. Bülow, am „Weichselzopf" gestorben sei. Man könnte also sagen, daß sie selbst hinsichtlich ihrer Todesursache ihrer Heimat verbunden blieb. Beim Weichselzopf handelt es sich um ein Läuseexzem mit Sekundärinfektion. Lange galt diese Todesursache als ausgesprochen peinlich, bis ihre Nachkommen in der Russenzeit ähnliche Erlebnisse hatten: weder um 1830 noch 1945 gab es wirksame Mittel aus der Apotheke, so daß man auf mehr oder minder bewährte Hausmittel zurückgreifen mußte, die jedoch nur die Läuse töteten und nicht die Nissen. Deswegen erfüllt uns die Krankheit der Ahnfrau mit tiefem Mitleid und zeigt uns, daß die „gute alte Zeit" doch auch sehr ihre Nachteile hatte.

Schön wäre es, wenn wir die Ahnfrau, die 1805 von Ostpreußen nach Pommern treckte, im Bilde vorstellen könnten, doch beim Einmarsch der Roten Armee wurde auch ihr Gemälde bei der Plünderung durch die Russen zerschlitzt und später auf dem Gutshof unter Panzerketten vernichtet. So bleibt nur die mündlich überlieferte Erinnerung an jene tapfere und tatkräftige Frau.

Sie saßen wie verzaubert

Krippenspiel in Königsberg's Sackheim

Zweifellos hat man auch im ordenszeitlichen Altpreußen weihnachtliche Krippenspiele gekannt, die dann aber in Vergessenheit geraten sind. Die engherzige Einstellung der städtischen Behörden nach dem Dreißigjährigen Kriege, welche mit Verboten gegen alte Weihnachtsbräuche eingriffen, hat dazu wohl nicht wenig beigetragen. So hat noch 1727 der Rat von Wehlau ein sogenanntes „Heil-Christ-Spiel" als „Alfanzerey" bei Androhung leiblicher Strafe verboten. Zu Beginn unseres Jahrhunderts waren jedenfalls in Ostpreußen Krippenspiele kaum bekannt. Wir verdanken es Aufzeichnungen der Kirchenrätin Lic. theol. Ruth Fuehrer aus ihren Jugenderinnerungen der zwanziger Jahre in Königsberg, wie durch eine Wandervogelgruppe in Ostpreußens Hauptstadt die Krippenspiele zu unserer Zeit wieder aufgenommen wurden.

Einer dieser jungen Menschen hatte die Anregung dazu gegeben und so studierten Jungen und Mädchen ein Spiel ein, in dem die Stationen der Weihnachtsgeschichte bis zur Flucht nach Ägypten enthalten waren. Die Gruppe hatte das mehr zu eigenen Freude getan, bis ein Schulmann einer der Proben beiwohnte und sich lebhaft dafür einsetzte, es der Jugend in Königsbergs Arbeiterviertel Sackheim zu zeigen, die noch nie so etwas zu sehen bekommen hatte. Der Sackheim galt als sozialistisch und „roter" Stadtteil, aber gerade deshalb wollte man die Aufführung des feinen zarten Spieles um die Christgeburt dort versuchen. Die Einweihung des neuen städtischen Jugendheimes Sackheim am zweiten Weihnachtsfeiertag bot die Gelegenheit dazu.

Wie Ruth Fuehrer schreibt, bestand dieses erste Krippenspiel auf dem Sackheim „vor einer Jugend, die seit ihrer Konfirmation kaum in der Kirche gewesen war". Ruth Fuehrer schreibt: „Ich gehörte zu den Musikanten, mit Laute und Geige, und konnte durch den Spalt eines Vorhanges immer wieder in den Saal hineinsehen. Da saßen junge Menschen unseres Alters zwischen 15 und 20 Jahren. Damals standen sie noch in anderen Lebenskreisen als wir und saßen an jenem Abend doch wie verzaubert da, hingegeben und hingenommen. — Wir aber gingen still hinaus nach dem Sackheimer Tor, auf dem Wallgraben entlang zum Königstor und dann nach Hause."

Wiedersehen nach 27 Jahren

Gespräch im Wartezimmer führte Geschwister zusammen

In 445 Lingen (Ems), Niedersachsen, Sperberweg 3, wohnt seit 1947 das Ehepaar Hermann und Helene Liedtke mit ihrem Sohn, seiner Frau und zwei Enkelsöhnen. Hermann Liedtke war von 1945 bis 1948 in russischer Gefangenschaft. Nach der Heimkehr war er froh, seine Frau und seinen Sohn in Lingen widergefunden zu haben. Nur die Sorge um seine Schwester und seine Brüder, die er bisher vergeblich gesucht hat, bedrückte ihn sehr. Doch vor kurzem wurde durch eine wundersame Fügung auch dieses Problem gelöst:

Frau Liedtke geht zu einer Frauenärztin zur Behandlung. Im Wartezimmer kommt sie auch mit den Patienten ins Gespräch. Eine Ostpreußenfrau, Frau Blank, ist an dem Gespräch beteiligt. An dem Dialekt bemerkt Frau Liedtke, daß sie eine Ostpreußin ist. Sie sprechen über ihre Heimat und fragen einander, wo sie in Ostpreußen gewohnt haben. Frau Liedtke erklärt, daß sie in Schönwalde, Kreis Samland, gnwohnt hat. Frau Blank erzählt von ihrem Heimatort Gertlack, Kreis Bartenstein. Dabei stellt sich heraus, daß der Mann von Frau Liedtke in Gertlack die Schule besucht hat. Frau Blank erzählt dann weiter, daß sie mit einem Fritz Liedtke zusammen die Schulbank gedrückt habe. Außerdem sei ihr eine Frau Minna Iffländer, geb. Liedtke, bekannt.

Frau Liedtke meint, weil sie seit dem Kriege keinerlei Verbindung mehr zu den Geschwistern ihres Mannes hatte, daß diese im Krieg umgekommen oder später gestorben seien. Darauf sagte Frau Blank, daß der Pastor jedes Jahr ein Treffen seiner alten Gemeindeglieder arrangiert. Bei einem dieser Treffen habe sie sich vor ein paar Jahren mit Frau Iffländer unterhalten. Dabei habe sie erfahren, daß Frau Iffländer in Soltau wohne. Auch besitze sie von dem Treffen ein Foto, auf dem Frau Iffländer abgebildet ist. Frau Liedtke lädt Frau Blank daraufhin in ihre Wohnung ein, um sich gemeinsam mit ihrem Mann zu unterhalten. Frau Blank bringt dann auch das besagte Foto mit. Herr Liedtke erkennt auf dem Foto seine Schwester und die Freude ist groß.

Ein paar Tage später fährt das Ehepaar Liedtke nach Soltau, um die Schwester zu besuchen. Anläßlich dieses Besuches erfährt das Ehepaar Liedtke, daß auch der Bruder Fritz noch lebt und in Erkenschwick, Kreis Recklinghausen, wohnt. Kurz darauf besucht der Bruder Fritz die Familie Liedtke in Lingen. Diese freudige Begegnung mit dem Bruder und auch der Schwester haben Herrn Liedtke alle trüben Erinnerungen an die vergangenen Jahre genommen. Die fast schon aufgegebene Hoffnung auf eine Zusammenführung mit seinen Geschwistern ging so plötzlich in Erfüllung, daß jedesmal, wenn er daran denkt, Tränen der Rührung seine Augen füllen.

Wer erinnert sich noch?

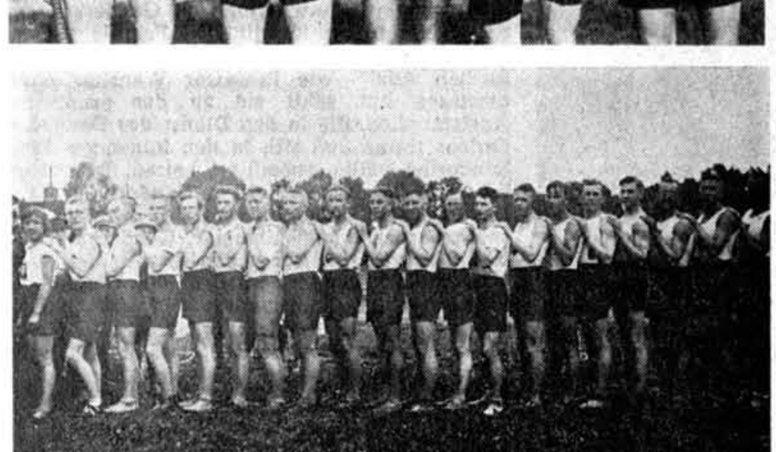
1922

Die sehr schnelle 5×100-m-Staffel von Asco Königsberg mit v. l. G. Klugkist, Engel, W. Mäser, Oehme, Lukas. Als letzter starb Walter Mäser 1972.



1925

Beim Großstaffellauf in Masuren ging es auch mit Schwimmern durch den Kanal zwischen Löwentin- und Mauersee.



1927

Die Leichtathletikmannschaft des Sportvereins Lötzen, die Jahr für Jahr Bezirksmeister im Bezirk V wurde. 6. v. r. Erwin Blask, der 1936 die Silbermedaille bei den Olympischen Spielen im Hammerwerfen gewann und 1938 in Stockholm für zehn Jahre Weltrekordinhaber wurde.



1927

Der Baltenmeister Preußen Stettin gewann das Freundschaftsspiel gegen die Fußball-Asco-Mannschaft anläßlich der „25 Jahre Asco". Asco spielte mit Pakull-Rafalski, Hellwich-Offen, Prust I, Rachay-Deckers, Stolzenwal, Rautenberg, Schöning und Bellgart.



1932

Nationaler 10-km-Straßenlauf in Königsberg. In Führung liegend der Sieger Fechner-Asco.



1935

Die Fußball-Ligamannschaft von Prussia-Samland Königsberg gewann gegen Yorck-Insterburg mit 2:1. Stehend v. l. Morr, Milz, Ruchay, Kurpat, Bläsner, Statthaus, Obmann Muntau. Kniend v. l. Rapetzki, Schulz, Bluhm, Riemann, Händel.



1937

Die Damenhandballmannschaft vom Asco Königsberg spielte als Ostpreußenmeister um die Deutsche Meisterschaft. Stehend v. l. S. Gisart-Arndt, D. Nimke, M. Friedrich-Baumann, E. Ussert-Friedrich, G. Schulz-Schubert, S. Martens, kniend v. l. K. Szepanski-Koppenhagen, E. Kenneweg-Steinmann, M. Linner, M. Haager-Röver, Dr. G. Rühmkorf-Erdtmann.



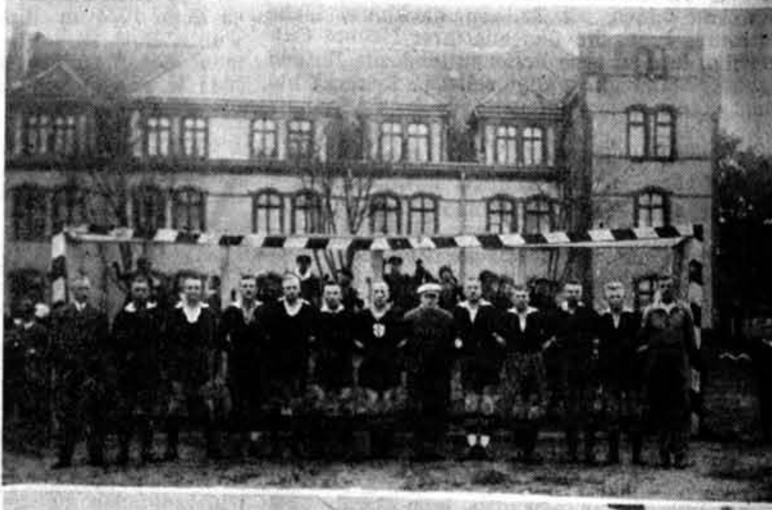
1938

Die erfolgreiche Handballmannschaft von Hindenburg-Rastenburg



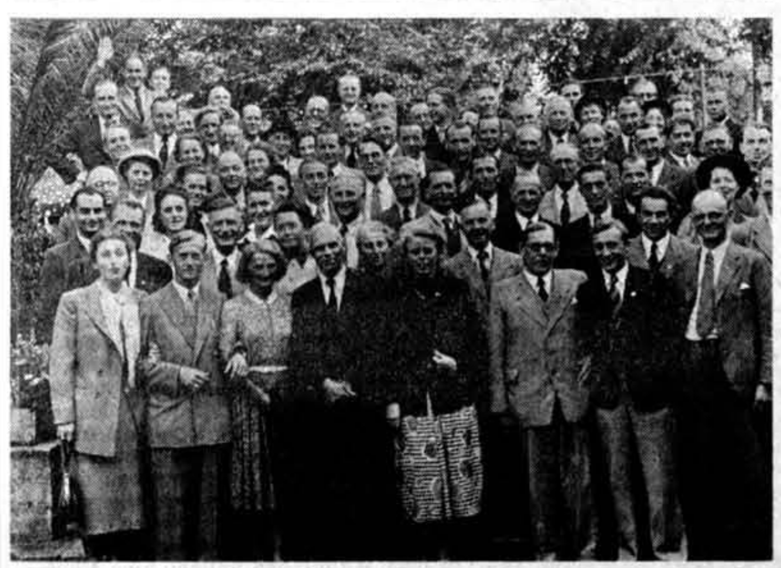
1941

Sogar während des Krieges kam es über das Propaganda-Ministerium zu Spielen gegen Warschau, Posen, Krakau und anderen Städten. In Königsberg am 8. Juni 1941 siegte die Königsberger Stadtmannschaft gegen Warschau 8:0. v. l. Stadthaus, Buchberger, Schiller — alle Prussia Samland, Staguhn-VfB, Pioncewski-Reichsbahn SG, Blonski, Sommerlatt, Schroer, alle VfB, kniend v. l. Krause, Schönbeck (Nationaltorwart 1952 bei den Olympischen Spielen in Helsinki) und Jesnowski — alle VfB.



1950

Fünfzig Jahre Verein für Bewegungsspiele Königsberg nicht mehr in der Heimat, sondern in Hamburg-Blankenese mit einem Fußball-Turnier. Das Endspiel gewann Prussia-Samland gegen den Jubilar mit 2:1. Die VfB-Elf im Ostpreußendreß v. r. Batzkus, Lingnau Bergau, Mauritz, Wanders, Bendig, Schröter Schlosser, Lemke, Steppke, Kohn.



1952

Fünfzig Jahre Akademischer Sportclub Ostpreußen in Hamburg-Blankenese. Stehend 3. v. r. Dr. Herbert Schmidtke († 1960), der Gründer der Traditionsgemeinschaft der Leichtathleten aus den deutschen Ostgebieten e. V



1963

Die 4×100-m-Traditions-Staffel (Altersklassen) der Ostpreußen gewann diese Staffel seit 1955 ohne Unterbrechung bei den jährlichen Traditionswettkämpfen. Die Mannschaft 1963 in Augsburg v. l. Dietrich Wawrzyn-VfB Angerburg, Heinrich Hildebrandt-Prussia Samland Königsberg, Hugo Schlegel, SC Heilsberg Lothar Bensing-MTV Tilsit.

Aus 50 Jahren Sportgeschichte

Ort und Zeit der Geburt unbekannt

Eine weihnachtliche Erzählung aus der Heimat — Von Paul Brock

Es geschah zu der Zeit, da aus der Hauptstadt des Reiches von den Mächtigen an alle Menschen in deutschen Gauen ein Gebot ausging, ihren Stand und ihre Herkunft zu offenbaren und welchen Geblütes sie seien rückschauend bis ins dritte und vierte Glied.

Dieser Umstand, so absurd und anmaßend es heute erscheinen mag, gab die Ursache her, daß der Gemeindevorsteher eines Dorfes am oberen Memelstrom eines Tages einen gewaltigen Schock erlitt, als er notwendigerweise Einblick in die Aufzeichnungen der zuständigen Kirchenbücher nahm, um nach den Ahnen zu forschen. Er kam nicht weit; schon bei sich selbst, seiner eigenen Geburt, fand er einen Vermerk, der ihn erstarren ließ und eine abgründige Betroffenheit in ihm auslöste.

„. . . Ort und Zeit der Geburt unbekannt".

Soweit es an ihm lag, hatte er sein bisheriges Leben in der seinem Wesen zugehörigen Ordnung verbracht. Als Kind war er ein guter, gehorsamer und aufmerksamer Schüler gewesen. Danach hatte er auf dem nächstliegenden Gut von Grund auf die Landwirtschaft erlernt und zu gegebener Zeit eine Hoferbin geheiratet, seine Kinder zu tüchtigen Menschen erzogen und seiner Mutter, die bei ihm lebte, bis zu dieser Stunde volles Vertrauen und Ehrerbietung entgegengebracht.

Und nun — das!

Welches Geheimnis mochte dahinter stecken; war sie, die Mutter, etwa eine Landstreicherin gewesen, die nirgends zugehörig war in der Gemeinschaft der Menschen? Und der Vater? Von ihm wußte er nur, daß er sehr früh gestorben war. Er begann an allem und jedem zu zweifeln, fast an sich selbst.

Die Mutter indessen . . . sie saß in dem Raum, der ihr in diesem Hause zu eigen gegeben war; ihr Platz war zumeist ein Lehnstuhl am Fenster, das einen weiten Blick über Äcker und Wiesen gewährte, deren Grenzen nach Süden das Ufer des Stromes war. Darüber hinaus stieß der Blick gegen eine ockerfarbene Steilwand des anderen Ufers. Zuweilen stieg eine Rauchwolke von einem vorüberfahrenden Dampfer in die Bläue des Himmels empor; zuweilen strichen weiße riesige Segel von Kähnen mit zwei oder drei Masten am Horizont entlang, langsam, wo die Fahrzeuge gegen die Strömung ankämpften. Stromabwärts fahrend glichen sie geflügelten Ur-Wesen, die in großer Eile zu Tal zogen, als folgten sie einem fliehenden Wild.

*

„Ah . . ., mein Sohn kommt zu mir!"

Sie war es gewohnt, in seinem Gesicht zu lesen, augenblicklich war es ihr klar, daß eine innere Not, ein besonderes Anliegen, eine Frage ihn zu ihr trieb.

„Nun, was ist . . .?" fragte sie, als sie ihn zögern sah. Längst war sie hinausgewachsen aus den Niederungen des Daseins. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht, als er ihr schweigend das bewußte Papier in die Hände legte, die Abschrift aus dem Geburtenregister, beglaubigt und mit einem Stempel versehen. Anstatt einer Erklärung legte er seinen Finger auf die Eintragung, die seine grenzenlose Verwirrung verursacht hatte.

Das Lächeln in den Zügen der Mutter vertiefte sich noch.

„Und jetzt möchtest du wissen, was es auf sich hat . . .!"

Durch ihr Lächeln verwirrt schüttelte er heftig den Kopf.

„Doch! Du willst es wissen! Komm, setz dich zu mir. Eigentlich ist es mit wenigen Worten gesagt. In der Weihnachtsnacht . . ., in einem Zigeunerwagen, brachte ich dich zur Welt!"

Sie sah, wie er zusammenzuckte, und lächelte wieder traumhaft verloren und in Gedanken versunken. Während sie weitersprach, schickte sie ihren Blick in die schattenhafte Welt des sinkenden Sommertages hinein,

„Ich war jung und wußte nicht viel von den Dingen der Welt und des Lebens, als mich dein Vater zur Frau nahm. Von weither, aus Berlin, kam er damals in unser Dorf, um für eine Firma, bei der er in der Hauptstadt angestellt war, eine Schneidemühle zu bauen. Ehe er zurückkehren mußte, führte er mich zum Traualtar. Er erzählte mir viel von den Herrlichkeiten und dem überquellenden Leben der großen Stadt. Ein ganzes Leben lang wollten wir miteinander glücklich sein. Doch das Schicksal hatte es anders bestimmt. Die Tage voll Liebe und Glück waren gezählt. Beim Bau eines sehr großen Hauses, den er zu leiten hatte, stürzte er vom Gerüst und war, so sagte man mir, auf der Stelle tot.

Das war kurz vor deiner Geburt.

Aus allen Himmeln gefallen, lebte ich nur noch für dich. Ganz einsam war ich nicht in der Millionenstadt; ein Freund deines Vaters, heimlich in mich verliebt, stand mir zur Seite. Er warb um mich. Als er sich mir offenbarte, sagte ich nicht ja und nicht nein. Er gab sich mit meiner Erklärung zufrieden, daß wir die übliche Zeit der Trauer abwarten müßten. Im stillen erwog ich bereits, nach Hause zurückzukehren, doch wollte ich dem aufrichtig Liebenden keinen Schmerz zufügen. Furcht kam mich erst an, als ich die Stunde der Niederkunft nahe wußte. Er, der mich liebreich umhegte und nicht ohne Erfahrung war, gab mir den Rat, in eine Klinik zu gehen. Er begleitete mich und ich meldete mich an. Der Arzt gab mir zwei Tage Zeit, doch riet er mir, bis dahin in der Obhut des Hauses zu bleiben, um Überraschungen auszuschließen. Ich willigte ein und war ganz ruhig und zuversichtlich.

Erst als es Abend wurde in dem sachlich-nüchtern wirkenden Raum, Bett neben Bett, wo die Frauen auf ihre Stunde warteten, beschlich mich ein beklemmendes Gefühl, das sich mehr und mehr steigerte: das Gefühl eines Menschen, der das Trostlose seiner Einsamkeit begreift. Ich überlegte mir, wie es sein könnte, wenn ich meinem ersten Impuls vor Wochen gefolgt und nach Hause gefahren wäre, wie man mich umhegen und pflegen würde. Ich würde das Fenster öffnen und die strömende Winterluft hereinlassen, den Odem des Himmels und den Ruch der Erde, den belebenden Hauch, der aus dem Walde kam und danach die Wärme des Kachelofens verspüren — und vor allem Geborgenheit einer vertrauten Welt. Die Folge solcher Gedanken war, daß ich in der verbrauchten Luft des Raumes zu ersticken glaubte und von den Ausdünstungen der Leiber und den Gerüchen von Desinfektionsmit-

Zur Panik steigerte sich mein Empfinden, als die Frau rechts neben mir von den einsetzenden Wehen zu stöhnen begann, mit Schweißperlen auf der Stirn, die sich mit dem Handrücken abwischte. Zwei Schwestern kamen, um sie in den Kreißsaal zu bringen.

Da kam es über mich wie die Entladung angestauter Gefühle. Ich handelte unter einem unbezähmbaren Zwang, ohne die möglichen Folgen zu überlegen; dank der Überforderung oder Lässigkeit der zuständigen Pflegerin lagen meine Kleider noch am Fußende meines Bettes; so schnell war ich noch nie angezogen in meinem Leben. Niemand hielt mich zurück, als ich heimlich das Haus verließ. Auf dem Platz vor dem Gebäude standen mehrere Pferdedroschken. Ich winkte eine herbei und ließ mich zum Bahnhof fahren. Alles, was ich brauchte, Papiere und Geld, hatte ich bei mir. Eine Stunde später saß ich im fahrenden Zug; vierzehn Stunden einer endlos scheinenden Fahrt lagen vor mir."

*

Die Frau, die alte Mutter, hielt erschöpft inne; sie hatte sich zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Das Geräusch von einem angerissenen Streichholz unterbrach die eingetretene Stille. Der Sohn hatte eine Zigarre aus der Tasche gezogen, steckte sie aber wieder ein und blies das Flämmchen aus.

„Du kannst ruhig rauchen", sagte die Mutter und fuhr dann in ihrer Erzählung fort:

„Es war die seltsamste Reise, die ich jemals gemacht habe. Das Abteil war von Menschen gefüllt. Das hübsche, frische Gesicht einer jungen Frau hatte mich bewogen, gerade hier Platz zu nehmen. Sie hatte mir schräg gegenüber den Fensterplatz. Zu meiner Linken saß ein junger Mann in der Fensterecke. Dann waren noch zwei ältere Herren da. Alle Gespräche drehten sich um Weihnachten. Die junge Frau, die ich eben erwähnte, zog aus einer Tasche eine Spieluhr heraus, die mit lieblichem Geläute eine Weihnachtsmelodie abspielte: „. . . es ist ein Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart —". So etwas Schönes hatte ich noch niemals gesehen oder gehört.

Zur Mittagszeit hatten wir Schneidemühl hinter uns, und die zunehmende Kälte zauberte Eisblumen an die Fenster; dabei fing es zu schneien an. In Königsberg ging eine Schneewolke nieder, als wäre sie von der Last geborsten, und der Zug stand eine Weile über die planmäßige Zeit. Bei der Ankunft in Insterburg rechneten wir uns anderthalb Stunden Verspätung aus. Der Schnee stiebte in starken Wehen des Windes gegen das Fensterglas.

Plötzlich fühlte ich eine heftige Bewegung in mir und ein starker Schmerz ging durch meinen Leib und Angst stieg in mir auf.

Bei tiefer Dunkelheit hielt der Zug in Pogegen. Die Kleinbahn nach Schmalleningken hatte mehr als eine Stunde gewartet, um die Reisenden mitzunehmen die irgendwo im Familienkreis den Heiligabend zu feiern gedachten. Es lag viel Schnee auf der Strecke. Hinter Wilkischken hörte ich deutlich das Ächzen der kleinen Lokomotive, die sich durch die Schneemassen quälte. Zwischen Schustern und Wolfsgrund blieb sie endgültig stehen.

In diesem Augenblick fielen die ersten Wehen wie eine Meute über mich her, ebbten ab und begannen von neuem. Von den Füßen her stieg Kälte an mir empor. Die wenigen Mitreisenden hatten das Abteil bereits verlassen, um sich draußen durch Bewegung warm zu machen oder den Rest des Weges zu Fuß anzutreten. Es roch hier drin nach kaltem Tabakrauch, und die Ölfunzeln unter der Decke flackerten. Du wurdest so ungebärdig in mir, daß mich Übelkeit ankam.

Es ging nicht anders, auch ich mußte hinaus in Nacht und Schnee. Der Zug stand mitten im Wald, dunkle, schneebeladene Tannen waren der einzige Schutz, der sich mir darbot. 'icht einmal einen Stall gab es hier wie einstmals in Bethlehem. Ich rutschte den Bahndamm hinab mitten in eine Schneewehe hinein, arbeitete mich wieder heraus und strebte einer mächtig ausladenden Tanne zu, um mich, zwischen Mauern aus Schnee, auf das Moos niederzulassen. Die Wehen kamen in immer kürzeren Abständen.

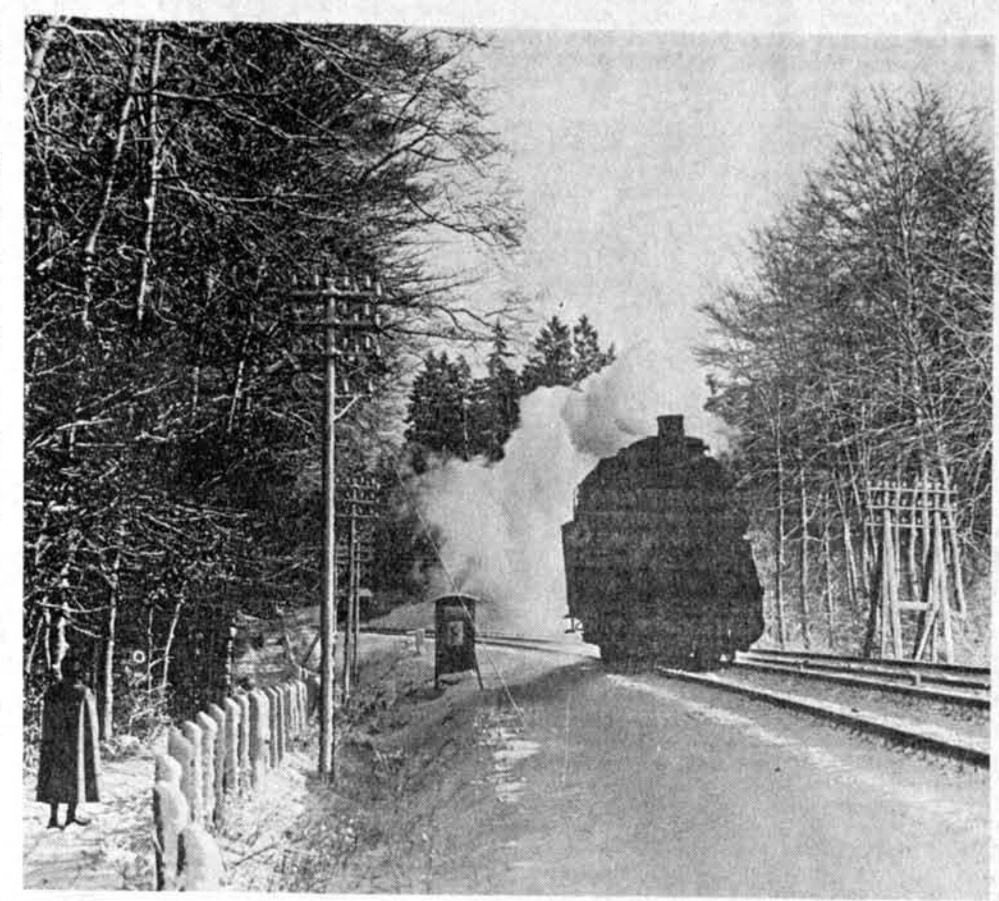
Da schrie ich mit lauter Stimme zu Gott, er möge mir helfen. Jetzt war der Himmel wolkenlos und voller Sterne. Ich schrie meine Not zu den Sternen empor und in alle Himmel hinein.

Es scheint so gewesen zu sein, daß Gott mich gehört hat. Was niemand erwartet hätte, geschah. Ich hörte plötzlich menschliche Laute und Peitschenknallen und das vertraute Geräusch knarrender Wagenräder und sah das Licht einer Laterne. Mit allen Kräften, die mir noch verblieben waren, arbeitete ich mich zwischen Tannen- und Kiefernstämmen und durch Gestrüpp hindurch zur Chaussee.

Was ich erblickte waren Zigeuner, die von irgendwoher kamen und über die Grenze ins Russische wollten. Barmherzige Hände griffen nach mir. Ein kastenartiger Wagen mit Dach und Fenster und Tür nahm mich auf, darin drängte sich ein Haufen Kinder in eine Ecke zusammen und die Frauen nahmen sich meiner an. Sie brauten mir ein Getränk, das mich wohlig erwärmte und anscheinend eigens für Gebärende aus allerlei Kräutern zusammengesetzt war.

Die Hilfe, die mir sonst noch vonnöten war, gab mir eine erfahrene, wissende Alte.

Es stimmt, was geschrieben steht: ich konnte später nicht sagen, welches von den Dörfern, durch die wir fuhren, der Ort deiner Geburt war, auch blieb unbekannt, ob es vor oder nach Mitternacht geschah, aber ich weiß, daß es der Boden der Heimat war und daß es kein schöneres Glück auf der Welt gibt.



Fahrt durch den Winterwald — Foto Archiv

An den Knöpfen wurden die Tage gezählt

Erinnerungen an die Weihnachtszeit in Ostpreußen — Feier für italienische Gefangene

Die ostpreußische Schriftstellerin Toni Schawaller zeichnete aus dem Gumbinner, Insterburger Raum ihre vorweihnachtlichen Kindheitserinnerungen auf: „Es ging richtig auf Weihnacht zu. An den großen, weißen Knöpfen, die das alte Roßhaarsofa in der Wohnstube schmückten, zählte ich die Tage bis Weihnachten. Begonnen hatte ich schon damit, als wir an frühdunklen Novemberabenden Uhleflucht mit Großmutter hielten. Wenn der Sturm um den Hof sauste und die alten Linden und hohen Pappeln rüttelte, dann baten wir: ‚Oma, vertell doch wat!' Und Großmutter erzählte vom wilden Jäger und von dem jungen Bauern, der unverhofft der wilden Jagd begegnet war. Als er das Kläffen hörte, hatte er ahnungslos mitgebellt, und da sauste ein Pferdeschinken vor ihm nieder, und eine Stimme rief: ‚Häst ons geholpe joaje, kannst ons ok helpe gnoage.'

Dann fragte ich Oma: ‚Ös nu bold Wiehnacht?' Und Großmutter erzählte von Frau Holle, die vor Weihnachten von Fenster zu Fenster gehe, um zu sehen, ob die Mädchen auch wirklich spinnen; sie sollten Leinwand für das Kindlein zum Hemdlein spinnen, daß so arm und bloß zur Erde kam. — Und nun war Advent. Wir sangen Weihnachtslieder, und wenn die Lampe angesteckt war, durften wir sogar von Großmutters Himmelbett die alte Bilderbibel herunterholen, die ein Ahn aus Salzburg mitgebracht hatte, und Bilder besehen.

Nun waren schon Gänse und Schwein geschlachtet und schon vor 14 Tagen hatten wir den Pfefferkuchen angeteigt, und ich hatte dabei von der ältesten Schwester einen Mutzkopf bekommen, weil ich den großen alten Messingmörser mit den ganzen Gewürzen umgestoßen hatte. Nun durfte ich doch helfen, die Herzchen, Sternchen und Weihnachtsmänner aus Pfefferkuchen auf die Bleche zu legen und zum Backofen zu tragen. Das ganze Haus roch nach Kuchen. Abends wurde Marzipan geformt. Die beiden großen Schwestern, angetan mit Großmutters Nachtmützen aus deren Jugendzeit und weißen Schürzen, hantierten geschickt und flink mit dem Marzipan. Manch Stücklein Marzipanteig bekamen wir Kinder zugeworfen; abgebacken wurde erst am nächsten Abend. Ich sehe noch, wie der große Bienenpuster im Gange war, das Kohlenfeuer anzuglühen. Wir hatten Äpfel verlesen helfen und zehn Kupferpfennige von Mutter bekommen. Sie war dann zum Markt nach Insterburg gefahren mit Weihnachtsäpfeln, die anderen waren zum Beschicken zu den Ställen gegangen. Draußen schneite es, und wir Kinder beschlossen, Kinderweihnacht zu feiern."

Letzte Weihnachtsfeier

Der letzte Pfarrer des Dorfes Süßenberg, Gerhard Fittkau, hat in seinem Buch „Mein 33. Jahr" über seine Erlebnisse während der letzten Kriegsmonate im Ermland berichtet. Als er im September 1944 in seiner Pfarre Einzug hielt, war schon aus der Ferne leiser Kanonendonner zu hören. Noch einmal feierte die Pfarrgemeinde Weihnachten im deutschen Ostpreußen. Das Christfest stand schon ganz unter den Schatten der kommenden Ereignisse, und im Dorf und seiner Umgebung gab es zahlreiche schlecht versorgte, aus Gefangenenlagern der italienischen Armee rekrutierte Hilfskräfte der in Süßenberg vorübergehend stationierten deutschen Veterinärsoldaten.

„Am Abend des Weihnachtstages", so erzählt Gerhard Fittkau, „führten unsere Kinder in der Kirche ein Krippenspiel auf. Die Gemeinde war hingerissen. Noch Jahre später, als sie längst als heimatloses Volk verstreut waren, sprachen sie von diesem Krippenspiel und erinnerten sich an die Herbergssuche der Heiligen Familie.

Kurz vor Weihnachten war es mir gelungen, den gemütlichen Kommandeur der Veterinärabteilung zu veranlassen, am zweiten Feiertag sämtliche Italiener aus den umliegenden Ortschaften in unsere Kirche zu bringen. Während meines Aufenthaltes in der Pfarrei habe ich kaum jemals eine frohere Gesellschaft beisammen gesehen. Trotz ihrer Lebhaftigkeit waren sie sehr aufmerksam. Die italienische Soldatengemeinde sang aus Herzensgrund, jeder nach seiner eigenen Melodie. Ich mußte an die Hirten von Bethlehem denken; hätten sie an der Krippe gesungen, so wäre es wohl nicht viel anders gewesen. Jeder tat sein Bestes, um Gott zu preisen, und ich konnte sehen, wie ihre Gesichter strahlten. Nur ein Soldat war noch nicht ganz zufrieden. Er lauterte auf den ersten völlig stillen Augenblick vor der Wandlung, sprang auf eine Kirchenbank und schmetterte zehn Minuten lang, gleich einem zweiten Caruso, das ‚Ave Maria' von Gounod. Nach der Messe war die Freude unserer Gäste so groß und ansteckend, daß selbst das Wachpersonal seine schlechte Laune über die lange Wartezeit vergaß." Mit Kuchen und Weihnachtsgebäck, das die Frauen von Süßenberg am Sonntag vor Weihnachten gespendet hatten, wurden dann die glücklichen italienischen Soldaten bewirtet.

Unbekanntes fernes Land – und seine Menschen

Nach dreißig Jahren den ersten Brief in der Muttersprache geschrieben

Es ist noch nicht lange her, da berichtete ich im Ostpreußenblatt (Folge 37 und 38: „Unbekanntes fernes Land") von meiner Reise in die Heimat meines Mannes, nach Allenstein. Ich erzählte von der Stadt, der Landschaft und zuletzt von den Menschen, die mir dort begegnet sind, vor allen Dingen von unseren noch dort wohnenden Ostpreußen, die Bekanntschaft suchten in der Hoffnung, nach so vielen Jahren endlich jemanden getroffen zu haben, dem sie einmal ihr Herz ausschütten konnten. Ich bin heute noch erschüttert, wenn ich an jene Gespräche denke. Hätte man nur noch mehr Zeit gehabt, Namen ausfindig zu machen, die Menschen aufzusuchen und mit ihnen zu sprechen, nach ihren Sorgen zu fragen und ihnen von hier aus zu helfen — sei es auch nur durch einen gelegentlichen Brief. Heute ist mir klar, wie wichtig auch Briefe sind. Wir sprechen diese Menschen in unserer Muttersprache an, die sie fast dreißig Jahre entweder nicht sprechen und schreiben durften oder keine Gelegenheit hatten, dies zu tun. Der Umgang mit der Muttersprache durch Begegnungen mit uns „aus dem Reich", wie man es oft noch hört, richtet sie auf und läßt sie hoffen: „Man hat uns doch noch nicht vergessen oder gar abgeschrieben."

Damals erzählte ich von der Begegnung mit einer ehemaligen Geschäftsführerin, die heute ohne Angehörige von einer Rente von 1000 Zloty lebt (das ist der übliche Satz, wobei das Zimmer allein 300 Zloty kostet und für einen Pullover etwa 400 Zloty bezahlt werden müssen). Damals versprach ich dieser Frau, an sie zu denken und ihr von hier aus zu helfen. Die Reaktion der Leser des Ostpreußenblattes auf meinen Bericht über die Begegnung mit dieser Frau war erfreulich und zeigte, daß sie an dem schweren Schicksal ihrer in der Heimat verbliebenen Landsleute inneren Anteil nehmen.

Ich erhielt nun einen langen Brief jener Rentnerin, den ich unseren Lesern wegen seiner tief empfundenen Dankbarkeit uns gegenüber nicht vorenthalten möchte. Man bedenke, es war für sie nach fast dreißig Jahren wohl der erste Brief in ihrer deutschen Muttersprache. Die glücklichen Tage der Begegnungen mit uns leben darin wieder auf, für sie Trost, erhört zu werden, für uns eine lebendige Brücke „nach Hause". Was tut es — darüber wurde ich mir auch jetzt erst klar — wenn die Sätze wegen fehlender Übung nicht mehr glatt und fließend sein können. Die Empfindungen sind aber um so echter!

Hier also ihre Zeilen, die uns Mahnung sein mögen: Denkt an unsere Ostpreußen daheim, gerade jetzt, wo Weihnachten nicht mehr fern ist, und vergeßt sie auch später nicht!

Hier der Brief aus der Heimat:

Sehr geehrte Frau E . . . sowie auch Ihr lieber Mann und Angehörige!

Heute zum Frühstück erhielt ich Ihren lieben Brief mit herzlichem Dank und großer Freude. Ich zitterte am ganzen Leibe und mit heißen Tränen habe ich Ihre lieben Zeilen schon einige Male gelesen. So sende ich Ihnen — Frau E. (sie redet mich mit dem Vornamen an) auch schnell liebe Heimatgrüße zurück. Denke noch an alle, alle lieben Urlauber, die uns nach 27 Jahren besucht haben, hoffe auch, es hat sich jeder wohl gefühlt nach den langen Jahren, das was einst seins war, noch einmal sehen zu dürfen. Hoffe auch, Ihre Aufnahmen, die Sie für Ihren lieben Mann aufnahmen, sind gut ausgefallen. Falls nicht, bitte um Nachricht, damit ich Ihnen helfen kann und auch anderen. Habe mit Ihnen geweint beim Essen, als Sie klagten, Ihr Film sei zerrissen; die teure Reise und kein Bild als Andenken! Auch sage ich Ihnen heute schon herzlichen Dank für Ihr liebes Gedenken und Ihr gutes Herz. Gott mit Ihnen, beste Gesundheit, Zufriedenheit und Wohlergehen!

Zwei Monate ist es nun schon her, als Sie hier zu Besuch waren. Nach der Zeit ist es hier sehr kalt, Regen ohne Ende, es ist zu naß in meinem Heim. Ich will auch nicht krank liegen. Ich bin ja hier ganz allein und Hilfe kostet Geld. Ich lese, Sie haben für mich ein Paket mit Garderobe abgeschickt. Es kann an Garderobe und Wäsche alles sein, nur nichts Neues, da kann ich den Zoll nicht bezahlen. Also nur getragene Sachen, einen großen Zettel im Paket mit Inhaltsverzeichnis.

Entschuldigen Sie, bitte, dies nur zur Kenntnis für mich als Rentnerin. Was mir nicht passen sollte, wir haben hier noch viele Landsleute, denen ich eine Lebensfreude machen kann, denn von der Rente kann man sich doch nichts anschaffen. Es geht jetzt zum Winter. Da sind Kohlen, Kartoffeln und Holz nötig. Ich bin mit allem zufrieden und stets mit bestem verpflichtet. Ach, der schöne Kaffee von Ihnen damals, der hat geschmeckt! Jeden Morgen habe ich mir zum Frühstück einen kleinen Topf gebrüht und mit Genuß getrunken. Da gibt es bei Ihnen so schöne Eiernudeln, Reis, Pudding und Soßen, Fruchtschokolade, Kaffee, Fisch in Konserven und so fort. Auch ist es besser, privat ein Päckchen zu packen, das ist billiger und wertvoller als über PKO (Intershop). Dies alles nur höflichst zur Kenntnis, ich bitte also um Entschuldigung.

Ach, wie fühle ich mich glücklich, an Sie schreiben zu können, denn von Herrn S. (einer unserer Reiseteilnehmer) habe ich bis heute keinen Gruß. Es hat ihm alles gut gefallen. Ich habe ihn begleitet und drei Filme aufgenommen. Machte mir große Sorgen, ob alle gut angekommen sind. Nun sind mir Ihre Zeilen eine große Beruhigung. Es war sehr schwer mit Herrn S. Er liebte es nur, stundenlang allein im Wald zu gehen und keine Leute zu sehen. Stundenlang liebte er, auf den Friedhöfen zu sein und alles zu lesen. In unserer Kirche haben wir gebetet und die Orgel hat für uns beide ganz allein gespielt „Großer Gott, wir loben Dich". Wir knieten mit Tränen und beteten zum Allmächtigen. Es war ergreifend.

Zwei Monate hatten wir in diesem Jahr viele Urlauber in Allenstein. Ich habe vielen geholfen, auch zu dolmetschen, um in ihrem alten Heim Eintritt zu haben. Also, Tränen ohne Ende! Ich war schon mit krank, dies alles mitzuerleben. Entschuldigen Sie, daß ich das alles schreibe, aber ich habe großes Vertrauen und fühle mich nun nicht vergessen. Nach Ihrer Heimreise gab es sicher viel zu erzählen, wie es Ihnen hier so erging. Jeder konnte sicherlich nicht schnell genug alles erfahren, die Freude war wohl groß.

Ich schreibe und schreibe und mein Herz fühlt sich jung, was ich Ihnen und auch allen, allen wünsche.

Sie schreiben von meiner Ausreise nach dort, liebe, gute Frau E. Alles schön und gut, aber ich bin ja schon 68 Jahre alt und da habe ich große Bedenken, habe hier keine Angehörigen und da keine. Ich lebe jetzt schon 60 Jahre hier und bitte Gott, mich mit bester Gesundheit zu erhalten. Meine Eltern sind 1945 in Danzig umgekommen, zahle dort für Grabpflege. Mein Schwager und meine Schwester starben 1946 und noch viele liebe Bekannte. Da fällt es mir schwer, alle allein zu lassen. Ich habe mich hier schon an alles gewöhnt, in all den langen Jahren. Ich habe hier mein kleines glückliches Heim (ein Zimmer!) und bin in meiner Heimat bis zum Tode, so Gott es will.

Viele, die fortfahren nach dort, weinen, sehr schwer fällt ihnen der Abschied von der Heimat. So würde für mich auch dort der Anfang schwer sein. Ich richte mich mit jedem Groschen ein, habe auch mein warmes Mittagessen, gehe nicht borgen, dafür helfe ich bei polnischen Leuten, gehe für diese waschen und saubermachen und schlage mich schon so leidlich durch. Ich kann auch ohne Arbeit nicht sein, sonst halte ich das mit den Nerven nicht aus. Ich bin dem Allmächtigen stets dankbar, mir weiter mit Kraft zu helfen.

Also, liebe, gute Frau E., ich umarme Sie und alle, alle dort von ganzem Herzen mit Liebe und Dank aus der alten Heimat! Auf ein Wiederhören verbleibe ich und bin Ihre oft und gern dankende **xxx**

Abendmahlsgottesdienst

Hamburg — Die Gemeinschaft evangelischer Ostpreußen ist von der Gemeinde der Erlöserkirche Hamburg-Borgfelde (Nähe S- und U-Bahn Berliner Tor) zu einem Abendmahlsgottesdienst am Sonntag, dem 7. Januar, 10 Uhr, eingeladen. Die Predigt hält Pastor Kurt Skowronnek. Diese Einladung gilt für alle in und um Hamburg lebenden Landsleute.

Wer besitzt noch alte „Redliche Preußen"?

Seit mehr als einem Jahrhundert zählt „Der redliche Ostpreuße", früher „Der redliche Preuße" aus dem alten Königsberger Verlagshaus Rautenberg, zu den beliebten Hausbüchern in ostpreußischen Familien. Manche haben ihn sogar im Fluchtgepäck mitgenommen. An diese Landsleute wendet sich Verleger Gerhard Rautenberg, in dessen Druckerei in Leer jede Woche das Ostpreußenblatt hergestellt wird, mit einer Bitte:

Wer kann ihm für die Arbeit an seiner Firmenchronik alte Exemplare des „Rediichen" aus der Zeit vor 1945 zur Verfügung stellen. Wenn Sie helfen können, schreiben Sie bitte an die Druckerei Rautenberg, 295 Leer, Blinke 8.

Quellenangabe . . .

. . . zu unserem Artikel von Seite 6 „Die Reaktion Moskaus auf die Märzereignisse 1939":

1) Aus dem Wortlaut des Telegramms des deutschen Botschafters in Moskau an das Ausw. Amt, Berlin, v. 19. 3. 1939. ADAP Serie D, Band IV, Dok. 43, S. 39.
2) ADAP, Serie D, Band IV, Dok. 50, S. 34/44.
3) Am 20. 3. 1939.
4) Die Noten der Reichsregierung vom 16. und 17. 3. 1939 mit den Erklärungen der deutschen und der tschechoslowakischen Regierung v. 15. 3. sowie die Erklärung der Reichsregierung an alle deutschen Auslandsmissionen.
5) Vgl. das weiter oben zitierte Telegramm des deutschen Botschafters in Moskau an das A. A. Berlin, vom 19. 3. 1939.
6) In Moskau und in der Sowjetunion.
7) ADAP, Serie D, Band IV, Dok. 51, S. 46/47.
8) Das Gebiet der Karpatenukraine gehörte bis zum Abschluß des Friedensvertrages von Trianon zu Oberungarn, somit zum damaligen Königreich Ungarn.
9) ADAP, Serie D, Band IV, S. 75.
10) ADAP, Serie D, Band IV, S. 44/45.

Kennen Sie die Heimat wirklich? (X 90)



Heute bringen wir ein neues Bild aus unserer Serie „Kennen Sie die Heimat wirklich?" Dazu stellen wir wieder die fünf Fragen:

1. **Was stellt dieses Bild dar?**
2. **Wann ungefähr ist das Bild entstanden?**
3. **Welche bemerkenswerten Einzelheiten erkennen Sie auf dem Bild?**
4. **Was wissen Sie darüber?**
5. **Welche persönlichen Erinnerungen verbinden sich für Sie mit diesem Bild?**

Die aufschlußreichste Antwort wird wieder mit 20,— DM honoriert. Betrachten Sie das Bild genau und schicken Sie Ihre Antworten auf die Fragen mit der Kennziffer X 90 in 10 Tagen, also Dienstag, 2. Januar 1973, an

Das Ostpreußenblatt 2 Hamburg 13, Parkallee 84

Begegnung am Weihnachtsabend

Wir drei Geschwister gingen noch am 24. die letzten Einkäufe erledigen, die bestellten Geschenke abholen und die Lichter bewundern. Wir trafen unterwegs den Weihnachtsmann. Wir suchten ihn und fanden ihn dann am Markt unterm Brunnen. Dort auch standen die letzten Bäumchen, die keiner mehr haben wollte, abgeschnittene Zweige lagen umher, Abfall, den niemanden mehr interessierte. Wir alle hatten zu Hause den schönsten Baum von allen, er war am herrlichsten geschmückt, er reichte bis unter die Decke und erfüllte das Zimmer mit Duft und Schönheit.

Wir hatten uns vorgenommen, ein paar Pfefferkuchen zu kaufen — wir konnten nicht bis abends warten, wenn sie auf dem Tisch lagen. Der Weihnachtsmann zog mit seinem leeren Sack auf dem Rücken ab, auch er hatte jetzt seine Ruhe und konnte seine eigenen Kinder beschenken.

Da kam eine alte Frau mit gebeugtem Rücken, sie trug dünne Halbschuhe im Schnee, der ihre Füße fast gefrieren lassen mußte. In einer schwarzen Handtasche trug sie etwas in Zeitungspapier Eingewickeltes, waren es Geschenke? Wen mochte sie mit was beschenken? Sie beugte sich über die Abfälle der Tannenbaumverkäufer, sammelte einige Zweige auf, steckte sie in ihre Tasche und zog langsam die Straße hinunter, den Blick gesenkt.

Wir drei hatten mit einem Male die Fröhlichkeit verloren.

In der nächsten Straße — so weit waren wir der Alten gefolgt — bückte sie sich abermals an einem Stand nach Holzstücken, nach abgesägten Ästen und Stämmen. Sie brauchte sie, um sich nachher die erstarrten Glieder zu wärmen.

Wir zogen nach Hause, beschauten die letzten Schaufenster, und als wir daheim vor der Tür ankamen, war es gerade zur rechten Zeit. Nun durften wir bald den herrlichen Raum betreten, auf den wir uns wochenlang gefreut hatten.

Fast niemand war mehr auf der Straße zu sehen, da bog um die Ecke die Alte. Wir gingen ihr entgegen, nahmen ihr die von Holz schwere Tasche ab, trugen sie die Treppen hinauf, und mein Bruder lief nach Hause. Er brachte Kerzen, Kuchen, Apfelsinen und einige Kugeln, einige Sterne, die wir für die Eltern gebastelt hatten, aber hier schienen sie uns angebrachter. Der alten Frau stiegen Tränen in die Augen, als draußen die Glocken zu läuten begannen. Im Öfchen bullerten die Holzscheite.

Nun konnten wir beruhigt nach Hause gehen. Hier hatten wir erlebt, was es heißt, das Fest der Liebe zu feiern, die Eisenbahn und die Puppenstube brauchten wir nun gar nicht mehr so dringend. C. W

Begegnung im afrikanischen Urwald:

„Ich bin Arnold Schulz aus Gerdauen"

Ostpreußischer Monteur baut Seilbahn durch die Berge von Zambia – Von Joachim Goldap

Die Fahrt mit dem VW-Kübelwagen über die staubigen Pisten Zambias dauert fast den ganzen Tag. Afrikas glutrote Sonne versinkt bereits am Horizont, als ich endlich das Blechhütten-Camp der neun deutschen Spezialisten erreiche. Das kleine Lager liegt im Quwamba-Tal, zu Füßen des Weißen Berges, dessen hochaufragende Busch-Landschaft jetzt im Abendlicht regenbogenfarbenen Wasserdampf verströmt.

Der Kübelwagen stoppt in einer hochgeschleuderten Staubwolke. Vor mir schimpft aufgebracht ein Gott sei Dank angepflockter Schimpanse. Zwei schmutzig-graue Katzen kommen neugierig aus einem Erdloch. Und ein plötzlicher Windstoß bringt die schlaffen Blätter der umstehenden Bananenstauden leise zum Rascheln.

Durch die aufgestoßene Tür der ersten Blechhütte grinst mich das schweißtriefende Gesicht eines schwarzen Boys an. Doch blitzschnell verschwindet das Gesicht mit den perlweißen Zähnen auch wieder. Ich höre Stimmen. Der Boy scheint sich im Hütteninnern mit jemandem zu unterhalten. Aber nur für Augenblicke Denn das Palaver bricht ab — und ein Weißer tritt aus der Camp-Behausung.

Er wirkt bedächtig und kommt mit ausholenden, aber abgemessenen Schritten auf mich zu Er hat Schnürstiefel an, eine kurze Khaki-Hose und ein etwas verblichenes, an den Armen ausgefranstes Hemd. Der Mann hat die durchtrainierte, muskulöse Fingur eines Ringkämpfers oder Boxers. Sein Händedruck ist entsprechend: fest und hart.

„Willkommen", sagt er. Und stellt sich vor: „Arnold Schulz — aus Gerdauen."

Ich schlucke erst einmal. Der Mann da hatte nicht gesagt: Arnold Schulz aus Köln, München oder Berlin. Der Mann hatte gesagt: Arnold Schulz aus Gerdauen. „Aus Gerdauen?" frage ich sicherheitshalber zurück.

Er nickt und schlägt sich eine Stechmücke vom linken Knie. „Jetzt wollen Sie natürlich wissen, wo dieses Gerdauen liegt, wie?"

Er lacht wie ein Junge, legt seinen Arm um meine Schulter und führt mich wie einen uralten Bekannten in eine erleuchtete Blechbaracke mit gedeckten Tischen, Stühlen und mehreren Posters an den Wänden. Wir setzen uns. Und während ein Boy uns Wasserflaschen, Bananen, Maisbrot und noch bruzzelnde Spiegeleier bringt, starre ich auf die Wand mit den Posters. Denn zwischen zwei halbnackten Mädchen hängt die etwas abgegriffene Abbildung einer Wiesenlandschaft mit drei Kühen im Vordergrund. Zu erkennen ist auch ein Waldsaum. Ganz weit hinten, wo der Horizont mit ein paar Wolken kommt, scheint er die Weidefläche zu begrenzen."



Der Ostpreuße Arnold Schulz aus Gerdauen kennt Afrika wie seine Westentasche. Hier ein Pfahldorf bei Dahomey ir Westafrika, wo Landsmann Schulz im Auftrag deutscher Firmen ebenfalls als Spezialist arbeit!ete.

Arnold Schulz öffnet eine Wasserflasche und gießt ein. „Dieser alte Druck da", sagt er, „ist hier mein liebstes Bild. Ich hab's vor drei Jahren mit im Gepäck gehabt, als ich hierher kam. Seitdem hängt's an der Blechwand."

„Und die andern im Camp. Haben die sich dran gewöhnt?"

Schulz lacht. „Fragen Sie nachher doch mal. Jeder mag diesen Oldtimer. Ist nämlich das einzige gedruckte Foto mit einem Motiv aus Deutschland, das wir hier haben."

Ich zerkrümele eine Scheibe Maisbrot. Einen Verdacht hatte ich schon. Doch nun wollte ich's genau wissen. „Und wo wurde das Foto aufgenommen?"

Der Mann, der wie ein Boxer oder Ringkämpfer aussieht, läßt sich Zeit. Fein säuberlich zerlegt er seine drei Spiegeleier mit der Gabel. Dann füllt er noch einmal seinen Becher mit Trinkwasser. Er dreht den Becher leicht in der Hand, nimmt einen Schluck, sieht mich an. Seine Augen sind hellblau. Sie wirken besonders hell und strahlend, weil das Gesicht von Arnold Schulz tiefgebräunt ist. „Ich sagte es schon: ich bin der Arnold Schulz aus Gerdauen. Und Gerdauen liegt in Ostpreußen. Und das Foto da wurde irgendwann mal vor vielleicht dreißig Jahren gemacht, auf den Wiesen am Omet, zwischen Allenburg und Gerdauen. Genauso habe ich das noch in Erinnerung. Damals war ich so'n richtiger Lorbaß. Mit 'nem langen Stock habe ich in den Froschlöchern rumgepolkt . . ."

Unversehens spricht der Mann am Tisch ostpreußisch — in einer Camp-Hütte fast genau unter dem Äquatorkreis, siebentausend Kilometer Luftlinie von Deutschland entfernt, sechzig Kilometer südlich von der Elefanten-Insel im aufgestauten Kariba-Fluß und 360 Kilometer entfernt von der nächstgelegenen Stadt. Sie heißt Livingstone. Dort gibt es die größten Wasserfälle: die Victoria-Falls. Hier, im Quwamba-Tal, umgeben von den Siedlungen der Tongas, die noch an den Medizinmann und den Regenbeschwörer glauben, sitzt Arnold Schulz und spricht seinen breiten Heimatdialekt. Vor einem Foto mit Kühen drauf, einstmals aufgenommen zwischen Allenburg und Gerdauen. „Hier im Urwald ist die Sehnsucht nach Zuhause eben viel größer", sagt er schließlich und meint: „Was ist schon Köln gegen Gerdauen."

„Wieso gerade Köln?"

„Ach so", sagt Arnold Schulz. Er steckt sich eine Zigarette an, die er zerdrückt aus der Brusttasche seines durchgeschwitzten Hemdes geangelt hat. „Ach so, Köln. Köln ist jetzt meine Heimatanschrift."

Anderntags erlebe ich den Ostpreußen aus Gerdauen bei 73 Grad in der Sonne an seinem Arbeitsplatz. Er liegt 1600 Meter hoch, zwischen einem Affen-Pfad und den mit Dynamit-Ladungen herausgesprengten Baumwurzeln ziemlich auf der Spitze des Weißen Berges.

Dort baut der 38jährige Schulz zusammen mit den acht anderen Deutschen und sechzig Schwarzen an einer zwölf Kilometer langen Lastenseilbahn quer durch den bergigen Urwald. Damit eines Tages von einer Mine aus die Kohle zu einer einsam gelegenen Bahnrampe befördert werden kann. 1969 ging's los.

„Und vorher, wo waren Sie vorher?" frage ich den Mann aus Gerdauen.

„In der westafrikanischen Republik Liberia", sagt Arnold Schulz. „Da war's besonders verrückt. Da habe ich zwei Jahre lang mit dem Monteur Werner Schurich zusammengearbeitet. Wir haben wie Brüder zusammengehalten."

„Werner Schurich ist Ihr Freund?"

„Das kann man wohl sagen", lacht Schulz. „Denn Werner ist doch auch ein Ostpreuße."

„Woher?"

„Sie werden's nicht glauben", sagt Arnold Schulz. Er läß sich von zwei schwarzen Mitarbeitern den Schweißbrenner geben, dreht den Hahn an der Sauerstoff-Flasche auf und hält das brennende Feuerzeug vor den zischenden Brenner. Es floppt. Die Flamme schießt hervor. „Werner Schurich stammt auch aus Gerdauen."

Lachs- und Aalfang stark zurückgegangen

Zunehmende Wasserverseuchung

Danzig — Trotz modernisierter Fangmethoden sind die polnischen Lachs- und Aalfänge seit 1966 um die Hälfte zurückgegangen. Wie die Zeitung „Glos Wybrzeza" meldet, hätten Polens Spezialfangfahrzeuge noch im Jahre 1966 400 Tonnen Aal und 74 Tonnen Lachs dem Markt zuführen können. Die zunehmende Verseuchung der Ostsee und der in die Ostsee mündenden Flüsse habe den starken Rückgang der Fänge in den Küstengewässern verursacht. Gegenwärtig sei man dabei, das Frische Haff und einige Flußmündungen mit Fischbrut dieser edlen Fischarten zu besetzen. Man hofft, auf diese Weise den Fischbestand, namentlich in der Danziger Bucht, bald wieder zu vergrößern. **jon**

Von Rossitten nach Buenos Aires

Prof. Dr. Lothar Szidat vollendet das 80. Lebensjahr

Der bedeutende ostpreußische Zoologe Prof. Dr. Lothar Szidat begeht am 31. Dezember in Buenos Aires seinen 80. Geburtstag. Der Jubilar hat vor allem auf dem Gebiete der Parasitologie, die er zu einer selbständigen Wissenschaft entwickelte, bahnbrechende Forschungen durchgeführt, deren Erkenntnisse für die Landwirtschaft, Veterinärmedizin, Medizin, Fischereiwissenschaft, Hydrobiologie und Limnologie von außerordentlicher Bedeutung sind.

Lothar Szidat wurde am 31. Dezember 1892 in Illowo, Kreis Neidenburg, geboren. An der Königsberger Universität begann er 1912 sein Studium bei Maximilian Braun, dessen Assistent er ab 1920 wurde. Von 1925 bis 1945 führte er in der Zoologischen Station in Rossitten auf der Kurischen Nehrung seine parasitologische Forschungsarbeit durch. 1935 wurde er Direktor des Instituts für Schädlingsforschung der Universität Königsberg, im folgenden Jahr erhielt er eine Dozentur für das Fach Parasitologie. 1939 wurde er zum a. o. Professor ernannt. Seit 1947 arbeitet Szidat als Parasitologe am Instituto Nacional de Investigación de las Ciencias Naturales „Bernardino Rivadavia" in Buenos Aires. Seine hervorragenden Leistungen wurden 1961 mit der Ernennung zum Berater des Argentinischen Forschungsrates gewürdigt.

Prof. Dr. Lothar Szidat — Foto Privat

Aus der Fülle der Leistungen dieses Gelehrten — das Verzeichnis seiner Schriften umfaßt bislang 145 Nummern — seien hier nur diejenigen genannt, welche von eminent praktischer Bedeutung sind. Szidat hat u. a. für die Bekämpfung der Lungenwurmseuche der Kälber eine isolierte Aufzucht vorgeschlagen und Richtlinien zur „Weidehygiene" aufgestellt. Ferner haben seine Entdeckungen zur wirkungsvollen Bekämpfung von Wurm- und parasitären Hautkrankheiten bei Tier und Mensch beigetragen.

Einen weiteren Schwerpunkt seiner Forschungen fand Szidat in der Auswertung von Entdeckungen auf seinem engeren Fachgebiet für die Zoogeographie. So hat er u. a. durch seine Untersuchungen über die Parasitenfauna der Fische einen überzeugenden Beweis für die Annahme liefern können, daß der südamerikanische Kontinent aus drei völlig verschiedenen Teilen entstanden ist, welche mit Afrika und Indien, über den antarktischen Kontinent mit Neuseeland und Australien und über Mittel- und Nordamerika mit der paläarktischen Region verbunden gewesen sind. Auch der Genetik hat Szidat neue Erkenntnisse vermittelt, indem er nachwies, daß bei Fischen eine durch äußere Faktoren (Wechsel vom Meer- zum Süßwasser) bewirkte Hormonausscheidung stärkeren Grades neue Arten, Gattungen, ja Familien schaffen könne, was bisher der Auswahl von für die Umwelt geeigneten richtungslosen „Mutationen" vorbehalten war.

Es gibt ein Ostpreußen-Quartett

Rühmliche Initiative der Kreisgemeinschaft Gumbinnen

Aus den Schulbüchern der Bundesrepublik verschwinden die ostdeutschen Provinzen allmählich und auch an heimatkundlichen Spielen besteht Mangel. Es gibt zwar eine Reihe von Spielen, die sich mit westdeutschen Landschaften befassen, aber kaum eines über den deutschen Osten. Lobenswerte Initiative auf diesem Gebiet hat die Kreisgemeinschaft Gumbinnen entwickelt. Sie gab ein Ostpreußen-Quartett heraus, das von Frau Sophie Queisner in Göttingen (früher Goldap und Ebenrode) entworfen wurde und gerade kurz vor Weihnachten erschien.

Das Quartett ist für jung und alt gedacht und soll gewissermaßen spielend die Erinnerung an Ostpreußen wach halten. Es gliedert sich in acht Einzelquartette zu je vier Karten: Ostpreußische Landschaften, Flüsse in Ostpreußen, Bilder aus der ostpreußischen Tierwelt, Pferdezucht in Ostpreußen, Ostpreußische Städte, Ostpreußens Burgen und Kirchen, bedeutende Gelehrte und schließlich bedeutende Künstler aus Ostpreußen. Auf jeder Karte werden Daten und Begebenheiten genannt, die die bildliche Darstellung ergänzen und die Spielregel bestimmt, daß danach gefragt werden muß. Die heimatlichen Begriffe prägen sich infolgedessen fast von selbst ein. Ältere Mitspieler werden sich beim Betrachten der Bilder an manches Ereignis erinnern, das sich für sie mit der Darstellung verbindet, und so das Gespräch bereichern. Das Spiel wird gewiß in vielen ostpreußischen Familien Freude auslösen. Der Kreisgemeinschaft Gumbinnen gebührt Dank für die Herausgabe dieses Quartetts, dem weite Verbreitung zu wünschen ist. Die Auflage beträgt 20 000 Spiele.

Bestellt werden kann das Quartett bei Frau Sophie Queisner, 34 Göttingen-Geismar, Sandersbeek 14. Der Preis beträgt 3,— DM je Stück einschließlich Verpackung, Porto und Nachnahmegebühr. Bei Bestellung mehrerer Spiele verringern sich die Nebenkosten je Stück. Der Versand ist nur durch Nachnahme möglich. **S.**

Flüsse in Ostpreußen

2 a Die Memel



Die Memel, der größte Fluß Ostpreußens, entspringt in Rußland und mündet in das Kurische Haff.
Westlich von Tilsit teilt sie sich in die Arme Ruß und Gilge.

a. Memel — c. Alle
b. Pregel — d. Angerapp

Eine der Quartettkarten

Aus den ostpreußischen Heimatkreisen . . .

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.

Allenstein-Stadt

Stadthauptvertreter: **Georg Mogk, 42 Oberhausen. Geschäftsstelle: Stadt Allenstein, 4650 Gelsenkirchen, Dreikronenhaus, Telefon 0 23 22 / 69 24 80.**

Termine 1973 — Vorerst die besten Wünsche der Stadtvertretung zum Neuen Jahr. Gleich zu Beginn möchten wir die wichtigsten Termine für 1973 anzeigen. Bitte notieren Sie vor: Montag, 19. Februar, 10 Uhr, im Max-Planck-Gymnasium in Gelsenkirchen-Buer, Festakt zu Ehren des größten Bürgers unserer Stadt, Nicolaus Copernicus, an dessen 500. Geburtstag. Alle Allensteiner sind herzlich eingeladen. Um 16 Uhr findet am gleichen Tag die Verleihung des Nicolaus-Copernicus-Preises der Patenstadt Gelsenkirchen/Allenstein an Wolfgang Eschker, Göttingen, im Rahmen einer gemeinsamen Ratssitzung im Hans-Sachs-Haus in Gelsenkirchen statt. Die Kulturschaffenden sind dazu herzlich eingeladen. Ansonsten ergehen besondere Einladungen.

9. und 10. Juni, Pfingsten, Großes Ostpreußentreffen in Köln. Alle Allensteiner sind herzlich eingeladen.

29. und 30. September, Jahrestreffen in der Patenstadt Gelsenkirchen. Programm wird zeitig bekannt gegeben. Das Treffen steht im Zeichen des 500. Geburtstages von Nicolaus Copernicus. Es ist obendrein das 20. Jahrestreffen in unserer Patenstadt. Doppelter Grund also, um in diesem Jahr vollzählig zur Stelle zu sein. Alle Allensteiner von Stadt und Land sind herzlich eingeladen.

Für das Jahr 1974, Frühjahr, wird wieder ein Allensteiner Treffen in Hamburg geplant. Im gleichen Frühjahr soll auch ein Allensteiner-Treffen in München stattfinden wenn die Beteiligung dafür ausreicht. Von Hamburg wissen wir inzwischen, daß genügend Allensteiner an einem Treffen dort interessiert sind. Von München bisher noch nicht. Daher unsere Bitte: Teilen Sie uns schon jetzt auf einer Karte mit, ob Sie an einem Allensteiner Treffen in München teilnehmen würden. Es genügt ein Satz: Ich mache in München mit. Karten sind zu richten an die Geschäftsstelle Allenstein, Dreikronenhaus, 465 Gelsenkirchen.

Die Geschäftsstelle Allenstein in Gelsenkirchen ist auch im Jahr 1973 täglich von Montag bis Freitag vormittag geöffnet. Ebenfalls ist unser Heimatmuseum, der „Treudank" (im gleichen Haus) jeden Vormittag von Montag bis Freitag geöffnet. Wer den Treudank am Nachmittag oder am Sonnabend oder Sonntag besichtigen will, melde sich bitte bei der Geschäftsstelle vorher an und vereinbare dort einen Termin. Die Möglichkeit, den Treudank zu besichtigen, besteht immer, nur können wir die Geschäftsstelle nicht den ganzen Tag über besetzt halten. Wenn Sie sich aber vorher anmelden und den genauen Zeitpunkt Ihres Eintreffens mitteilen, wird der Treudankreferent oder unser Geschäftsführer Sie dort erwarten und Sie durch den Treudank führen. Besuche von Gruppen sind in jedem Falle — auch wenn sie am Vormittag stattfinden sollen — anzumelden, damit für sachkundige Führung gesorgt werden kann. Wenn möglich, eine Woche vorher anmelden, bitte.

Alle Auskünfte, alle Suchanzeigen, erledigt die Geschäftsstelle je nach Eingang laufend. Das ganze Jahr über. Gedenkstücke für den Treudank sind immer willkommen. Was Sie aus der alten Heimat gerettet haben oder was an diese erinnert, kann im „Treudank" einen Platz finden. Geschenke und Leihgaben, vor allem Dauerleihgaben, nehmen wir gern entgegen. Wertvolle Stücke, die für die Erhaltung des kulturellen Erbes unserer Heimatstadt oder als Grundlagen für dessen Fortentwicklung von besonderem Wert sind, können auch angekauft werden. Bitte, bieten Sie uns auch solche an. Die älteren Mitbürger unserer Stadt, insbesondere, wenn sie keine Angehörigen haben, die dem Heimatgut aufgeschlossen wie sie selbst gegenüberstehen, bitten wir, die Erhaltung des Heimatgutes, das noch in ihrem Besitz ist, für die Zukunft zu sichern. Sie können es bei Gegenständen, von denen sie sich bei Lebzeiten nicht trennen möchten, durch eine testamentarische Verfügung regeln. Von dieser Möglichkeit wird immer häufiger Gebrauch gemacht. Bitte überlegen Sie einmal, ob Ihre „heiligsten Güter, die Sie aus der Heimat gerettet haben", über Ihren Tod hinaus gesichert sind. Wenn nicht, wenden Sie sich vertrauensvoll an unseren Schatzmeister Friedrich Roensch, 21 Hamburg 90, Am Waldschlößchen 26, Telefon **04 11/7 90 58 80.** Er wird Sie gern beraten.

Angerburg

Kreisvertreter: **Friedrich-Karl Milthaler, 2 Hamburg 13. Postfach 8047. Telefon 04 11/45 25 42.**

Die Angerburger Tage 1973 im Patenkreis Rotenburg/Wümme finden am 8./9. September statt. Vorher treffen sich alle Angerburger Pfingsten 1973 (9./10. Juni) beim Bundestreffen der Landsmannschaft Ostpreußen in Köln.

Die 15. Heimatpolitische Arbeitstagung findet am 17./18. Februar in Rotenburg statt. Das Hauptreferat hält General a. D. Karst. Dr. von zur Mühlen, Bonn, wird zur Kulturarbeit sprechen. Hubert Koch zeigt als Holsteiner seine einmaligen Bilder von Ostpreußen. Hans Georg Buchholtz liest aus eigenen Werken am offenen Feuer. Rechtzeitige Teilnehmermeldungen erbittet die Geschäftsstelle der Kreisgemeinschaft Angerburg, 213 Rotenburg, Kreishaus.

Eine Freizeit für junge Angerburger findet vom 16. bis 26. Juli in Bad Pyrmont statt. Alle Interessierten, auch junge Familien mit Kleinkindern, wenden sich direkt an den Kreisjugendbetreuer Fried Lilleike, Hamburg 74, Koolbarg 25, Telefon 04 11/7 12 67 72.

Gumbinnen

Kreisvertreter: **Dipl.-Ing. Dietrich Goldbeck, 4812 Brackwede 1, Winterberger Str. 14. Tel. 05 21 / 44 10 55.**

Gumbinner Veranstaltungen im Jahre 1973 — Folgende Veranstaltungstermine stehen bis jetzt fest: Pfingsten (9.-11.6.) Teilnahme am Bundestreffen der Landsmannschaft Ostpreußen in Köln. — 13./14. 10.: Bielefeld, Gumbinner Hauptkreistreffen in der Patenstadt Bielefeld. 27. 10.: Nürnberg, Gumbinner Nachmittag. — 28. 10. Stuttgart-Bad Cannstatt, Kreistreffen für Süddeutschland. Außerdem wird auf die Festwoche des Salzburger Vereins hingewiesen, die vom 14. bis 24. September in Salzburg anläßlich des 20jährigen Bestehens der Patenschaft des Landes Salzburg für die ostpreußischen Salzburger veranstaltet wird.

Wochenendbegegnungen für die Jugend (16-25 Jahre) sind vorgesehen: 6.-8. April im Ostheim Bad Pyrmont, Pfingsten im Raum Köln, 31. 8.-2. 9. im Hans-Breuer-Hof Inzmühlen (Lüneburger Heide), 21. 9.-23. 9. in Alpirsbach/Schwarzwald. Weitere Jugendbegegnungen sind möglich.

Sitzungen d. Gumbinner Kreistages: 7./8. 4. im Ostheim Bad Pyrmont und am **13. 10.** in **Bielefeld,** Rathaus. Landgemeinde-Arbeitstagungen werden ebenfalls stattfinden. **Hierüber wird demnächst berichtet.** Außerdem werden allgemeine Informationsnachmittage an verschiedenen Orten ins Auge gefaßt, die voraussichtlich im Zusammenwirken mit den dortigen örtlichen landsmannschaftlichen Gruppen stattfinden. **Vorschläge für Orte und Zeiten können dem Kreisvertreter jederzeit schriftlich mitgeteilt werden.**

Märchen, Sagen, Spukgeschichten u. ä. Erzählungen aus dem Gebiet des Kreises Gumbinnen. Im nächsten Jahr wird eine Sammlung von Märchen usw. aus Ostpreußen herauskommen. Sie beruht auf der umfangreichen Sammeltätigkeit von Alfred Cammann, 28 Bremen, Heinrich-Heine-Straße 20. Er hat von verschiedenen Erzählern, darunter aus unserem Kreisgebiet bis jetzt nur von Friedel Gebhardt, solche überlieferten Geschichten in ihrer natürlichen ursprünglichen Erzählform aufgezeichnet und damit wertvolles Kulturgut gerettet. Die Herausgabe des Buches ist auch für uns wertvoll und notwendig. Deshalb haben wir den Antrag des Herausgebers auf finanzielle Beihilfe bei unserer Patenstadt unterstützt. Bielefeld hat sich daraufhin dem Beispiel anderer Patenschaftsträger angeschlossen und eine namhafte Summe dafür bewilligt. Nun würden wir es mit dem Herausgeber sehr begrüßen, wenn unsere engere Heimat in der Sammlung noch besser mit Geschichten der genannten Art vertreten wäre. Wer kann sich an Märchen, Sagen, Spukgeschichten usw., die von den alten Leuten erzählt wurden, noch erinnern? Wer kennt Personen, die so etwas wissen? Bitte sofort melden beim Kreisarchiv Bielefeld, 48 Bielefeld, Werther Straße 3.

Heiligenbeil

Kreisvertreter: **Georg Vögerl, 1 Berlin 41 (Steglitz). Buggestraße 6 — Telefon 02 11 / 9 21 20 96.**

Dank an alle — Am Ende des für unsere heimatpolitischen Belange so bewegten Jahres 1972 sagen wir unseren aufrichtigsten Dank für das stete Wohlwollen und das Entgegenkommen seitens unserer Patenschaftsträger, des Landkreises Burgdorf und der Städte Burgdorf und Lehrte. Ebenso danken wir unseren Mitarbeitern, den Kreisausschuß- und Kreistagsmitgliedern, Kirchspiels- und Gemeindevertretern für die alle Zeit geleistete selbstlose Arbeit im Dienste der Heimat. Unser Dank gilt ferner allen unseren Landsleuten, die seit vielen Jahren von nah und fern zu unseren Kreistreffen kommen und ihre Treue und Verbundenheit zu uns immer wieder bekunden. Wir bitten, uns auch im kommenden Jahr 1973 bei unserer kulturellen und heimatpolitischen Aufgabe zu unterstützen.

Georg Vögerl — Siegfried Pelz — Emil Kuhn
Dietrich Korsch

Königsberg-Stadt

Erster Stadtvertreter: **Prof. Dr. Fritz Gause. 43 Essen, Saarbrücker Straße 107, Geschäftsstelle: Günter Boretius. 4 Düsseldorf. Bismarckstraße 90.**

Roßgärter Mittelschule — Zu einem Zwischentreffen am Sonnabend, den 13. Januar 1973, um 15 Uhr in 2080 Pinneberg, Damm 39, Restaurant „Zum Remter", Telefon 0 41 01/2 42 96 sind alle Ehemaligen aus Hamburg und Umgebung mit ihren Angehörigen herzlich eingeladen.

Haupttreffen — Gleichzeitig lade ich schon heute zu unserem Haupttreffen 1973 vom 28. April bis 1. Mai nach Brilon im Hochsauerland ein. Näheres darüber in den Rundbriefen 3/12 und 1/73. Quartierwünsche sind ausschließlich und rechtzeitig an den Verkehrs- und Heimatverein in 5790 Brilon/Westf., Postfach 160 oder Telefon 0 29 61/85 50 zu richten. Sonstige Zuschriften an Hans Zieske, 2 Hamburg 70, Tarnowitzer Weg 12.

Labiau

Kreisvertreter: **Hans Terner, 213 Rotenburg/Wümme, Imkersfeld 23, Telefon 0 42 61/34 67 und 23 67.**

Heimatbuch — Wir müssen heute alle Besteller unseres Heimatbuches noch um etwas Geduld bitten, es hat bei Druckbeginn unvorhergesehene Verzögerungen gegeben, dadurch hat sich der ganze Terminplan verschoben. Wir hoffen aber nunmehr auf eine Auslieferung des Buches zum Frühjahr 1973.

Lyck

Kreisvertreter: **Otto Skibowski, 357 Kirchhain, Postfach 113.**

25 Jahre Kreisgemeinschaft (Fortsetzung des Berichts aus Folge 51) — Mit der Übernahme der Patenschaft über den Kreis Lyck im Dezember 1954 durch die Städtischen Körperschaften der Westfälischen Stadt Hagen begann ein vollkommen neuer Abschnitt, der die Kreisgemeinschaft nicht nur mit der Patenstadt, sondern auch miteinander enger verband. Wir konnten wieder „Briefe" herausgeben, die persönliche Meldungen brachten und den Suchdienst erleichterten, der allerdings allmählich abflaute. Intensive Arbeit hatte das Gros der Lycker bereits erfaßt, und doch wächst die Kartei auch heute noch, wenn auch mehr durch die Erfassung der jüngeren Generation. Am 7. 8. 1955 fand das erste Groß-Treffen in Hagen statt, nachdem am 17. 6. 1955 nur ein kleinerer Kreis an der Patenschaftsfeier hatte teilnehmen können. Und dann folgte jedes Jahr ein Treffen mit Sitzungen des Kreisausschusses, des Kreistages, der Ortsvertreter und Volksfest im Zelt auf der Springe. Die Patenstadt staunte, als beim ersten bereits 2500 Teilnehmer erschienen, es wurden immer mehr, bis zu 4200 und heute sind es immer noch gegen 4000, die zum Jahrestreffen erscheinen. Nach dem Erlaß einer Satzung wurde Lm. Strehl-Neuendorf zum Kreisältesten gewählt, dem nach seinem Tode 1956 Superintendent i. R. Paul Brehm folgte. Auch der ihm folgende Fritz Nagel ist bereits verstorben. Aber die Satzung sah auch Orstvertreter und Kreistagsmitglieder vor, die gewählt wurden, bereits jetzt ist die vierte Wahl vor der Tür. Die Ortsvertreter wählten ihre Bezirksvertreter in den Kreistag und bewährte Landsleute ergänzten ihn. So konnte wichtige demokratische Arbeit geleistet werden. (Wir wollen uns das Recht auf eine demokratisch gewählte Vertretung nicht nehmen lassen, das ist der Zweck auch dieser Wahl 1973). Jeder Hagen-Lycker-Brief bringt eine Liste der Verstorbenen, aber auch eine Liste der Jubilare. So wurde eine „Familie Lyck" Tatsache und der Kreisvertreter sendet jährlich 6 bis 800 Glückwünsche aus, wenn auch jetzt nach der Verteuerung der Gebühren keine Telegramme mehr. Jeder Geburtstag wird schöner, wenn die Kreisgemeinschaft Lyck daran teilnimmt. Wir bringen jetzt auch Berichte aus Lyck und über frühere Ereignisse. Wir können auch, nachdem das Lycker Heimatbuch von Syttkus vergriffen ist und nicht wieder aufgelegt werden kann, Bilder bringen und von unserer Arbeit berichten. Kassenwesen und Kartei sind von bewährten Landsleuten seit Jahren übernommen worden, trotzdem ist der Schriftverkehr beim Kreisvertreter nicht geringer geworden. Jetzt kommen ja die „schwierigeren" Fälle auf ihn zu. Wenn die Mitarbeit der Kreisangehörigen weiter so bleibt, kann ich nicht darüber klagen, daß meine Bemühungen umsonst sind. Daß sie es nicht waren, wird das Archiv ausweisen. Das Kreisarchiv Lyck ist gewachsen und hat heute Ansehen in Fachkreisen, der unserem Lm. Kaleschke alle Ehre macht. Daß er der Unterstützung aller bedarf, daß kein Stück „Kulturgut" verloren gehen darf, müßte allen Lyckern noch mehr klar werden, Er hat sich über zu wenig Arbeit bisher nicht beklagt, doch über zuwenig Mitarbeit, ja Hilfsarbeit wäre schon erforderlich. Lm. Bruno Kaleschke wohnt in 3003 Ronnenberg, Deisterstr. 14. Wer ihn besuchen und das Kreisarchiv Lyck besichtigen will, das einmal in das Stadtarchiv Hagen übernommen wird, ist herzlich willkommen. Hat die Kreisgemeinschaft Lyck mit einem Hilfswerk begonnen, so ist dieser Gedanke wieder 1971 neu belebt worden bei der Gründung der „Masurenhilfe Lyck", die vom Sängerkränzchen 1830 und Sudavia Lyck, der Organisation der Oberschüler der Ernst-Moritz-Arndt-Oberschule gegründet und mit ausreichendem finanziellem Material ausgestattet wurde. Gegen 40 Familien — mehr haben wir bisher nicht erfassen können — werden betreut, haben Paten gestellt bekommen, die sie durch die ersten Schwierigkeiten begleiten. Seit 25 Jahren stehe ich nun als Kreisvertreter der Kreisgemeinschaft Lyck vor. Die ersten Jahre waren schwer, die folgenden schwierig, seit der Patenschaftsübernahme aber macht die Arbeit Freude. Das „Lycker Zimmer" in den Ostdeutschen Heimatstuben in der Patenstadt Hagen beweist, daß Lyck sich auch darstellen kann. Es hat gute Noten auch von Sachverständigen bekommen und wird weiter ausgebaut werden. Den daran beteiligten jungen Lyckern besondere Anerkennung und Dank. Dank auch allen Spendern, die unsere Kreisarbeit gefördert haben. Die Kreisgemeinschaft Lyck kann stolz ihr 25. Bestehen begehen, das am 15. 12. 1972 Anlaß zu einem Fest wäre, wenn nicht . . .

Otto Skibowski

Osterode

Kreisvertreter: **Hans Strüver, 333 Helmstedt Schützenwall 13. Telefon 0 53 51/3 20 73.**

Osteroder Zeitung — Die Folge 37 unserer Osteroder Zeitung ist an alle bisherigen Interessenten versandt worden. Falls diese Blättchen bei Ihnen noch nicht eingegangen ist, wenden Sie sich bitte an Lm. Kuessner in 23 Kiel 14, Bielenbergstraße 36. Sie erhalten dann diese Folge sofort zugesandt. Wir hoffen, Ihnen mit dieser Folge eine Weihnachtsfreude bereitet zu haben. Auch unser Schatzmeister Lm. Kuessner würde sich freuen, wenn Sie ihm eine kleine Spende für Druck- und Versandkosten überweisen würden, wozu Sie bitte die letzte Seite der Folge 37 beachten wollen.

Pr.-Holland

Kreisvertreter: **Dr. Heinz Lotze, 4131 Baerl-Rheinkamp. Geschäftsführer: Ulrich Hinz, 2203 Horst, Pappelallee 12, Telefon 0 41 26/4 67.**

Jugendwoche 1973 in St. Peter-Böhl — Hiermit rufen wir zur Teilnahme an der 9. Jugendwoche für junge Pr.-Holländer in St. Peter-Böhl auf. Die Jugendwoche findet in der Osterwoche vom Montag, den 16. April, bis Sonntag, den 22. April 1973, statt. Meldeschluß ist der 15. Februar 1973. Die Heimatkreisgemeinschaft Pr.-Holland lädt gemeinsam mit den Patenschaftsträgern Kreis Steinburg und Stadt Itzehoe 20 junge Pr.-Holländer (männliche und weibliche Jugendliche im Alter zwischen 17 und 28 Jahren) hierzu herzlich ein. Aus dem Themenkreis herausgegriffen hier nur einige Referate wie: „Unser Nachbar Polen" — „Aktuelle Fragen der Deutschland- und Ostpolitik" — „Deutsche Ostpolitik als Friedenspolitik" — die von den Teilnehmern erarbeitet und diskutiert werden sollen. Ferner ist an einem Tag eine Halligfahrt vorgesehen. An den Abenden werden kulturelle Veranstaltungen geboten oder besucht. Die Jugendwoche dient in erste Linie der politischen Bildung. Es werden deshalb wissenswerte Informationen und wertvolle Anregungen gegeben. Wir würden uns sehr freuen, wenn wir wieder mit reger Beteiligung rechnen können. Melden Sie sich bitte bis zum 15. Februar 1973 bei der Stadt Itzehoe, Abt. Patenschaftsbetreuung, und geben Sie dabei folgende Daten an (bitte deutlich schreiben): Name, Vorname, genaue Anschrift, Geburtsdatum, Heimatanschrift der Eltern bis 1945, jetzt zuständige Eisenbahnstation, Fahrpreis für die Bahnfahrt vom Heimatort nach Itzehoe und zurück. Bitte Kostenanschlag einholen. Als Eigenleistung wird von jedem Teilnehmer ein Unkostenbeitrag in Höhe von 50,— DM gefordert. Dieser Betrag ist beim Eintreffen in Itzehoe zu entrichten. Damit sind die Kosten für Verpflegung und Unterkunft beglichen. Auch die Fahrkosten werden in voller Höhe erstattet. Wenn Jugendlichen von solchen ostpr. Kreisen, die bisher noch keine aktive Jugendarbeit getrieben haben, mitmachen möchten, so kann das ermöglicht werden. Hinsichtlich der Finanzierung müssen dann die ostpreußischen Heimatkreisgemeinschaften mitwirken, aus denen die Gäste kommen. Nach Eingang der Meldung erhält jede(r) Bescheid, ob er/sie an der Arbeitstagung teilnehmen kann. Die Meldungen werden in der Reihenfolge des Einganges berücksichtigt. Mit der Bestätigung der Meldung werden auch der vorläufige Entwurf des Programms zur Tagung und die weiteren Erläuterungen übersandt.

Sensburg

Kreisvertreter: **Eberhard v. Redeker, 2321 Rantzau, Post Grebin, Telefon 0 43 09/1 37.**

Sensburger Heimatbrief 1972 — Der „Sensburger Heimatbrief 1972" ist von unserem „Sensburger Zimmer" in der Patenstadt Remscheid an alle Sensburger Landsleute geschickt worden, deren Anschriften unser Heimatkreiskartei gemeldet wurden und dort erfaßt sind. Eine große Zahl der Heimatbriefe kommt wie in jedem Jahr mit dem Postvermerk „unbekannt verzogen" zurück. Wir bitten darum nochmals alle Sensburger, der Heimatkreiskartei jede Änderung der Anschrift sofort mitzuteilen, damit unnötige Versandgebühren für den Heimatbrief nicht entstehen. Alle Sensburger, deren Anschrift sich in letzter Zeit geändert hat, und Landsleute, die bisher noch nicht in der Heimatkreiskartei erfaßt sind, können den Sensburger Heimatbrief 1972 bei der Geschäftsstelle in Remscheid anfordern. Bitte nicht vergessen, den letzten Wohnort im Kreis Sensburg, bzw. den Wohnort der Eltern, anzugeben, da unsere Kartei nach den Heimatgemeinden geordnet ist. Allen Aussiedlern, die uns ihre Anschriften mitteilen, wird der Heimatbrief 1972 ebenfalls kostenlos zugeschickt.

Familien-Nachrichten im „Sensburger Heimatbrief 1972" konnten nur gebracht werden, soweit diese uns mitgeteilt wurden. Sterbefälle in der Familie bitten wir der Kartei in Remscheid anzugeben, damit die Daten und Anschriften auf den neuesten Stand gebracht werden können. Es können für den Heimatbrief 1973 bis 1. Oktober Familien-Nachrichten an unsere Kartei mitgeteilt werden, und zwar: der 70. Geburtstag von Familienangehörigen, Golgene Hochzeiten, Hochzeiten, bestandenes Abitur und Staatsexamen, Beförderung und besondere Auszeichnungen, sowie alle Sterbefälle und Geburten. Wir bemühen uns, die „Sensburger Heimatbriefe" inhaltsreich und zeitgemäß zu gestalten, die kostenlose Zusendung ist uns nur möglich, wenn die Druckkosten durch freiwillige Beträge gedeckt werden können (Unser Konto: Richard Meyke, 2 Hamburg 26, Ohlendorfer Straße 4, Sonderkonto Nr. 190251-209 beim PSchA Hamburg). Der „Sensburger Heimatbrief 1972" kann angefordert werden bei der Heimatkreiskartei Sensburg, Verw.-Gebäude der Stadt Remscheid, 5630 Remscheid, Martin-Luther-Straße 78/80.

Tilsit-Ragnit

Kreisvertreter: **Dr. Hans Reimer, Lübeck. Geschäftsstelle: Gert-Joachim Jürgens, 314 Lüneburg, Schillerstraße 8. Telefon 0 41 31/4 23 16.**

Heimatliches Schriftgut — In diesen Tagen möchten wir unsere Landsleute noch einmal auf zwei weitere Neuerscheinungen hinweisen, die sich besonders als Weihnachtsgeschenk an Angehörige, Freunde und Bekannte eignen dürften. Der Anschaffungspreis für beide Bücher wurde bewußt niedrig gehalten, um jedem Interessenten die Möglichkeit zu geben, diese Schriften zu erwerben. Beide Bücher wurden 1971/72 neu aufgelegt und von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit herausgegeben; es ist das Ergebnis unserer mühevollen Schwerpunktarbeit in den letzten Jahren. Die von Hans-Georg Tautorat verfaßte und langerwartete Chronik „Ragnit im Wandel der Zeiten" ist ein Beitrag zur Geschichte der Stadt an der Memel. Dieses wertvolle Buch (Umfang 204 Seiten mit Stadtplan und zahlreichen Bildern) ist zum Preis von 12,50 DM plus Porto und Verpackung erhältlich. Als weitere Neuerscheinung auf dem Büchermarkt ist der umfassende Dokumentationsbericht „Der Kreis Tilsit-Ragnit" von Landrat a. D. Dr. Brix als Sonderdruck herausgegeben worden, der in eindrucksvoller Weise die Verhältnisse unere Heimatkreises von einer Entstehung bis zum Kriegsende 1945 aus der Sicht eines preußischen Landrats schildert. Dieses Werk kann durch uns zum Preis von 15,— DM inclusive Porto und Verpackung bezogen werden (Umfang etwa 100 Seiten, 2 Abbildungen, broschiert). Die Auflagen beiden Bücher sind begrenzt; es empfiehlt sich daher, Ihre Bestellung baldmöglichst aufzugeben. Denken Sie bitte daran, daß unser großes Kreisheimatbuch mit 3000 Exemplaren in nahezu sechs Wochen nach Erscheinen bereits restlos vergriffen war. Aus vorhandenen Restbeständen sind außerdem noch lieferbar: „Ragnit, ein Rundgang durch die unvergessene Stadt an der Memel" (mit Stadtplan u. mehreren Abbildungen) von Hans Georg Tautorat. Stückpreis 2,— DM plus Versandporto sowie „Tilsit — Stadt und Land", Ausstellungsfestschrift der Heimatkreise Tilsit-Stadt, Tilsit-Ragnit und Elchniederung (mit großer Heimatkarte, Stückpreis statt bisher 3,— DM, jetzt nur 1,50 DM plus Versandporto. Bei Auftragserteilung fügen wir — falls dies gewünscht und auf der Bestellung vermerkt wird — kostenlos überzählige Heimatrundbriefe „Land an der Memel" bei. Sämtliche Bücher und Schriften sind durch unsere Geschäftsstelle in 314 Lüneburg, Schillerstraße 8 I r., zu beziehen; die eingehenden Aufträge werden sofort in der Reihenfolge des Eingangs ausgeführt.

Wehlau

Kreisvertreter: **Werner Lippke, 2358 Kaltenkirchen, Oersdorfer Weg 37. Telefon 0 41 91/20 03.**

Ostpreußen-Quartett und Bildband — In heutiger Zeit ist immer wieder festzustellen, daß die Jugend in den Schulen nahezu nichts mehr über die deutschen Ostlande erfährt, geschweige denn lernt, obwohl es immer noch das Fach „Ostkunde-Unterricht" gibt. Deshalb ist es wichtig, daß die Ostpreußen in den Familien ständig bemüht sind, den Kindern und Halbwüchsigen die angestammte Heimat nahezubringen. Das sollte nicht nur erzählend, berichtend geschehen. Man sollte die Geldausgabe nicht scheuen und immer wieder zu Weihnachten, zu Geburtstagen die Gelegenheit wahrnehmen und Bücher über die ostpreußische Heimat auf den Gabentisch legen: Bildbände, erzählende Literatur etc. - Da gibt es z. B. ein Ostpreußen-Quartett-Spiel für 3,— DM, zuzügl. Porto u. Verpackung. Erhältlich über Frau S. Queisner, 34 Göttingen-Geismar, Sandersbeek 14. Unterstützen Sie bitte diese Initiative des Kreises Gumbinnen, der uns hiermit ein heimatkundliches Beschäftigungsspiel für die Kinder bietet, worin Landschaften, Flüsse, Tierwelt, Pferdezucht, Städte, Burger, Kirchen, Gelehrte, Künstler der Heimat spielend den Kindern dargeboten werden. — Ferner möchte ich sehr empfehlend hinweisen auf den Bildband „Wir Ostpreußen zu Haus", Podzun Verlag 6364 Dorheim, Markt 9 (26,80 DM), worin sehr, sehr viele Bilder aus dem Heimatkreis erstmalig abgedruckt wurden. Viele werden sich selber darin wiederfinden. Tätige, handelnde Menschen: Kinder, Schüler, Studenten, Amtsstuben, Werkstatt, Fabrik Bauernhof, Gut, Handel, Märkte, Messen, Kirchenleben, Reiten, Rudern, Segeln, Fliegen, Vereinsleben, Sport, Schützen, Feierwehr, Soldaten, Feste und Gäste . . . das alles mit treffenden Texten, die einem die heimatliche Welt wieder vergegenwärtigen. Es ist ein Buch so recht für die Feiertage! Allen Heimattreuen der Kreisgemeinschaft ein gesegnetes Weihnachtsfest!

---neues vom sport---

Die Europameisterin über 1500 m 1971 in Helsinki Karin Burneleit (29), Gumbinnen/Ost-Berlin, die bis zu den Olympischen Spielen in München auch den mit einer besseren Zeit als der DLV-Rekord in Weltrekord hielt, in München aber nur Vierte jedoch 4 : 01,4 Min. wurde, heiratete den Ost-Berliner Langstreckenläufer Joachim Krebs.

Der frühere Kapitän und Bundesligaspieler des FC Bayern München von 1965 bis 1970, Werner Olk (34), Osterode, der zuletzt den FC Aarau als Spieltrainer betreute, hat seinen Vertrag gekündigt und beabsichtigt an der Sporthochschule Köln eine Trainerlizenz zu erlangen.

Zum ersten Male wieder im Tor von Werder Bremen nach einem Beinbruch vor der letzten Saison stand der Nationaltorwart der Juniorenmannschaft, Dieter Burdenski (21), der Sohn des Königsberger/Schalker Nationalspielers und jetzigen Trainers von Borussia Dortmund Herbert Burdenski, 20 Minuten lang im Pokalspiel Wacker Berlin gegen Werder Bremen (1 : 5).

Der Königsberger Fußballspieler Siegfried Bronnert vom VfB Lübeck, der früher schon einmal beim St. Pauli Hamburg spielte und auch in der Bundesligamannschaft von Eintracht Frankfurt, wechselte wieder zum Regionalliga-Ersten St. Pauli Hamburg, während der sudetendeutsche Nationalspieler Sigi Held, der von der österreichischen Staatsligamannschaft Klagenfurt umworben wurde bei den Offenbacher Kickers blieb.

Einer der beiden Torwarte der deutschen National-Jugendmannschaft, die wieder am Atlantik-Pokalturnier in Las Palmas teilnehmen und dort zu Spielen gegen Schottland, Las Palmas und Niederlande antreten wird, ist der ostpreußische Nachwuchsspieler Endrulat von Schalke 04.

Zum vierten Male gewann der Königsberger Lutz Philipp (32) für Darmstadt den 9240 m langen Haupt-Parklauf „Rund um den Fernsehturm" in Dortmund recht überlegen. Der Ostdeutsche Girke-Wolfsburg, der am Silversterlauf in Sao Paulo teilnehmen wird, wurde Neunter. Philipp erhielt den Pokal der Stadt Dortmund und mit seinen Kameraden für den Mannschaftssieg den „Union-Cup". Den Mittelstreckenlauf gewann Wolfgang Hill (27), Braunsberg/Dortmund.

Beim feuchtfröhlichen Olympia-Kehraus der Sporthilfe und des Olympischen Komitees im Münchener Renommier-Hotel Sheraton und später in den Lokalen Schwabings kam auch der verspätete Nikolaus zu den Olympiakämpfern mit originellen Geschenken. Der Olympiasieger über 50 km Gehen Bernd Kannenberg, Königsberg/Fürth, erhielt einen Tretroller und der „Bullenvierer" (Vierer mit Steuermann) mit dem Olympiasieger Gerhard Auer-Sudetenland ein lebendes Bullenkalb.

Die beiden einzigen deutschen Europameister der Profiboxer Lothar Abend aus Brieg/Schlesien-Kiel im Superleichtgewicht und Rüdiger Schmidtke, Gumbinnen/Frankfurt, im Halbschwergewicht, bestritten die Hauptkämpfe bei Veranstaltungen in Köln und Mainz. Der Schlesier besiegte in der 5. Runde mit einem Leberhaken den amtierenden Deutschen Meister Jakoby-Krefeld und Schmidtke nach vier Runden den amerikanischen Neger-Fighter Wallace mit einem „Phantomschlag".

Zu den acht Tischtennis-Assen, die vom 18. Dezember bis 2. Januar erstmalig in die Volksrepublik China zu Länderspielen gegen die sehr starken Chinesen fliegen, gehört auch das ostdeutsche Ehepaar Eberhard und Diane Schöler, Flatow/Düsseldorf.

Zum 8. Male Sieger ohne Unterbrechung seit 1956 beim Cross-Country-Haupt-Lauf über 8000 m auf der Erpeler Ley in der Nähe von Bonn wurde der nun schon zur Altersklasse zählende deutsche Waldlauf- und Marathonmeister Lutz Philipp (32), Königsberg/Darmstadt, in 24:43,6 Min. vor dem Kölner Mielke. Den 5. Platz belegte der Schlesier Girke-Wolfsburg in 25:34,2 Min.

Als erster deutscher Fußballschiedsrichter pfiff der Ostdeutsche Kurt Tschenscher (43), Breslau/Mannheim, sein 100. Bundesligaspiel und zwar im Spiel Mönchen-Gladbach gegen Köln (5:2). Die Kapitäne der Mannschaften ehrten den überall beliebten Pfeifenmann mit Blumen. Seit 1948 ist Tschenscher Schiedsrichter, hat über 1000 Spiele geleitet und davon mehr als 50 internationale Spiele bei Länderkämpfen, Europa- und Weltmeisterschaften.

Immer mehr erfolgreiche Olympiateilnehmer sollen mit ihnen unbekannten Vorführungen Zuschauer anziehen. So erging es jetzt den Olympiasiegern Wolfermann Bayern, und Kottysch, Gleiwitz, Hamburg, als sie beim Kölner Sportpressefest als Limbotänzer auftraten. Trotz sachkundiger Anleitung dafür mußte man feststellen, daß sie als Speerwerfer bzw. Boxer eine weit bessere Figur machen.

Bei den internationalen österreichischen Tischtennismeisterschaften gewannen die Chinesen allein fünf Titel. Den Titel im Damendoppel sicherte sich das deutsche Paar Agnes Simon und Diane Schöler gegen die rumänische Vertretung, während Eberhard Schöler, Flatow/Düsseldorf, mit seiner Frau Diane im Mixdoppel im Endspiel dem russischen Paar in fünf Sätzen unterlag.

W. Ge.

Recht im Alltag

Mieturteile in Stichworten

Der Vermieter, der für nicht preisgebundenen Wohnraum eine höhere Miete fordert, muß konkret angeben, für welche vergleichbaren Räume (Wohnung, Geschoß) welche Entgelte tatsächlich gezahlt werden. Für eine berechtigte Erhöhung der Betriebskosten bedarf es einer ordnungsgemäßen Berechnung durch den Vermieter, die durch die von einem Mieter im Rechtsstreit angestellte Rechnung nicht ersetzt wird. (AG Köln — 153 C 335/72).

Nach der vollständigen vorzeitigen Tilgung des Aufbaudarlehens für Wohnungsbau durch den Gebäudeeigentümer ist die Kündigung der Wohnberechtigung für einen Mieter nach Ablauf der zehnjährigen Zweckbindungsfrist jedenfalls dann nicht mehr von der Zustimmung der Ausgleichsbehörde abhängig, wenn der ursprüngliche Darlehnsnehmer (Hauseigentümer) die Wohnung noch nutzt. Er darf das Mietverhältnis wegen Eigenbedarfs kündigen. (BVerwG — V C 97/70)

Entscheidet die Wohnungseigentümerversammlung, daß das Betreten des Heizungsraums nur dem Hauswart, der Wartungsfirma und zwei Mitgliedern des Verwaltungsbeirats gestattet werden soll, so ist jeder Wohnungseigentümer an diesen Beschluß gebunden. Ein einzelner kann sich Zugang zum Heizungskeller auch nicht mit der Begründung verschaffen, er habe als Miteigentümer ein berechtigtes Interesse daran, den Ölverbrauch und die ordnungsgemäße Füllung des Öltanks zu überwachen. (BayObLG — Breg. 2 Z 78/71).

Die vertragliche Verpflichtung des Mieters zur Ausführung von Schönheitsreparaturen besteht darin, die Wohnung in einem vertragsmäßigen Zustand zu erhalten, d. h. sie je nach Benutzungsart und Intensität in angemessenen Zeitabständen neu herzurichten. Ein Überstreichen der Tapeten ist dann nicht als vertragsgemäße Schönheitsreparatur anzusehen, wenn es sich lediglich um eine normale Papiertapete handelt. (LG Münster — 8 S 203/69)

Putzmittel, Kesselreinigung und die Wartung des Ölbrenners sind keine Bedienungskosten der Ölheizung, sondern ein allgemeiner Aufwand. Auch für die Bedienung der Ölfeuerungsanlage können keine Kosten angesetzt werden, weil sie nur eine geringfügige Beanspruchung darstellt. (AG Kaiserslautern — 5 C 424/70)

Kraftfahrzeuggesetz

Versucht ein Kraftfahrzeugfahrer eine Straßenbahn verkehrswidrig zu überholen und fährt der Straßenbahnfahrer dadurch auf eine vor ihm auf dem Gleis stehende Autokolonne auf, so haftet auch der Halter des Kraftfahrzeugs für die Folgen des Auffahrunfalls. Nach einem Urteil des Oberlandesgerichts Köln ist es dabei unerheblich, ob der Straßenbahnfahrer falsch reagiert hat. Eine adäquate Verursachung durch den Betrieb des Pkw sei in jedem Falle zu bejahen. (OLG Köln — 8 U 17/71).

Auf verkehrsarmen Straßen eines Wohngebietes muß der Kraftfahrer besonders auf Kinder achten. Nach einem Urteil des Bundesgerichtshofes ist er schon dann verpflichtet, die Geschwindigkeit herabzusetzen, wenn er in größerer Entfernung ein fünfjähriges Kind auf die Fahrbahn zulaufen sieht. Betritt das Kind ohne Rücksicht auf das nahende Auto die Straße, muß der Kraftfahrer rechtzeitig anhalten können. (BGH — VI ZR 54/69).

Lastenausgleich:

Härteleistungen nach dem Paragraphen 301 b

Bei den Betroffenen werden wirtschaftliche und soziale Verhältnisse besonders berücksichtigt

Bonn — Der Kontrollausschuß beim Bundesausgleichsamt verabschiedete am 11. Dezember die „Weisung zu § 301 b LAG über Leistungen in außergewöhnlichen Härtefällen". Nach der ausdrücklichen Vorschrift des § 301 b bedarf sie noch der Zustimmung des Bundesministers des Inneren und des Bundesministers der Finanzen. Es wird allgemein angenommen, daß beide Minister diese Zustimmung unverzüglich erteilen werden. Der § 301 b wurde kurz vor dem Auseinandergehen des 6. Bundestages im Rahmen einer 26. Novelle zum Lastenausgleichsgesetz in das LAG eingefügt. Er entstand auf Grund eines Initiativantrages von CDU-Abgeordneten, die einer Anregung des Bundes der Vertriebenen folgten. Der Bundesfinanzminister hatte jahrelang gegen dieses Gesetz Widerstand geleistet. Der Bundesinnenminister verweigerte die Mitzeichnung einer ablehnenden Stellungnahme gegen den § 301 b und machte damit den Weg für das Zustandekommen der 26. LAG-Novelle frei.

Bei der Gestaltung der Weisung hatte das Bundesausgleichsamt dem Bund der Vertriebenen bereits in der Konzipierungszeit Gehör geschenkt; dadurch konnten einige Einschränkungen, die noch in den Materialien des Bundestages enthalten waren, beseitigt werden. Im Beirat des Bundesausgleichsamtes vermochten die Verbandsvertreter weitere großzügigere Regelungen durchzusetzen.

Härteleistungen nach § 301 b LAG kommen in Betracht, wenn sich aus den Vorschriften des Lastenausgleichsgesetzes, des Freistellungsgesetzes, des Währungsausgleichsgesetzes, des Altsparergesetzes oder des Reparationsschädengesetzes, insbesondere aus der Nichtberücksichtigung oder unverhältnismäßig geringen Berücksichtigung von Schäden eine außergewöhnliche Härte ergibt. Ob eine außergewöhnliche Härte vorliegt, ist nach der Gesamtheit aller Umstände, insbesondere unter Würdigung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Betroffenen und seiner Familie, nach dem Ausmaß der Schädigung und nach der im Einzelfall sich ergebenden Auswirkung der Nichtberücksichtigung zu beurteilen. Eine Härteleistung kann insbesondere dann in Betracht kommen, wenn die bisher zustehende Leistung auf Grund besonderer einengender Vorschriften unverhältnismäßig niedrig ist (Zugrundelegung des nachgewiesenen Einheitswertes statt des Ersatzeinheitswertes, auch wenn dieser offensichtlich unrichtig war; Bewertung von GmbH-Anteilen nach Verhältnissen von 1940 statt von 1945; Auswirkung der Kürzungsvorschriften bei Teilschädigung u. a.) oder gar Null beträgt (Werkspensionsanwartschaften; Wiederaufbau vor der Währungsreform; Anrechnung von Reichsmarkentschädigungen; kein Antragsrecht kriegssachgeschädigter Anteilseigner an Familien GmbH; noch nicht Betriebsvermögen u. a.) oder wenn der Zweck der bereits gewährten Eingliederungsleistungen nachträglich durch Umstände, die der Antragsteller nicht zu vertreten hat, vereitelt worden ist (unverschuldet mißglücktes Aufbaudarlehensvorhaben, z. B. auf Truppenübungsplätzen in der Eifel angesetzte Bauern).

Als Härteleistungen kommen Beihilfen zum Lebensunterhalt, Hausratbeihilfen, Darlehen zum Existenzaufbau (nicht auch zum Wohnungsbau) und einmalige Kapitalbeihilfen in Betracht. Diese Leistungen dürfen nicht höher als diejenigen des § 301 LAG (Leistungen in allgemeinen, also nicht außergewöhnlichen Härtefällen) sein. Das bedeutet, daß als Unterhaltsbeihilfe bis zu 279 DM für den Alleinstehenden und bis zu 465 Mark für ein Ehepaar (ggf. plus Kinderzuschlägen) gewährt werden können, wozu gegebenenfalls bis zu 33 DM bzw. 82 DM Sozialzuschlag (bei keinen sonstigen Einkünften, außer Grundrente) oder bis zu 126 DM bzw. 192 DM Selbständigenzuschlag (für vor der Vertreibung Selbständige) hinzukommen.

Als besondere laufende Beihilfe kommen für Werkspensionäre und ähnliche Fälle Rentenzahlungen in Betracht, wenn zwar die (tiefere) Einkünftegrenze der Entschädigungsrente wegen Existenzverlustes, nicht aber die (höhere) Einkünftegrenze der Entschädigungsrente wegen Vermögensverlustes überschritten wird. Die Hausratbeihilfe wird in der Regel 1200 DM betragen, sofern nicht der Antragsteller diesen oder einen geringeren Betrag bereits erhalten hat. (Bei „Möbelkindern" liegen die Verhältnisse anders.) Die Hausratbeihilfe kann nur bei verhältnismäßig geringen Einkünften (Alleinstehender etwa 750 DM) gewährt werden, aber im Einzelfall kann auch diese Grenze als Härte gelten. Bedeutet die Eingruppierung in eine der schlechteren Hausratentschädigungsstufen eine außergewöhnliche Härte, ist Zubilligung des Differenzbetrages zur nächst höheren Stufe als Härteleistung nicht ausgeschlossen. Ausgeschlossen ist auch nicht für die in die höchste Stufe Eingruppierten bei Verlust außergewöhnlich wertvollen Hausrats die Zuerkennung eines angemessenen Aufstockungsbetrages. Die einmalige Kapitalbeihilfe ist in der Regel auf 5000 DM begrenzt. In besonderen Fällen (z. B. Einkauf in ein Altersheim) können jedoch auch höhere Beträge bewilligt werden.

Wenn das Ausgleichsamt die hier dargestellten Möglichkeiten nicht ausschöpft, ist Vorlage des Falles beim Bundesausgleichsamt möglich, das weitergehende Vollmachten besitzt. Es wird jedem Vertriebenen, Flüchtling und Kriegssachgeschädigten empfohlen, sich nicht mit engherziger Behandlung durch das Ausgleichsamt zufrieden zu geben, d. h. gegebenenfalls Beschwerde einzulegen. Wird ein Antrag aus Mangel an Mitteln zurückgewiesen, sollte sich niemand scheuen, den Antrag im folgenden Jahr zu wiederholen.

In den nachstehenden Fällen ist es auch dem Bundesausgleichsamt versagt, Härteleistungen zu bewilligen. Härteleistungen können nicht gewährt werden, sofern die geltend gemachten Schäden nicht im Zusammenhang mit den Ereignissen des Zweiten Weltkrieges oder dessen Folgen stehen. Härteleistungen können nicht an juristische Personen gewährt werden. An Personen, die den ständigen Aufenthalt noch im Heimatgebiet haben, können Leistungen nicht herübergeschickt werden.

Härteleistungen werden in der Regel nicht an Personen gewährt werden, die die Anwesenheitsstichtage oder Erbschaftsnichtantrittsstichtage nicht erfüllen; hier handelt es sich nicht um eine Härte, die sich in das Gesetzgebungswerk eingeschlichen hat, sondern um eine bewußt gewollte Negativregelung des Gesetzgebers. Um die Stichtagsversäumer mit zu berücksichtigen, sind auch die bereitstehenden Mittel auf jeden Fall zu gering. Das Stichtagsproblem muß der Gesetzgeber neu regeln.

Anträge auf Härteleistungen sind ab 1. Januar 1973 beim Ausgleichsamt zu stellen. **N. H.**

Wo liegt die Vermögensgrenze?

Freibeträge bei Einkünften aus dem Kapitalvermögen

Hamburg — Aus vielen Leserbriefen ersehen wir, daß noch Unklarheit über den Termin des Fortfalls der Vermögensgrenze bei der Unterhaltshilfe besteht. Nachdem das Bundesausgleichsamt in dem Mitteilungsblatt vom 21. November 1972 sowohl den Gesetzestext als auch die Begründung zum 25. LAG-Änderungsgesetz veröffentlicht hat, können wir unsere Leser in dieser wichtigen Frage nachstehende Aufklärung geben:

Vorweg sei gesagt, daß die Unterhaltshilfe und der Selbständigenzuschlag mit Wirkung vom 1. Januar 1973 durch diese 25. Novelle angepaßt wird, und zwar mit den im Regierungsentwurf enthaltenen Beträgen, die wir bereits in der Folge 27 vom 1. Juli 1972, Seite 13, veröffentlicht haben.

Die eigentliche laufende Anpassung der Unterhaltshilfe wird durch die Einfügung des neuen § 277 a LAG jährlich durch Rechtsverordnung erstmals mit Wirkung vom 1. Januar 1974 eingeführt, entsprechend dem Hundertsatz, um den sich die allgemeine Bemessungsgrundlage, die der Rentenanpassung nach § 1272 Absatz 1 der Reichsversicherungsordnung für das laufende Kalenderjahr zugrunde gelegt worden ist, gegenüber der, die für die Rentenanpassung des voraufgegangenen Jahres zugrunde gelegt worden war, verändert hat. Von diesem Zeitpunkt ab, also vom 1. Januar 1974, fällt durch die Streichung des § 268 LAG auch die Vermögensgrenze endgültig fort.

Nach dem zur Zeit noch geltenden Recht wird Unterhaltshilfe nur gewährt, wenn der Berechtigte und seine Angehörigen nicht über ein Vermögen von mehr als 12 000 DM verfügen, dessen Verwertung zumutbar ist. Bei der Prüfung, ob diese Vermögensgrenze überschritten ist, sind steuerliche Wertmaßstäbe anzuwenden; der Grundbesitz ist daher nicht dem Einheitswert anzusetzen. Maßgebend sind dabei noch die Einheitswerte von 1935, obwohl inzwischen eine neue Einheitsbewertung nach den Wertverhältnissen von 1964 erfolgt ist.

Nunmehr sollen diese erhöhten Einheitswerte vom 1. Januar 1974 auch für den Bereich der Unterhaltshilfe maßgebend sein. Es konnte also die geltende Vermögensgrenze nicht aufrechterhalten bleiben, weil es angesichts der beträchtlichen Erhöhungen der Einheitswerte zu der Folge gekommen wäre, daß ein Berechtigter wegen der neuen Bewertung ohne tatsächliche Veränderung seines Vermögens Unterhaltshilfe nicht mehr erhalten könnte. Eine Erhöhung der Vermögensgrenze allein aus diesem Grunde war nicht vertretbar, so daß aus Gründen der Gleichbehandlung auch alle anderen Vermögenswerte — Sparguthaben usw. — einbezogen werden mußten. Somit erfolgt also die Streichung der Vermögensgrenze für alle Unterhaltshilfeempfänger ab 1. Januar 1974.

Wir weisen aber ausdrücklich darauf hin, daß die Erträge aus vorhandenem Vermögen als Einkünfte auf die Unterhaltshilfe anzurechnen sind. In dieser Hinsicht bleibt es bei der bisherigen Regelung des § 267 Absatz 2 Nr. 7 und 8 LAG. Hiernach wird bei Einkünften aus Vermietung und Verpachtung ein Freibetrag von 50 DM monatlich, höchstens jedoch in Höhe dieser Einkünfte gewährt, wobei von den Roheinnahmen ein Vorwegabzug der Unkosten für Erhaltungsaufwand und Absetzung für Abnutzung (AfA) erfolgt. Bei Einkünften aus Kapitalvermögen wird ein Freibetrag in Höhe von 40 DM monatlich, höchstens jedoch in Höhe dieser Einkünfte gewährt. Vorweg ist ein Pauschbetrag von monatlich acht DM für Werbungskosten abzusetzen. **O. H.**

Wer bekommt wann die Weihnachtsgratifikation?

Kein gesetzlicher Anspruch — Berüchtigte Rückzahlungsklauseln

Düsseldorf — Ende November erhielten Millionen Arbeitnehmer in der Bundesrepublik ihre Weihnachtsgratifikation, meist kurz „Grati" genannt. Bei aller Freude über die zusätzliche Einnahme indes sollte man etwas über die rechtliche Situation wissen, denn leider haben sich in den vergangenen Jahren die Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zum Thema „Grati" vermehrt.

Dabei geht es um zwei Komplexe: 1. Wer hat wann Anspruch in welcher Höhe, und 2. Wann ist die „Grati" ganz oder teilweise zurückzuzahlen?

Zunächst zum Anspruch: Grundsätzlich besteht kein gesetzlicher Anspruch auf Zahlung einer Weihnachtsgratifikation. Wohl aber können tarifliche oder innerbetriebliche Vereinbarungen den Arbeitgeber zur Zahlung verpflichten. Solche Regelungen sind aber noch selten.

Zahlt eine Firma über mehrere Jahre hinweg eine „Grati", so entsteht dadurch für die Mitarbeiter ein Rechtsanspruch, der auch im laufenden Jahr zu erfüllen ist, unabhängig von der wirtschaftlichen Lage der Firma! Manche Betriebe müssen sogar noch im Konkurs zahlen.

Die meisten Arbeitgeber freilich lassen ihre Mitarbeiter seit Jahren beim Empfang der „Grati" einen Revers unterschreiben, demzufolge die „Grati ohne Rechtsanspruch", unter „Vorbehalt der Freiwilligkeit" geleistet wird. In diesem Fall kann sich eine Firma in späteren Jahren um die Zahlung des Weihnachtsgeldes drücken.

Gekündigte Arbeitnehmer haben keinen Anspruch, auch dann nicht, wenn die Firma gekündigt hat. Im Sommer oder Herbst ausgeschiedene Mitarbeiter können keine Grati mit der Begründung verlangen, auch sie hätten — zumindest zeitweilig — zum Geschäftserfolg der Firma beigetragen.

Nun zu den berüchtigten Rückzahlungsklauseln, um die es in jedem neuen Jahr viel Streit gibt. Grundsätzlich darf keine Gratifikation unter 100,— DM vom Arbeitgeber zurückverlangt werden, wenn der Arbeitnehmer in den ersten Monaten des neuen Jahres kündigt. Übersteigt das Weihnachtsgeld diesen Betrag, so darf der Arbeitgeber in der Regel die Rückzahlung verlangen, wenn der Arbeitnehmer vor oder zum 31. März kündigt.

Genaue Richtlinien dafür hat das Bundesarbeitsgericht schon vor Jahren aufgestellt. Bei Gratifikationen bis zur Höhe eines Monatsgehaltes muß man mit einer Kündigung schon bis April warten, wenn man nichts zurückzahlen will. Bei höherem Weihnachtsgeld verlängert sich die Frist bis Juli oder sogar Oktober. In jedem Fall muß der Rückzahlungsvorbehalt des Arbeitgebers zeitlich „angemessen" sein. Keine Firma darf also versuchen, Mitarbeiter wegen 200,— oder 300,— Mark Grati sechs Monate oder noch länger „an die Kette" zu legen. Andererseits: Wenn Rückzahlung, dann ganz. Wer z. B. ein halbes oder ganzes Monatsgehalt als Grati bekommt und im Februar kündigt, darf nicht etwa einen „Sockelbetrag" von 100,— Mark fordern.

Nach welchem Schlüssel eine Firma ihre Grati verteilt — nach Höhe des Lohnes oder Gehaltes, nach Dauer der Betriebszugehörigkeit, unter Berücksichtigung von Ausfalltagen — darüber gibt es zwar innerbetrieblich viele Meinungsverschiedenheiten, aber deswegen kann niemand protestierend zum Arbeitsgericht laufen.

Georg Giese

JEDER SECHSTE PRIVAT KRANKENVERSICHERT

Zahl der PKV-Unternehmen 49
Zahl der Versicherten 10,2 Mio.
Zahl der Versicherungen 18,3 Mio.
davon (Mitte 1972)
Krankheitskosten-Vollversicherungen .... 5,3 Mio.
Selbständige Teilversicherungen .... 11,7 Mio.
Krankentagegeld-Versicherungen .... 1,3 Mio.
Beitragseinnahmen in Mrd. DM (1972)* (*geschätzt)
2,7
1,7
0,4
insg. 4,8 Mrd.DM
Leistungen an die Versicherten (Mrd. DM)
1969: 2,6
70: 2,9
71: 3,2
1972*: 3,5
Von je 100 Mark Leistungen entfallen auf:
Ärztl. Behandlung: 31
Krankenh: Behandl.: 22
Krankenh: Tagegeld: 9
Arzneimittel: 14
Sonstige Leistungen und Beitragsrückerstattung: 24
Condor

Düsseldorf — Obwohl die Bonner Sozialpolitiker den Tätigkeitsbereich der Privaten Krankenversicherung (PKV) in den letzten Jahren laufend eingeschränkt haben, bleibt die PKV mit 10,2 Millionen Versicherten ein wesentliches Element der sozialen Sicherung in der Bundesrepublik. Durch neue Sozialgesetze und die Abwanderung von Selbständigen in Arbeitnehmerberufe ist die Zahl der Versicherungen seit 1970 um etwa 1 Million auf 18,3 Millionen zurückgegangen. Die Entwicklung in den Teilbereichen war unterschiedlich; dem Rückgang bei den Voll- und Teilversicherungen stand eine Zunahme bei den Tagegeld-Versicherungen gegenüber. Seit 1970 steigen die Leistungen in der PKV schneller als die Beitragseinnahmen, die in diesem Jahr etwa 4,8 Mrd. Mark erreichen werden. Zur Zeit werden pro Arbeitstag knapp 13 Mio. Mark an die Versicherten ausgezahlt, doppelt soviel wie 1965. Schaubild CONDOR

Aus der landsmannschaftlichen Arbeit in ...

BERLIN

Vorsitzender der Landesgruppe: Werner Guillaume. 1 Berlin 61, Stresemannstraße 90, Haus der ostdeutschen Heimat, Telefon 03 11/2 51 07 11.

6. Januar, Sbd., 15.30 Uhr, Heimatkreis **Insterburg:** Das Kreistreffen fällt aus, dafür am 17. Februar Fastnachtsfeier im Haus der ostdeutschen Heimat, Berlin 61, Stresemannstraße.

7. Januar, So., 15 Uhr, Heimatkreise **Samland — Labiau:** Jahresanfang Treffen im Haus der ostdeutschen Heimat, Berlin 61, Stresemannstr. 90, Raum 116.

13. Januar, Sbd., 16 Uhr, Heimatkreis **Osterode:** Kreistreffen im Haus der ostdeutschen Heimat, Berlin 61, Stresemannstraße 90, Kasino.

14. Januar, So., 15.30 Uhr, Heimatkreis **Rastenburg:** Kreistreffen in den Berliner Kindl-Festsälen, Berlin 44, Hermannstraße 217/219 (U-Bahn Boddinstraße, Busse 4 und 91).

HAMBURG

Vorsitzender der Landesgruppe Hamburg: Eberhard Wiehe, 2 Hamburg 62, Am Ohlmoorgraben 14, Telefon 04 11/5 20 77 67. Geschäftsstelle: 2 Hamburg 13, Parkallee 86, Telefon 04 11/45 25 42, Postscheckkonto Hamburg 96 05

Die Gemeinschaft evangelischer Ostpreußen ist von der Gemeinde der Erlöserkirche, Borgfelde (Nähe S- und U-Bahn Berliner Tor), zu einem Abendmahlsgottesdienst am Sonntag, 7. Januar, 10 Uhr, eingeladen. Die Predigt hält Pastor Kurt Skowronnek. Die Einladung gilt für alle in und um Hamburg lebenden Landsleute.

NIEDERSACHSEN

Vorsitzender Friedrich-Wilhelm Raddatz. Niedersachsen-Nord: F. W. Raddatz, 318 Wolfsburg, Am Stemmelteich 24, Telefon 0 53 61/4 93 45. Niedersachsen-West: Fredi Jost, 457 Quakenbrück, Hasestr. 60, Telefon 0 54 31/35 17. Niedersachsen-Süd: Horst Frischmuth, 3 Hannover 1, Hildesheimer Straße 119, Telefon 05 11/80 40 57.

Bramsche — Die Adventsfeier der Gruppe in der Gaststätte „Wiederhall" war gut besucht. Zahlreich erschienene Kinder konnten in den Grabbelsack greifen. Die Kinderspielgruppe unter Leitung von Ursula Bwege brachte zwei mit Begeisterung aufgenommene Adventsspiele. — Jahreshauptversammlung Sonnabend, 3. Februar, im Gasthaus Korte/Macht in Achmer. Den Abschluß des Abends bildet ein heimatliches Winterfest mit Tanz.

Cloppenburg — Montag, 8. Januar, 15.30 Uhr, „Treffpunkt", Treffen der Frauengruppe. — Sonnabend, 20. Januar, 19 Uhr, „Treffpunkt", Einladung der Frauengruppe zum Wurstessen. — Sonnabend, 3. Februar, Hotel Taphorn, Treffen zu einem „Hölsken- und Schlorrenball". Auf der Veranstaltung wirkt auch der Ostpreußen-Chor aus Osnabrück unter Leitung von Dr. Max Kunellis mit.

Göttingen-Weende — Sonnabend, 6. Januar, 20 Uhr, im Gasthaus „Zum weißen Roß" in Weende Jahreshauptversammlung, verbunden mit einem ostpreußischen Grützwurstessen, wozu alle Mitglieder eingeladen sind. Auf der Tagesordnung stehen diesmal der Tätigkeitsbericht und der Kassenbericht sowie auch die Vorstandswahl.

Hannover — Auch im Jahre 1973 wieder zwei Urlaubsfahrten mit der Bundesbahn. Nach Feld am See/Kärnten (740 m) vom 30. Mai bis 19. Juni. Der Ort liegt inmitten einer waldreichen Gebirgsgegend und ist durch sein mildes Klima für einen Bade- und Erholungsaufenthalt besonders geeignet. Möglichkeiten zu Wanderungen und günstige Busverbindungen nach Spittal, Millstätter See, Villach und Bad Kleinkirchheim. In Villach und Kleinkirchheim Thermalbäder. Unterbringung im Gästehaus „Sonnenhof". Vom 22. August bis 11. September nach Montan/Südtirol — (600 m), liegt südlich von Bozen an der Dolomitenstraße Auer-Cavalese und ist von Wäldern sowie von Wein- und Obstgärten umgeben. Unterbringung in Pension „Tenz" mit modernem Schwimmbad am Hause. Anmeldungen bis 8. Januar schriftlich an Frau Liselotte Bodeit, 3 Hannover, Bronsartstraße 29. Voraussichtlicher Preis: 1. Fahrt 495,— DM mit Vollpension; 2. Fahrt 516,— DM mit Vollpension. Nähere Informationen nach Anmeldung im Februar.

Kolenfeld — Die Gruppe beging am 6. November ihr 25jähriges Bestehen und nun wird für das Ostpreußentreffen 1973 gearbeitet. Ein kleiner Rest Lose und Abzeichen sind beim Vorsitzenden noch vorhanden.

Leer — Der Veranstaltungsplan der Kreisgruppe sieht für das neue Jahr vor: Mitte Februar das traditionelle Winterfest; Anfang Mai Gedenken zum Muttertag; im Juli „Fahrt ins Blaue"; September Feierstunde zum „Tag der Heimat"; Erntedankfest Mitte Oktober; Adventsfeier wie üblich; im Monat Dezember. Termine sowie Einzelheiten durch Rundschreiben.

NORDRHEIN-WESTFALEN

Vorsitzender der Landesgruppe Nordrhein-Westfalen: Harry Poley, 41 Duisburg, Duissernstraße 109. Stellvertreter: Erich Grimoni, 493 Detmold, Postfach 296. Geschäftsstelle: 4 Düsseldorf, Duisburger Straße 71, Telefon 02 11/48 26 72

Höxter — „Daß auch ein so trockenes Thema wie Das Wasser — über seine wirtschaftliche, biologische und technische Bedeutung interessant sein kann, bewies der Vortrag, den Karl Weiss, Marine-Oberbaurat a. D. vor den Mitglieder der Gruppe", heißt es in einem Bericht der Zeitung „Neue Westfälische". „Über Zusammensetzung und Aggregatzustände des Wassers, die Bedeutung für Menschen, Tier und Pflanze, führte der Vortragende in die Geschichte der Kanäle und Landgewinnungen in der ganzen Welt, vor allem im ostdeutschen Raum, sprach über die Be- und Entwässerung im Wandel der Zeiten vom Altertum bis zur Neuzeit und berichtete über hervorragende Leistungen im Bau von Wasserleitungen usw., schon in grauer Vorzeit von heute bereits ausgestorbenen Kulturvölkern. Danzig und Königsberg waren unter den ersten deutschen Städten, die eine städtische Kanalisation bauten. Der zweite Teil des Abends war E. T. A. Hoffmann und seinem 150. Geburtstag gewidmet. Vors. Siegfried Ulhardt gab einen Überblick über Leben und Werk des in Königsberg geborenen Universalgenies."

Iserlohn — Sonnabend, 6. Januar, 17 Uhr, im Hotel Stüttgen, Preiskegeln der Memellandgruppe. Die vergoldete Kette für Frauen trägt Frau Inge Füllhaase und für Männer Walter Harner, Deilinghofen. Außer den zwei Ketten sind noch zehn weitere Preise zu gewinnen. — Übungsstunden der Flötengruppe finden jeden Sonnabend ab 16 Uhr bei Walburga Waltermann, Lendringsen, statt. Alle Jugendlichen, die gerne in der Gemeinschaft mitsingen wollen oder Gitarre spielen möchten, können sich anmelden.

Köln — Mittwoch, 3. Januar, 14.30 Uhr, Kolpinghaus, Helenenstraße, Treffen der Frauengruppe. Jahresrückblick und Vorplanung. Frau Rosemann liest einen Sonderbericht: „4000 Kilometer Vergangenheit und Zukunft". Der letzte Reisebericht aus unserer verlorenen Heimat.

HESSEN

Vorsitzender der Landesgruppe: Konrad Opitz, 63 Gießen, An der Liebigshöhe 20, Tel. 06 41/3 27 27 — Landesjugendwart: Michael Passarge, 6427 Bad Salzschlirf, Dr.-Martiny-Straße 1

Kassel — Dienstag, 2. Januar, 15 Uhr, Gaststätte Teuteberg, Wolfsanger, heimatliche Kaffeestunde. — Am ersten Freitag jeden Monats im Bürgerhaus Holländische Straße Skatabend und gemütliches Beisammensein.

Weiterhin die Pflicht erfüllen

Kulturtagung der Landesgruppe Nordrhein-Westfalen

Mülheim — Auch auf einer Kulturtagung muß über Politik gesprochen werden, sagte der Vorsitzende der Landesgruppe Nordrhein-Westfalen, Harry Poley, zur Einleitung seines Berichtes „Zur politischen Lage". Auf die Ostpolitik der Bundesregierung eingehend, sprach Poley die Befürchtung aus, daß durch den Abschluß der Ostverträge mit Moskau und Warschau die deutsche Frage für lange Zeit von der Bühne der internationalen Politik verschwinden wird und daß damit auch die Überwindung der Teilung Deutschlands für unabsehbare Zeit unmöglich wurde.

Der Bundesregierung warf Poley vor, daß sie bei den Verhandlungen mit Moskau und Warschau die Interessen des deutschen Volkes nicht in genügendem Maße wahrgenommen habe. So habe man es z. B. versäumt sicherzustellen, daß die etwa eine Million Deutschen, die heute noch in den besetzten deutschen Ostgebieten leben, die deutsche Staatsangehörigkeit behalten und daß sie, wenn sie es wünschen, umgehindert in die Bundesrepublik aussiedeln dürfen.

„Wir erwarten von der Bundesregierung, daß sie das Selbstbestimmungsrecht auch für das deutsche Volk fordert, daß sie die Wiedervereinigung anstrebt und daß die Durchsetzung der deutschen Interessen, wenn nicht heute, dann morgen erreicht werden muß. Im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland sind alle Rechte und Pflichten festgelegt, an die sich alle deutschen Politiker zu halten haben, und aus der Präambel geht hervor, daß dieser Staat nur für eine Übergangszeit geschaffen wurde."

Poley stellte dagegen fest, daß die sozialliberale Regierung mit ihrer Politik die „DDR" international aufgewertet habe und sich anschicke, ihr den Weg in die Vereinten Nationen zu ebnen. Sie ist, entgegen dem Grundgesetz, außerdem bereit, sich mit einem Separatstaat abzufinden.

Als Sachwalter der deutschen Ostgebiete haben wir hier viel zu tun, um aufzuklären und zu warnen, sagte Poley. Weiter berichtete er: „Einige Experten und Völkerrechtler haben festgestellt, daß die Ostverträge verfassungswidrig sind und daß die allgemeinen Regeln des Völkerrechts Bestandteil des deutschen Bundesrechts sein müssen. Auch muß die Entschließung des Bundestages zu den Ostverträgen alle künftigen Bundesregierungen binden."

Die uns allen gestellte Aufgabe umriß Poley so: „Wir sind mitverantwortlich für eine gesamtdeutsche Politik. Es ist uns bewußt, daß der Spielraum für die Durchsetzung unserer Ansprüche sehr eng ist und dürfen keine Politik unterstützen, die eine Million deutscher Menschen ausbürgert und die ihre Obhutspflicht gegenüber den Heimatvertriebenen aufgegeben hat. Wir erwarten eine Politik der Verantwortung für das ganze Deutschland."

Die deutsch-polnische Schulbuchkonferenz war das Thema, über das Professor Dr. Fritz Gause sprach. Dabei betonte er, daß es sich um kein politisches Gespräch handele, es gehe hier allein um die historische Wahrheit. Festgehalten müsse auch werden, daß bei den Konferenzen in Warschau und Braunschweig kaum über die polnischen Schulbücher gesprochen wurde. Auf Wunsch der polnischen Delegation sollen nur die deutschen Schulbücher geändert werden.

Von polnischer Seite wird behauptet, die deutschen Historiker hätten den polnischen Anteil an ihrer Kultur zu wenig gewürdigt. Auch wird von deutscher bzw. preußischer Machtpolitik im Zusammenhang mit den drei polnischen Teilungen gesprochen. „Die Teilungen Polens fallen in eine Zeit, in der in diesem Lande positive Veränderungen auf dem Gebiet der Staatsordnung in Gang kamen."

„Die Teilungen waren keine preußisch-polnische, sondern eine europäische oder weltpolitische Angelegenheit", sagte Dr. Gause und vertrat die Ansicht, daß die polnischen Behauptungen nur zum Teil richtig sind. Ferner schilderte er das Einwirken der deutschen Kultur nach Osteuropa. So erwähnte er z. B. die deutschen Stadtgründungen in Polen und wies darauf hin, daß es bis in die Ukraine hinein Städte mit deutschem Stadtrecht gegeben habe.

Aber auch Veit Stoß, der aus Nürnberg stammte und der den Schnitzaltar in der Krakauer Marienkirche schuf, sowie Nicolaus Copernicus, der in Thorn geborene Universalgelehrte, wurden genannt. Von beiden wurden die Namen polonisiert und werden von den Polen gern als zu ihnen gehörig bezeichnet. Um das Deutschtum von Copernicus habe man sich aber in der Schulbuchkonferenz, im Rahmen der sogenannten Entspannungspolitik, herumgedrückt.

Die meisten Mitglieder der deutschen Delegation sind, wie ihr Leiter, der Direktor des Internationalen Schulbuchinstituts in Braunschweig, auch Mitglieder der SPD. Es ist also zu erwarten, daß auf Empfehlung dieser Delegation die polnische Geschichtsauffassung auch Eingang in die deutschen Schulbücher finden wird.

Landeskulturreferent Dr. Hanswerner Heincke schilderte in kurzen Zügen den Lebensweg von E. T. A. Hoffmann und sein Schaffen als Musiker, Dichter und Zeichner. Mit Musik-Beispielen und einer Dia-Serie Hoffmannscher Zeichnungen und Karikaturen gab Heincke Anregungen für eine Kulturveranstaltung zum 150. Todestag dieses vielseitigen Künstlers aus Königsberg. Aus seinem reichen dichterischen Schaffen hob der Referent u. a. folgendes hervor: „Das Majorat", „Der Artushof", „Die Prinzessin Brambilla" und „Die Lebensansichten des Katers Murr".

Im Anschluß berichtete Dr. Heincke über die Vorbereitungen zum Copernicusjahr 1973, in dem sich der Geburtstag des Astronomen zum 500. Male jährt. Große Ausstellungen über sein Leben und Werk sind in Nürnberg und München in Vorbereitung. Aber auch eine ganze Reihe anderer großer Veranstaltungen sind im ganzen Bundesgebiet geplant.

In seinen Schlußworten sagte Vorsitzender Poley: „Die Lage ist ernst, aber wir haben keinen Anlaß, zu verzagen oder zu resignieren. Wir alle müssen aber auch weiterhin unsere Pflicht erfüllen."

Walter Krüger



Nicht Asche hüten, sondern das Feeuer erhalten", so charakterisierte beim Angerburger Treffen in Ludwigsburg im Oktober der Arbeits- und Sozialminister des Landes Baden-Württemberg, Frau Annemarie Griesinger (4. v. r.), die zukünftigen Aufgaben landsmannschaftlicher Arbeit. Oberbürgermeister Ulshöfer und Landrat Dr. Hartmann (1. u. 2. v. r.) entboten den rund 300 versammelten Angerburgern die Grüße der Stadt und des Landkreises, Landesvorsitzender Voß die der Landesgruppe der Ostpreußen. Sein Bruder (5. v. r.) vertrat die örtliche Gruppe. Der Gesangverein Eintracht aus Unterriexingen umrahmte die Feierstunde musikalisch, die von Lehrer Ukat (am Rednerpult) als Vertreter der jüngeren Generation eröffnet wurde. Kreisvertreter Milthaler (3. v. r.) erklärte im Schlußwort die Bereitschaft der Angerburger — in Beantwortung eines Aufrufes der Ministerin: **Wir wollen mithelfen. Unser Ziel bleibt e i n Deutschland in Frieden u n d Freiheit.**

Als die Worte fliegen lernten

Fast alle Erfindungen hatten es schwer, ehe sie anerkannt wurden. Das Publikum ist eben mißtrauisch. Auch in Königsberg war man es, als lange vor dem Fernsehen der Rundfunk aufkam. Der sich hier jener Zeit erinnert, war ebenfalls noch sehr rückschrittlich, ehe er umlernte.

Da waren einst der Österreicher Joseph Christean und seine Gattin Hedy Kettner unter der Direktion des letzten, um die Hebung des Spielplans sehr bemühten Direktors Kurt Bechmann an das Luisentheater auf den Hufen gekommen. Er als „schwerer" Operettentenor, sie als Soubrette. Als dann am Luisentheater die jahrzehntelange Zeit der fröhlich-frechen Muse zu Ende ging und dort die private Komische Oper für zwei Spielzeiten einzog, 1923 bis 1925, wechselte Joseph Christean zum Ensemble des Stadttheaters über. Damals nun war gerade der Rundfunk aufgekommen und Herr Christean sagte mir einmal am Tisch gegenüber, daß er darangehe, in das unbekannte Feld vorzustoßen. Er fragte, was und wie ich darüber dächte. Eingedenk meines Erlebnisses, daß ein Jahr vorher im erwartungsschwitzenden Saal am alten Börsengarten, später Parkhotel, vor illustren Köpfen, ernsten Würdenträgern des Staats und der Stadt sowie breitgestreutem Kleinvolk nach mehreren grundlegenden und demnach nicht sonderlich auf Verständnis stoßenden Fachvorträgen aus hochgebauten geheimnisvollen Apparaten endlich und nur ein einziges Mal ein Krächzen ertönte — der führende Experte erklärte spontan: „Das war Berlin!!!" — wagte ich vorsichtige Zweifel zu äußern.

Ein Jahr ging dahin, ich wurde inzwischen Eigentümer eines niedlichen Detektorapparates, öffnete mich dem Ruf der neuen Zeit und folgte einer auf der Straße ausgesprochenen Bitte des Herrn Christean, des ersten künstlerischen Leiters des jungen Unternehmens in Königsberg, doch auch mal, damals noch im Stadttheater, hinten hinein und dann treppauf, einen Vortrag zu halten. Ganz egal was — so waren die aufforderndeń Worte. Ich weiß heute nicht mehr, womit ich damals im Jahre 1924 über die beiden Sendemaste auf dem Gelände des Fabrikanten Zabel vor die Kopfhörer und die wenigen Lautsprecher zu treten wagte. Die Hörer waren ja so dankbar, wenn überhaupt etwas aus dem Teufelskasten herauskam. Nun, der Aufnahmeraum für Vorträge war eng, die Temperatur äquatorial. Vor mir auf dem Tisch drohte ein standuhrähnliches Monstrum, das Mikrophon, auf dem Tisch lag mein Manuskript und nach einigen aufmunternden Worten fing ich an, nachdem die Tür sich geschlossen. Aber in Intervallen öffnete sie sich in dem luft- und tageslichtdichten Raum und hinein schlich leisbesohlt der Herr Intendant des Königsberger Senders, der noch spätere Intendant des Deutschlandsenders in Berlin bis 1933.

Er schob höchst eigenhändig das Mikrophon mal nach links, mal nach rechts, das nächste Mal nach vorn, dann wieder nach hinten. Alles das in schon erwarteten Abständen vor meinen immer ängstlicher werdenden Augen, aber mit beruhigendem Zuwinken und der beschwörenden Geste, ja nicht mit dem Reden aufzuhören. Als ich, dem völligen moralischen Zusammenbruch nahe, den Schwitzkasten verließ, meinte Herr Christean, daß das eben so sein müsse. Dafür war damals das Honorar auch im eigentlichen Wortsinne eine Ehrengabe. Man war dann noch manchesmal in jenem seinerzeit so geheimnisvollen Zauberreich, wurde sehr höflich, aber doch wie ein Verirrter aus einer fernen inferioren Außenwelt behandelt — im Stadttheaterstudio, im Ostmessehaus und schließlich, als im Spätsommer 1933 das neue Funkhaus sendefähig war, auch da, sogar mit einem kleinen Spiel und einem Rundgespräch.

Dr. H. L.

Auch für das Jahr 1973 gibt es wieder den beliebten Tafelkalender des Ostpreußenblattes. Aus technischen Gründen können wir ihn diesmal aber erst der Folge 1/1973 beilegen.

KULTURNOTIZEN

Von Annemarie in der Au wird im nächsten Jahr in einer internationalen Anthologie das Gedicht Waffenstillstand erscheinen. Diese Anthologie gibt das Standing Commitee „Arts and Letters" (Komitee für Künste und Schriften) anläßlich des 20. Kongresses des International Council of Women (Internationaler Frauenrat) heraus. Neben dem Gedicht der Ostpreußin werden Beiträge von fünf weiteren deutschen Lyrikerinnen darin veröffentlicht. Alle Veröffentlichungen erscheinen in den drei Kongreß-Sprachen Englisch, Französisch und Deutsch.

In der Sendereihe Alte und neue Heimat vom Westdeutschen Rundfunk lautet das Thema am 6. Januar im I. Programm zwischen 13.45 und 14 Uhr **Vertreibung und Heimkehr** — Prinz Hubertus zu Löwenstein erinnert sich. Ein Interview mit Hendrik von Bergh.

Leistung und Schicksal heißt die Landesinformationsschau über die Deutschen im Osten, die im Haus des deutschen Ostens in Düsseldorf vom 6. bis zum 30. Januar gezeigt wird. Die Ausstellung behandelt die Themen Deutsche Siedlung in Ost- und Südosteuropa und Wirtschaftliche Leistung der Deutschen im Osten. — In der gleichen Zeit wird dort außerdem eine **Buchausstellung** mit Werken von zeitgenössischen Autoren aus Ost- und Mitteldeutschland gezeigt. Der Eintritt zu den Ausstellungen ist frei, sie sind täglich von 9 bis 13 und von 15 bis 21 Uhr geöffnet, sonntags nur von 9 bis 13 Uhr.

Wir gratulieren...

zum 99. Geburtstag

Hoffmann I, Otto, Landwirt, aus Dittlacken, Kreis Insterburg, jetzt 3154 Stederdorf, Feldstraße 4, am 26. Dezember

zum 96. Geburtstag

Fabeck, August, aus Allenstein, jetzt 5025 Stommlerbusch, Hahnenstraße, am 16. Dezember

zum 94. Geburtstag

Plewa, Gustav, aus Steinhof, Kreis Sensburg, jetzt 4503 Dissen-Nolle, Wiedemannspforte 2, am 25. Dezember

Schillack, Auguste, aus Seehöhe, Kreis Johannisburg, jetzt in Mitteldeutschland, zu erreichen über Frau Martha Klein, 3105 Faßberg, Forstweg 25, am 18. Dezember

zum 93. Geburtstag

Kleefeld, Hermann, aus Neuendorf, Kreis Pr.-Holland, jetzt 3071 Holte 33, am 24. Dezember

zum 92. Geburtstag

Pakusch, Adolf, aus Manchengut, Kreis Osterode, jetzt 7622 Schiltach, Schramberger Straße 43, am 23. Dezember

Siegmund, Anna, geb. Siegmund, aus Labiau, jetzt bei ihrem Sohn Dr. Lothar Siegmund, 6412 Gersfeld/Rhön, Sanatorium Dr. Siegmund

zum 91. Geburtstag

Steinert, Karl, Zugführer, aus Schmalleningken, Kreis Pogegen, jetzt 2 Hamburg 26, Bürgerweide 18a, am 1. Januar

zum 90. Geburtstag

Friederici, Ida, geb. Broßonn, aus Tawellenbruch, Kreis Elchniederung, jetzt 2357 Bad Bramstedt, Kantstraße 3, am 4. Januar

Jorczik, Käte, geb. Lendzian, aus Ostpreußen, jetzt zu erreichen über ihre Tochter Frau Margarete Tolkmitt, 35 Kassel-Wilhelmshöhe, Brabanterstr. 29, am 11. Dezember

Kröhnert, Helene, verw. Molgedey, aus Lyck, jetzt 75 Karlsruhe, Gartenstraße 19, bei Zibat, am 23. Dezember

Kröhnert, Ida, geb. Wurz, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt 2887 Elsfleth, Wesermarsch, Mühlenstraße 36, am 15. Dezember

Kullick, Marie, aus Schönhorst, Kreis Lyck, jetzt 2409 Pönitz, Hindenburgstraße 13, am 20. Dezember

Metzdorf, Berta, geb. Kullak, aus Moschnen, Kreis Treuburg, jetzt 44 Münster, Duddeyheide 69, am 11. Dezember

Schattling, Lina, geb. Eggert, aus Insterburg, Viktoriastraße 6, jetzt 2082 Heidgraben, Grüner Damm 6, am 31. Dezember

Wolfgramm, Hedwig, geb. Dous, aus Maulen, Kreis Königsberg, jetzt 2 Wedel, Vogt-Körner-Straße 4, am 6. Januar

zum 89. Geburtstag

Grünheid, Charlotte, geb. Syska, aus Königsberg, Berliner Straße 6, jetzt 3301 Lehre-Kampstüh Nr. 2 bei Braunschweig, am 29. Dezember

Steiner, Otto, Hufbeschlagmeister, Hauptgestüt Trakehnen, jetzt 303 Walsrode, Worth Nr. 6, am 5. Januar

zum 88. Geburtstag

Bartholomeyzik, Marie, aus Eichensee, Kreis Lyck, jetzt 7518 Bretten, Carl-Neff-Straße 2, am 24. Dezember

Bleinagel, Adolf, aus Königsberg, Friedrichstraße 2, jetzt 24 Lübeck, Sandkrugskoppel 41, am 31. Dezember

Goetz, Emil, aus Wöjmanns, Kreis Pr.-Eylau, jetzt 3394 Langelsheim, Heinrich-Jasper-Straße 8, am 24. Dezember

Heydasch, Ida, geb. Kersten, aus Schwirgstein, Kreis Ortelsburg, jetzt 337 Seesen, Gänsepforte 31, am 25. Dezember

Oschlies, Berta, geb. Kannapin, aus Insterburg, Kyffhäuserring, jetzt 305 Wunstorf, Ohlendorfsweg 7, am 20. Dezember

zum 87. Geburtstag

Bennien, David, aus Ludendorff, Kreis Labiau, jetzt 285 Bremerhaven 3, Beuthener Straße 5, am 20. Dezember

Gonell, Max, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt 2 Garstedt, Heimpfad 11, am 23. Dezember

Hofer, Martha, geb. Harpain, aus Angerapp, Schulstraße 134, jetzt in Mitteldeutschland, zu erreichen über Herrn Fritz Hofer, 706 Schorndorf, Vorstadtstraße 57, am 24. Dezember

Klein, Samuel, aus Königsberg, Vorstädtische Langgasse 56, jetzt 5678 Wermelskirchen, Friedrichstraße Nr. 57, am 30. Dezember

Lerch, Emil, aus Mohrungen, Lange Reihe 21, jetzt 3011 Letter über Hannover, Alte Aue 7, am 2. Januar

Piesczek, Maria, aus Allenstein, jetzt 1 Berlin 45, Knesebeckerstraße 1, am 5. Januar

Sadowski, Reinhold, aus Lyck, jetzt 6 Frankfurt/M., Max-Eydt-Straße 6, am 2. Januar

zum 86. Geburtstag

Ammon, Emil, aus Schillen, Kreis Tilsit, jetzt 3167 Burgdorf, Hoher Kamp 5, am 11. Dezember

Ellrath, Oskar, aus Pillau I, Breite Straße 9, jetzt 238 Schleswig, Königsberger Straße 27, am 27. Dezember

Olschewski, Anna, aus Gusken, Kreis Lyck, jetzt 2851 Langen, Debstedter Straße 118a, am 21. Dezember

Roweda, Anton, aus Wieps, Alt Schöneberg und Likessen, Kreis Allenstein, jetzt 575 Menden, Danzigstraße 3, am 30. Dezember

Thomeschat, Johanna, aus Moneten, Kreis Lyck, jetzt 33 Braunschweig, Damm 20/21, am 31. Dezember

zum 85. Geburtstag

Arndt, Emil, aus Jorken, Kreis Angerburg, jetzt 2308 Preetz, Thomas-Mann-Straße 12, am 31. Dezember

Drasba, Wilhelmine, aus Lyck, jetzt 24 Lübeck-Siems, Böhmkamp 43, bei Nikolaizik, am 6. Januar

Fuleda, Emilie, aus Widminnen, jetzt 2418 Ratzeburg, Stresemannstraße 1, am 26. Dezember

Baltruschat, Grete, aus Tilsit, jetzt 75 Karlsruhe, Luisenstraße 37, am 21. Dezember

Jährlich, Rudolf, aus Haselberg, Kreis Schloßberg, jetzt 585 Hohenlimburg, Am Krahenbrieck 4, am 20. Dezember

Jackson, Anna, aus Gusken, Kreis Lyck, jetzt 206 Bad Oldesloe, Danziger Straße 1, am 4. Januar

Jobski, Anna, aus Gailau, Kreis Lyck, jetzt 24 Lübeck, Edelsteinstraße 98, bei Friedenberger, am 20. Dezember

Kohnert, Helene, aus Pillau I, Von-der-Groeben-Str., jetzt 23 Kiel, Klausdorfer Weg 31, Altersheim, am 30. Dezember

Lankau, Ida, aus Wohlau, Kreis Heiligenbeil, jetzt 2057 Reinbek, Lindenstraße 3—5, Altenfriede, am 19. Dezember

Soboll, Friedrich, aus Lyck, jetzt 653 Bingerbrück, Hildegardisstraße 34, am 25. Dezember

Sprang, Frieda, aus Tilsit, jetzt 852 Erlangen, Rathsberger Straße 63, Wohnstift, am 5. Januar

zum 84. Geburtstag

Auge, Helene, geb. Weder, aus Nordenburg, Lindenhöhe 7, jetzt 6901 Eppelheim bei Heidelberg, Richard-Wagner-Straße 6, am 15. Dezember

Bonsa, Walther, aus Königsberg, Geserusstraße 24/25, jetzt 655 Bad Kreuznach, Hohe Bell 8, am 25. Dezember

Guddas, Elma, geb. Keil, aus Schirwindt und Lindenau, Kreis Heiligenbeil, jetzt bei ihrer Tochter Frau Renate, 33 Braunschweig, Jasperallee 60, am 23. Dezember

Hermann, Johannes, aus Lyck, jetzt 286 Osterholz-Scharmbeck, Gertenstraße 18, am 3. Januar

Homann, Marie, aus Pillau II, Wogramstraße 10, jetzt 3041 Tewel 77, am 31. Dezember

Macht, Käthe, geb. Albrecht, aus Ortelsburg, jetzt zur Zeit 00182 Roma, Via la Spezia 80, am 27. Dezember

Malso, Fritz, aus Maihof, Kreis Lyck, jetzt 2903 Kirchweyhe, Im Wiesengrunde 6, am 21. Dezember

Sanio, Marie, aus Lyck, jetzt 4 Düsseldorf, Sybelstraße 3, am 28. Dezember

Sensbrowski, Karl, aus Regeln, Kreis Lyck, jetzt 227 Itzehoe-Edendorf, Kranberg 15, Haus 3, am 28. Dezember

Schmidt, August, Major d. R., aus Kosaken bei Goldap, und Königsberg, Claasstraße 6, jetzt 1 Berlin 39, Ulricistraße 48, am 18. November

Wormuth, Ella, aus Königsberg, Hintertragheim 9 jetzt 3339 Schliestedt, Altersheim, am 1. Januar

zum 83. Geburtstag

Baumgarth, Betty, aus Borschimmen, Kreis Lyck, jetzt 795 Biberach, Kraisweg 8, am 28. Dezember

Dreipeleher, aus Gut Annafelde, Kreis Johannisburg, jetzt 645 Hanau/Main, Hauptbahnhofstraße 33, am 24. Dezember

Duwe, Ida, geb. Schmidtke, aus Benkheim, Kreis Angerburg, jetzt 33 Braunschweig, Lüderitzstraße 15, am 31. Dezember

Ferber, Maria, aus Osterode, Elwenspökstr. 18, jetzt 44 Münster, Duddeyheide 28, am 5. Januar

Gallandi, Minna, geb. Danowski, aus Engelstein, Kreis Angerburg, jetzt 1 Berlin-Reinickendorf, Am Schäfersee 53, am 31. Dezember

Gassner, Otto, aus Tilsit, jetzt 565 Solingen 11, Junkerstraße 42, am 28. Dezember

Grust, Marie, geb. Kobialka, aus Sargensee, Kreis Treuburg, jetzt bei ihrer Tochter Frau Erika Ludewig, 46 Dortmund, Hainallee 60

Hagen, Paula, aus Haarschen, Kreis Angerburg, jetzt 2371 Kluvensick über Schessedt, am 30. Dezember

Hübner, Christoph, aus Benkheim, Kreis Angerburg jetzt 2371 Nübbel, am 28. Dezember

Langwald, Marta, aus Königsberg, Kummerauerstr. 34 jetzt 1 Berlin 49, Abendrotweg 7, am 2. Januar

Moskal, Ida, aus Lyck, jetzt 4 Düsseldorf-Benrath, An der Dankeskirche 2, am 25. Dezember

Pahlke, Elisabeth, aus Uderwangen, Kreis Pr.-Eylau, jetzt 2222 Marne, Schwalbenweg 6, am 24. Dezember

Pulver, August, aus Ostpreußen, jetzt 8451 Betzenberg, Post Schwend, am 23. Dezember

Reiler, Friedrich, aus Blumenthal, Kreis Schloßberg, jetzt 3091 Etelsen, Kiechstraße 360, am 3. Januar

Solka, Fritz, aus Auglitten, Kreis Lyck, jetzt 4803 Steinhagen, Luisenstraße 1069, am 3. Januar

Syttkus, Bertha, aus Lyck, jetzt 45 Osnabrück, Rheiner Landstraße 160, am 6. Januar

Vogel, Therese, aus Königsberg, Mühlenstraße 27, jetzt 24 Lübeck, Stralsunder Straße 1, am 28. Dezember

Wilbat, Berta, verw. Hübner, aus Robkojen, Kreis Tilsit, jetzt bei ihrem Sohn Herrn Kurt Hübner, 41 Duisburg 25, Kaiserswerther Straße 354, am 28. Dezember

zum 82. Geburtstag

Bellmann, Käthe, aus Heidekrug, jetzt 238 Schleswig, Götrikstraße 9, am 27. Dezember

Borowey, Marie, geb. Stanko, aus Garbassen, Kreis Treuburg, jetzt 83 Auloh bei Landshut, Siedlungsstraße 5, am 4. Januar

Böttger, Paula, aus Pillau I, Festungsstraße 7, jetzt 24 Lübeck, Ratzeburger Allee 7, am 29. Dezember

Buchholz, Albert, aus Lindenwiese, Kreis Angerburg, jetzt 2841 Wagenfeld-Hesling 15, am 27. Dezember

Pertenbreiter, Gertrud, aus Pillau II, Turmbergstr. 6, jetzt 2412 Poggensee, Post Nusse-Mölln, am 5. Januar

Fischer, Emma, aus Bartenstein, jetzt 24 Lübeck-Stokkelsdorf, Lohstraße 121, am 26. Dezember

Frost, Gustav, aus Angerburg, jetzt 72 Tuttlingen, Karlstraße 13, am 25. Dezember

Klimkat, Elisabeth, geb. Frenkel, aus Königsberg, Marienhofer Weg 19, jetzt 1 Berlin 27, Am Rehgrund 59, am 1. Januar

Kreutzmann, Emma, aus Rautengrund, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt bei ihrer Tochter Frau Hedwig Simonßent, 355 Marburg, Kleine Ortenberggasse 3, am 26. Dezember

Milz, Marie, aus Pillau I, Hindenburgstraße 24, jetzt 2447 Heiligenhafen, Wildkoppelweg 14, am 28. Dezember

zum 81. Geburtstag

Albrodt, Charlotte, aus Gumbinnen, Königsberger Straße 62, jetzt 31 Celle, Südheide 7, am 29. Dezember

Andrees, Robert, aus Pillau I, Breite Straße 12, jetzt 2081 Borstel-Hohenraden, am 25. Dezember

Baudeck, Rosa, aus Pillau-Camstigall, jetzt 7931 Schmiechen, Fuggerstraße 1, am 2. Januar

Dreger, Natalie, geb. Wolf, aus Paßdorf, Kreis Angerburg, jetzt 4432 Gronau, Agnes-Miegel-Str. 3, am 25. Dezember

Engel, Bruno, Schlachtermeister, aus Wehlau, Pregelstraße 27, jetzt 216 Stade, Am Marienplatz 17, am 29. Dezember

Fenstel, Mathilde, aus Kudowa, Kreis Glatz, jetzt 75 Karlsruhe, Hildesheim, Herrenstraße 37, am 1. Januar

Hahn, Gustav, Lehrer i. R., aus Güldenboden, Kreis Mohrungen, und Domnau, jetzt 322 Alfeld/Leine, Eimser Weg 33a, am 28. Dezember

Harbecke, Luise, geb. Hinz, aus Pillau I, Badeanstalt jetzt 2 Wedel, Pulverstraße 62, am 3. Januar

Kruppa, Gustav, aus Lyck, jetzt 241 Mölln, Schäferstraße 5, am 20. Dezember

Lapöhn, Elisabeth, aus Metgethen bei Königsberg jetzt 23 Kiel 14, Quittenstraße 21, am 5. Januar

Letkow, Gustav, aus Lyck, jetzt 5 Köln-Braunsfeld Hermann-Pflaumes-Straße 15, am 26. Dezember

Mecklenburg, Elise, geb. Lilleike, aus Heidenberg, Kreis Angerburg, jetzt 283 Bassum, Bahnhofstr. 26, am 26. Dezember

Nowinski, Adolf, Oberrangiermeister, aus Buchwalde, Kreis Osterode, jetzt 4358 Haltern, Eichenstraße 37 am 26. Dezember

Schröder, Otto, aus Perlswalde, Kreis Angerburg, jetzt 8908 Gersthofen über Augsburg, Joh.-Str. 15a, am 24. Dezember

Turowski, Gustav, aus Benefelde, Kreis Lyck, jetzt 582 Gevelsberg, Wittener Straße 9, am 21. Dezember

Wischnat, Rudolf, aus Rastenburg, jetzt 674 Landau in der Pfalz, Clacisstraße 1a, am 1. Januar

zum 80. Geburtstag

Baumgart, Marie, aus Baitenberg, Kreis Lyck, jetzt 2351 Traooenkamp, Gablonzer Straße D 5, am 25. Dezember

Bromand, Franz, aus Kelchendorf, Kreis Lyck, jetzt 235 Neumünster, Christianstraße 114, am 30. Dezember

Behrend, Willi, aus Liebemühle, Kreis Osterode, jetzt 2058 Lauenburg/Elbe, Dresdener Str. 2, am 25. Dezember

Bialluch, Anna, geb. Urban, aus Markshöfen, Kreis Ortelsburg, jetzt 62 Wiesbaden, Goebenstraße 13, am 30. Dezember

Dauer, Carl, aus Friedland, Gartenvorstadt 37, jetzt 583 Schwelm, Kaiserstraße 1a, am 28. Dezember

Dietsch, Eduard, aus Königsberg, jetzt 1 Berlin 28, Düsterhauptstraße 1, am 6. Januar

Dropiewski, Luise, geb. Augustin, aus Sczepke, Kreis Neidenburg, jetzt bei ihren Kindern Erna und Herbert Schareina, 4937 Lage-Lippe, Ernst-Reuter-Str. 3, am 24. Dezember

Felkeneyer, Franz, aus Allenstein, Schillerstraße, jetzt 28 Bremen 61, Morsumer Straße 16, am 3. Januar

Haller, August, aus Groß Gerlauken, Kreis Insterburg, jetzt 2906 Wardenburg 2, Drosselweg 18, am 25. Dezember

Hoffmann, Oskar, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, jetzt 24 Lübeck, Wielandstraße 7, am 18. Dezember

Kindler, Bruno, Stellmachermeister, aus Mehlsack, Kreis Braunsberg, Heilsberger Straße 27, jetzt 44 Münster, Von-Witzleben-Straße 37, am 28. Dezember

Klein, Friedrich, Oberlehrer i. R., aus Insterburg Kyffhäuserring 22, jetzt 2211 Olixdorf, Haus am Dornbusch, am 5. Januar

Kroehn, Anna, geb. Wist, aus Altenkirch, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt 338 Goslar, Okerstraße 41, Altersheim Haus Abendfrieden

Kröhnert, Karl, Friseurmeister, aus Tilsit, Dirschauer Weg 32, jetzt 3284 Schieder/Lippe, Schulstraße, am 23. Dezember

Lask, Ludwig, aus Prostken, jetzt 24 Lübeck, Angelnweg 47, am 31. Dezember

Lehmann, Herta, aus Insterburg, jetzt 294 Wilhelmshaven, Fritz-Frerich-Straße 6, I., am 25. Dezember

Machmann, Berta, geb. Kehn, aus Friedland, Schippenbeiler Weg 4, jetzt 4044 Kaarst, Windvogt 28 am 30. Dezember

Matthee, Richard, Zollobersekretär i. R., aus Regellen, Kreis Goldap, jetzt 45 Osnabrück, Rudolfstr. 26, am 25. Dezember

Maleika, Anna, aus Gorlau, Kreis Lyck, jetzt 85 Nürnberg, Maxtorstraße 31, am 26. Dezember

Müller, Gustav, aus Lyck, jetzt 1 Berlin 27, Bahnweg 14, am 3. Januar

Neumann, Ida, geb. Guttmann, aus Schloßberg, Markt Nr. 15, jetzt 31 Celle, Fundumstraße 7, am 6. Januar

Olschewski, Henriette, geb. Koloska, aus Aulaken Kreis Lyck, jetzt 31 Westercelle, Gießereistr. 12 am 31. Dezember

Quednau, Max, aus Arys, jetzt 221 Itzehoe, Rohdestraße 15, am 24. Dezember

Ruskowski, Karl, aus Gedwangen, Kreis Neidenburg, zu erreichen über W. Ruskowski, 435 Recklinghausen, Freiherr-vom-Stein-Straße 6, am 3. Januar

Saager, August, aus Großheidekrug/Zielkeim im Samland, jetzt 7301 Deizisau, Starenweg 6

Spanka, Friedrich, aus Erdtmannen, Kreis Johannisburg, jetzt 53 Bonn-Bad Godesberg, Viktoriastr. 60, am 28. Dezember

Striewski, Berta, geb. Spiewak, aus Dietrichswalde, Kreis Allenstein, jetzt 4434 Ochtrup, Finkenstr. 26, am 27. Dezember

String, Margarete, aus Damerauhof, Kreis Samland, jetzt 4072 Wanlo, Stahlenend 36, am 26. Dezember

Schreiber, Hedwig, aus Romotten, Kreis Lyck, jetzt 1 Berlin 12, Giesebrechtstraße 17, am 4. Januar

Unruh, Antonie, aus Pillau II, Langgasse 18, jetzt 21 Hamburg 90, Wilseder Ring 92, am 1. Januar

Weinhold, Auguste, geb. Kitsch, aus Bolleinen, Kreis Osterode, jetzt 466 Gelsenkirchen-Buer-Schaffrath, Giebelstraße 7, am 25. Dezember

zum 75. Geburtstag

Becker, Meta, aus Tilsit und Dammfelde, Post Großlenkenau, jetzt 282 Bremen-Lesum, Auf dem Halm Nr. 27, am 26. Dezember

Dattki, Alfred, aus Königsberg, Alexanderstraße 8, jeztt 655 Bad Kreuznach, Mannheimer Straße 242, am 20. Dezember

Döbel, Gottlieb, aus Schwöllmen, Kreis Pr.-Holland, jetzt 2351 Silzen bei Itzehoe, am 28. Dezember

Ernst, Hedwig, aus Königsberg, Baczko-/Ecke Hindenburgstraße, jetzt 3 Hannover-Kleefeld, Walsroder Straße 4, am 20. Dezember

Graun, Irmgard, geb. Hennig, aus Königsberg und Zichenau, jetzt 33 Braunschweig, Wabestraße 52a

Liebe Abonnenten!

Die Kosten für das von der Post durchgeführte Inkasso betragen pro Abonnement und Monat —,50 DM.

Um von diesem Unkostenfaktor freizukommen, haben wir uns entschlossen, ab 1. Januar 1973 unsere Vertriebsabteilung auf elektronische Datenverarbeitung umzustellen.

Die einfachste und billigste Buchungsmöglichkeit für dieses moderne System ist das gebührenfreie Lastschrifteinzugsverfahren.

Helfen Sie bitte auch mit!

Sofern Sie ein Giro- oder ein Postscheckkonto besitzen, brauchen Sie nur den am Ende befindlichen Vordruck auszufüllen und der Vertriebsabteilung einzusenden.

Nach dieser Genehmigung dürfen Sie keine Bezugsgebühren mehr an die Post entrichten, um Doppelzahlungen zu vermeiden. Das Einzugsverfahren wird automatisch überwacht.

Selbst wenn Sie Ihrer Bank oder Ihrem Postscheckamt einen Dauerauftrag erteilt haben, können Sie auf das gebührenfreie Lastschrifteinzugsverfahren übergehen.

Sehr gern würden wir es sehen, wenn alle Abonnenten, die ein Konto besitzen, unseren Vorschlag akzeptieren. Nur wer kein Giro- oder Postscheckkonto hat, muß bei dem monatlichen Zahlen an den Briefträger bleiben.

Prüfen Sie bitte, wie weit Sie uns entgegenkommen können.

Wir danken Ihnen im voraus für Ihre Mithilfe und wünschen Ihnen allen ein gesundes Weihnachtsfest.

In ostpreußischer Verbundenheit
Ihre Vertriebsabteilung

1. Ich bitte Sie, in meinem Namen den bestehenden Dauerauftrag für das Überweisen der Bezugsgebühren zu löschen und von der Genehmigung unter Ziffer 2) Gebrauch zu machen.
2. Ich erteile Ihnen die Genehmigung, für ¹/₄ — ¹/₂ — 1 ganzes Jahr im voraus die Bezugsgebühren im für mich gebührenfreien Lastschrifteinzugsverfahren von

Postscheckkonto Nr. ____________ beim Postscheckamt ____________

meinem Bankkonto Nr. ____________

bei ____________ Bankleitzahl ____________

abzubuchen.

Name: ____________

Anschrift: ____________

Unterschrift

Koslowski, Meta, geb. Bergmann, aus Königsberg, und Deutsch Eylau, jetzt 53 Bonn, Julius-Plücker-Straße 2, am 26. Dezember

Kohnke, Margarete, Friseurmeisterin i. R., aus Heilsberg, Baderstraße 18, jetzt 5463 Unkel, Rheinbüchel Nr. 9, am 21. Dezember

Kühl, Heinrich, aus Primsdorf, Kreis Angerburg, jetzt 507 Bergisch-Gladbach, Damaschkestraße 3, am 25. Dezember

Kummetz, Meta, aus Pillau I, Jacob-Lietke-Straße 9, jetzt 46 Dortmund, Nederhoffstraße 16, am 25. Dezember

Marx, Anne, geb. Horn, aus Königsberg, Batockistraße 38, jetzt 4951 Holzhausen, Portastraße 1, am 1. Januar

Meinert, Friedrich, aus Paulshagen, Kreis Johannisburg, jetzt 235 Neumünster 3, Rendsburger Str. 342, am 25. Dezember

Posegga, Rudolf, aus Königstal, Kreis Johannisburg, jetzt 4501 Ohrbeck 91, am 23. Dezember

Raczynski, Alma, aus Allenstein, Copernicusplatz 4b, jetzt 24 Lübeck, Heiligengeistkamp 15, am 29. Dezember

Simanowski, Anni, aus Angerburg, jetzt 213 Rotenburg/Wümme, Werkstraße 11, bei Lutterberg, am 29. Dezember

Urbschat, Lina, geb. Naujokat, aus Tilsit, jetzt 51 Aachen, Römerstraße 15/17, am 31. Dezember

zum 70. Geburtstag

Bodschwinna, Anna, aus Prostken, jetzt 2055 Aumühle, Bürgerstraße 2, am 22. Dezember

Brock, Ida, aus Kruttinnen, Kreis Sensburg, jetzt 29 Oldenburg, Franz-Poppe-Straße 8, am 24. Dezember

Brandenburger, Gustav, aus Ebenrode, Werwathstr. 10, jetzt 753 Pforzheim, Lindenstraße 57/59, am 25. Dezember

Gilde, Otto, Landwirt, aus Neunassau, Kreis Insterburg, jetzt 24 Lübeck, Reetweg 12, am 26. Dezember

Grüneberg, Hertha, aus Pillau II, Memeler Str. 23, jetzt 317 Gifhorn, Hauptstraße 4, am 30. Dezember

Horn, Marie, geb. Lautzas, aus Gut Ernstthal, Memelland, jetzt 3388 Bad Harzburg, Silberbornstr. 18, am 2. Januar

Januschewski, Klara, aus Pillau II, Tannenbergstr. 36a, jetzt 237 Rendsburg, Sophienstraße 17, am 1. Januar

Mischke, Otto, aus Pillau II, Langgasse 17, jetzt 2448 Burgstaaken, Stettiner Straße 12, am 6. Januar

Mrongowius, Klara, geb. Enberg, aus Allenstein, jetzt 2427 Malente-Gremsmühlen, Bärwalder Weg 19, am 29. Dezember

Otto, Charlotte, geb. Kanapinat, aus Königsberg, Scharnhorststraße, jetzt 78 Freiburg, Karlsruher Straße 40, am 6. Januar

Pessmann, Martha, aus Pr.-Holland, Kreis Pr.-Holland, jetzt 2222 Marne, Maaßen-Nagel-Straße 9, am 1. Januar

Rinka, Johann, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt 56 Wuppertal-Barmen, Tulpenstraße 15, am 24. Dezember

Scheer, Meta, aus Tilsit, jetzt 242 Eutin, Beutiner Hof, am 25. Dezember

Schilla, Dr. Alfred, Oberstudiendirektor, aus Königsberg und Bartenstein, jetzt 6 Frankfurt (Main) 50, Am Kirchberg 21, am 28. Juli

Wisbar, Richard, Landwirt und Gärtnereibesitzer, aus Seßlacken, Kreis Insterburg, jetzt 3104 Unterlüß, Bücherweg 5, am 25. Dezember

zur Diamantenen Hochzeit

Gerlach, Fritz, Telegrafeninspektor i. R., und Frau Clara, geb. Wolff, jetzt 34 Göttingen, Rosmarinweg 39, am 4. Januar

zur Goldenen Hochzeit

Jendral, Johann und Frau Charlotte, geb. Duscha, aus Neidenburg, jetzt 3201 Hoheneggelsen bei Hildesheim, am 26. Dezember

Jeroch, Gustav und Frau Ida, geb. Konrad, aus Soffen und Staatshausen, jetzt 3331 Neindorf, Am Bahnhof 6, am 26. Dezember

Kienert, Robert und Frau Alma, geb. Preuß, aus Osterwitt, Kreis Osterode, jetzt 401 Hilden, Giesenheide Nr. 26, am 30. Dezember

Neumann, Franz und Frau Elise, geb. Sturpat, aus Königsberg, Kolwstraße 9, jetzt 85 Nürnberg, Röthenbacher Hauptstraße 30, am 20. Dezember

Rarra, Emil und Frau Ottilie, aus Gr. Grieben, Kreis Osterode, jetzt 463 Bochum, Von-der-Recke-Str. 29, Weihnachten 1972

Rodeit, Georg und Frau Herta, geb. Plonszew, aus Bartenstein, Königsberger Straße, jetzt 2418 Ratzeburg, Matthias-Claudius-Straße 5 II, am 27. Dezember

Richter, Rudolf und Frau Elsa, geb. Frieske, aus Lindenhaus, Kreis Schloßberg, jetzt 243 Neustadt-Holstein, Kreienvedder Nr. 6, am 24. Dezember

Rockschies, Ernst und Frau Marie, geb. Rockschies, aus Pülz, Kreis Rastenburg, jetzt 2061 Oering, Hauptstraße 30, am 27. Dezember

Sinnhoff, Otto und Frau Ida, geb. Sadlowski, aus Königsberg, jetzt 2 Hamburg 61, Hardermannsweg Nr. 53, am 26. Dezember

Wenzel, August und Frau Anna, geb. Putzka, aus Bartenstein, Johanniterstraße 60, jetzt 322 Alfeld Kaiser-Wilhelm-Straße 22

Wittke, Walter und Frau Henriette, geb. Karlisch, aus Wissowatten, Kreis Lötzen, jetzt 5608 Radevormwald 1, Kohlstraße 17, am 26. Dezember

zur Beförderung

Riemke, Karl-Heinz (Riemke, Karl † und Frau Emilie, geb. Dreyer, aus Neumark, Kreis Pr.-Holland), jetzt 285 Bremerhaven, Friedrich-Ebert-Straße 22, ist zum Kapitänleutnant befördert worden

zur Ernennung

Stopka, Volker (Stopka, Ernst, Reg.-Vermess.-Amtmann, und Frau Edith, geb. Gust, aus Schlangenfließ, Kreis Johannisburg, jetzt 7841 Marzell 1, Hürrnenweg 26), wurde zum Oberregierungsvermessungsrat ernannt

zur Prüfung

Scheider, Roswitha (Scheider, Johann, Elektromeister, und Frau Christel, geb. Reiss, aus Angerburg, Königsberger Straße 9, jetzt 5441 Höchstberg, Weinstraße 10), hat an der Universität Mainz ihr Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien mit „gut" bestanden

Herzog Albrechts Silberbibliothek

Albrecht von Hohenzollern, der letzte Hochmeister des Ordensstaates und erste Herzog von Preußen, war eine überragende Persönlichkeit, die die Zeichen der Zeit, die sich im Humanismus, Reformation und Renaissance zum machtvollen Dreiklang vereinten, verstand und zu nutzen wußte. Der Gelehrsamkeit und den Künsten aufgeschlossen, gründete er nicht nur 1544 die Universität Königsberg, sondern hatte schon einige Jahre zuvor im ehrwürdigen Ordensschloß die Schloßbibliothek ins Leben gerufen. Sie umfaßte hauptsächlich Schriften von humanistischem und theologischem Charakter.

Der kunstfreudige Fürst zog aber auch Künstler und Kunsthandwerker an seinen Hof in der Pregelstadt. Von dem Nürnberger Goldschmied Christoph Ritterlin ließ der Herzog um einen Oktavband der Evangelienharmonien des Reformators Andreas Osiander silberne Buchdeckel herstellen, die in schönen Reliefs und meisterhafter Ornamentik einen schon im Mittelalter geübten Brauch wiederaufnahmen. Kostbare Handschriften ließ man damals in hölzerne Buchdeckel fassen, auf denen Silberplatten mit gravierten oder getriebenen bildlichen und ornamentalen Darstellungen angebracht waren. Silberne Rückenbänder, Schließen und Zierbuckel ergänzten diese Prachteinbände.

Herzog Albrecht besaß ursprünglich noch einen zweiten „silbergebundenen" Quartband, eine Treibarbeit aus München. Diese beiden Bände sind der Ursprung der später so berühmt gewordenen Silberbibliothek von Königsberg geworden. Als Albrecht 1550 in zweiter Ehe Anna Maria von Braunschweig heiratete, gab diese prachtliebende Frau den Anstoß zum Ausbau der Silberbibliothek. Von dem Nürnberger Goldschmied Cornelius Vorwend, den er für einige Jahre nach Königsberg verpflichtete, ließ der Herzog für die Lutherbibel von 1546 einen prachtvollen Silbereinband mit Vergoldungen und Emailleeinlagen herstellen. Gleichzeitig hatte dieser große Goldschmiedemeister seine Königsberger Kollegen künstlerisch zu unterweisen.

Insgesamt gab Herzogin Anna Maria nach und nach 17 Silbereinbände bei Königsberger Goldschmieden in Auftrag. Sie entstanden zwischen 1554 und 1562, sogar die Namen ihrer Meister sind noch bekannt, die sich bei diesen ungewohnten Arbeiten an süddeutsche Vorbilder hielten.

Diese 20 Bücher in Silbereinbänden gehörten zur persönlichen Bibliothek des Herzogs. Sie kamen später in die Schloßbibliothek, aus der die Staatsbücherei hervorging. In der Schausammlung in den Ordensräumen des Königsberger Schlosses konnte bis 1939 die Silberbibliothek bewundert werden. Sie wurde im Kriege in ein ostpreußisches Gutshaus verlagert und gilt seither als verschollen. Einer der wertvollsten Kunstschätze des deutschen Ostens ist damit verloren worden.

Salzburger-Anstalt Gumbinnen und Salzburger-Verein

Geschäftsstelle:
48 Bielefeld Postfach 7206
Telefon 05 21/76 09 32



Der Vater der „Salzburger"

Rund ein halbes Jahrhundert ist er Hirte der kleinen Schar evangelischer Salzburger in Salzburg. Einer sehr viel größeren Gemeinde aber ist er fast ebenso lange verbunden und mit ihnen geistig und geistlich verwandt: der der evangelischen Salzburger Ostpreußens. Dieser Pfarrer und Vater der Salzburger Ostpreußen, Gerhard Florey, vollendet am 22. Dezember sein 75. Lebensjahr. Heute lebt er in Salzburg, Arnogasse 9, wurde allerdings im Osten Deutschlands, Dresden, geboren.

Bald nach seinem Studium übernahm er eine Gemeinde in Salzburg. Den vertriebenen Salzburgern galt seine ganz besondere Aufmerksamkeit. So war er es auch, der 1932 nach Ostpreußen reiste, um in Gumbinnen anläßlich des 200-jährigen Jubiläums der Vertreibung der Salzburger die Festpredigt zu halten. Vielleicht erinnert sich noch mancher daran, daß Pfarrer Florey seinerzeit mit seinen guten Wünschen für die große Gemeinde offenbar noch einen ganz besonderen Gruß aus dem Salzburger Land mitbrachte: den Schnee, der bei einem plötzlichen Wettersturz mitten im Juni fiel.

Die Probleme der vertriebenen Salzburger behandelt Pfarrer Florey auch in seinem Lebenswerk „Bischöfe, Ketzer, Emigranten", das inzwischen bereits vergriffen ist.

Dem Mann, der sich um die Salzburger Ostpreußen in so großem Maße verdient gemacht hat, möchte auch das Ostpreußenblatt zu seinem Ehrentage die besten Wünsche aussprechen.

V. P.

Es stand in der Zeitung . . .

Vor 140 Jahren

Berlin, 17. Dezember 1832

Das Schiff „Luise" der Seehandlung wird mit schlesischer Leinwand nach der Südsee und China segeln und dort versuchen, neue Märkte zu erschließen.

Vor 120 Jahren

Berlin, 2. Dezember 1852

Der polnischen Fraktion der Zweiten Kammer haben sich nur 14 Abgeordnete angeschlossen, erheblich weniger als die Polen erwarteten.

Vor 100 Jahren

Elbing, 1. Dezember 1872

Die Runkelernte ist vorzüglich. Es wurden Knollen bis zu 25 Pfund Gewicht beobachtet.

Berlin, 14. Dezember 1872

Der Kaiser unterzeichnete die neue Kreisordnung für die Ostprovinzen.

Lyck, 14. Dezember 1872

Die Cholera geift von Russisch-Polen nach Ostpreußen über. In Lyck wurden bereits 42 Todesopfer gezählt.

Vor 90 Jahren

Berlin, 14. Dezember 1882

Das Preußische Abgeordnetenhaus bewilligte 669 000 Mark für Kulturarbeiten im Instertal in Ostpreußen. Die Bauten sollen die Hochwassergefahr verringern.

Königsberg/Pr., 8. Dezember 1882

In allen Ostprovinzen haben sich Komitees gebildet, die Spenden für die von den großen Überschwemmungen an Rhein und Mosel Betroffenen sammeln.

Vor 70 Jahren

Königsberg/Pr., 5. Dezember 1902

Die Schiffahrt zwischen Königsberg und Pillau mußte eingestellt werden. Die Eisdecke auf dem Frischen Haff ist 22 cm dick.

Königsberg/Pr., 7. Dezember 1902

Fünf Infanteristen, die bei einer Felddienstübung aus Versehen auf russisches Gebiet gerieten, wurden von den Grenzwachen zwar festgenommen, aber in deren Stützpunkt bewirtet und dann zu ihrem Truppenteil zurückgeschickt

Königsberg/Pr., 18. Dezember 1902

Alle Zollstellen an der russischen Grenze melden übereinstimmend, daß die russische Grenze weit schärfer bewacht wird als noch vor wenigen Monaten. Die Posten stehen in Sichtweite und zahlreiche Reiter patrouillieren hinter ihnen. Zu dieser militärischen Sicherung tritt noch der Zolldienst.

Vor 60 Jahren

Göttingen, 5. Dezember 1912

An der Universität Göttingen steigt die Zahl der aus Ostdeutschland stammenden Studenten ständig an. Z. Z. sind 45 Pommern (darunter 3 Studentinnen), 37 Schlesier (fünf), 17 Westpreußen (drei) und 11 Ostpreußen (sechs) immatrikuliert.

Königsberg/Pr., 6. Dezember 1912

In Königsberg konnte der seit einigen Monaten arbeitende Wartburg-Bund deutscher Studenten bereits eine erhebliche Anzahl von Mitgliedern gewinnen.

Stockholm, 11. Dezember 1912

Dem schlesischen Dichter Gerhart Hauptmann wurde der Nobelpreis für Literatur verliehen.

Bestätigung

Wer kann bestätigen, daß ich vom 1. 4. 1934 bis 30. 9. 1935 freiwillig d. allgem. Wehrdienst b. d. Artillerie in Tilsit, Ostpr., geleistet habe? Artur Theophil, geb. 10. 2. 1912 in Tranßau/Samland, jetzt 49 Herford, Haselweg Nr. 13.

Wer kann zw. Rentenangelegenheit bestätigen, daß ich bei der Firma Paul W e n k, Elektromontagen, in Königsberg (Pr), Tragheimer Passage, gearbeitet habe? Otto Schitko, Elektromeister, Benno Klaukin, Heinz Brausewetter (Unterhaberberg) und Heinz Pohlmann, Elektromonteure bitte melden! Wir haben den neuen Personenbahnhof in Kbg. installiert.
Edwin Zinserling, 4938 N. Hoyne Ave Chicago Ill. 60625, USA.

Verschiedenes

Ostpreuße, solid. Rentner, 72 J., su. eine neue Heimat. Übernehme gern Haus-, Garten- od. Feldarbeit (ohne Entlohnung) gegen freies Wohnen u. freie Verpflegung. Angeb. u. Nr. 23913 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Nordniedersachsen: Welcher ält. Mann vom Lande mö. bei Wwe., 48/1,60, ev., auf sehr einsamem Anwesen (keine Landwirtschaft) leben? Auch Interessenten ohne Einkünfte sind erwü., da Vertrauen entscheidet. Bedingung: Tierfreund. Angeb. u. Nr. 24047 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Suchanzeigen

Der Privatdozent an der Universität Bonn, Dipl.-Biol. Dr. med. Günter B r i l l a, 53 Bonn, Hohe Straße 9, hat einen Ruf auf den Lehrstuhl für Didaktik der Biologie an der Pädagogischen Hochschule Aachen angenommen. Wer kann Auskunft geben über das Schicksal seines Vaters, des Elektromeisters Alfred Brilla aus Königsberg (Pr), Altstädtischer Markt 20 („Glashalle")? Er wurde zuletzt gesehen im Juni 1945 im Lager Stablack bei Königsberg und soll im Juni/Juli 1945 im Lazarett Georgenburg an Typhus erkrankt und gestorben sein.

Urlaub/Reisen

Sylt ist immer eine Reise wert. Komf.-App. ab 15,— DM. **Wesemann,** 228 Westerland, Norderstraße 23, Tel. 0 46 51/77 45.

Bad Salzuflen/Teutoburger Wald
Kurheim Haus RENATE
Moltkestraße 2 a, Tel. (0 52 22) 27 24, 2 Min. v. Kurpark u. Badehäusern entfernt. Ganzjährig geöffnet.

Unsere Inserenten warten auf Ihre Zuschrift.

FAMILIEN-ANZEIGEN



Das Fest der SILBERNEN HOCHZEIT feiern am 24. Dezember 1972 unsere Eltern

Gerhard
und Margarethe Petereit
geb. Wegt
aus Wehlau-Wattlau/Ostpr., Schwarzorter Straße 38

Es gratulieren herzlichst
ihre Kinder
Horst mit Frau
Rolf

6101 Traisa, Ludwigstraße 115



Weihnachten 1972 feiern unsere lieben Eltern

Otto Baltruschat
und Frau Frieda,
geb. Schombach
aus Schloßberg, Ostpreußen

ihren 4 0. H o c h z e i t s t a g.

Es gratulieren recht herzlich
die Kinder
und Enkelkinder

67 Ludwigshafen,
Ludwig-Börne-Straße 3

Am 19. Dezember 1972 begingen wir das Fest unserer SILBERNEN HOCHZEIT.

Robert Röscher
Grete Röscher, geb. Lemke
aus Lyck, Ostpreußen, Blücherstraße 1

215 Buxtehude, Am Walde 14



Am 20. Dezember 1972 feiern meine lieben Eltern, Schwiegereltern und Großeltern

**Franz Neumann
und Frau Elise, geb. Strupat**
aus Königsberg (Pr), Kolwstraße 9

ihre Goldene Hochzeit.

Dazu wünschen wir Gottes Segen und alles Gute für den weiteren gemeinsamen Lebensweg

In Dankbarkeit
Siegfried Neumann
mit Frau Erika
und Sohn Werner

85 Nürnberg, Röthenbacher Hauptstraße 30

Weihnachten 1972 feiern unsere lieben Eltern

Emil Rarra
und Frau Ottilie
aus Gr. Grieben, Kr. Osterode, Ostpreußen
jetzt 463 Bochum, Von-der-Recke-Straße 29

das Fest der
GOLDENEN HOCHZEIT.

Es gratulieren
die dankbaren Kinder



Am 26. Dezember 1972 feiern

Gustav Jeroch
und Frau Ida,
geb. Konrad
aus Soffen und Staatshausen, Ostpreußen

das Fest der
GOLDENEN HOCHZEIT.

Es gratulieren herzlichst
die Kinder, Enkel
und Urenkel

3331 Neindorf, Am Bahnhof 6



Das Fest der GOLDENEN HOCHZEIT feiern Weihnachten 1972 unsere lieben Eltern

Otto
und Ida Sinnhoff
(Synowzik)
aus Königsberg (Pr) und Ponarth
jetzt 2 Hamburg 61, Hadermanns Weg 53

Es gratulieren herzlich
die Kinder, Enkel
und alle Verwandten

Die Feier findet im Kreis der Familie in Walsrode/Han. statt.

Am 26. Dezember 1972 feiern unsere lieben Eltern und Großeltern

Johann Jendral
und Frau Charlotte,
geb. Duscha
aus Neidenburg

das Fest der
GOLDENEN HOCHZEIT.

Es gratulieren herzlich und wünschen weiterhin Gottes Segen
ihre Kinder
und Enkelkinder

3201 Hoheneggelsen bei Hildesheim

Am 26. Dezember 1972 feiern ihre GOLDENE HOCHZEIT im Kreise ihrer Kinder und Enkel

Walter Wittke
und Frau Henriette,
geb. Karlisch
aus Wissowatten, Kr. Lötzen
jetzt 5608 Radevormwald 1
Kohlstraße 17

67

Am 25. Dezember 1972 feiert meine liebe Frau, unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und Omi, Frau

Maria Volkmann
geb. Loyal
aus Kanthausen, Kr. Gumbinnen

ihren 6 7. G e b u r t s t a g.
Es gratulieren recht herzlich und wünschen alles erdenklich Gute und Gottes Segen für noch viele gemeinsame Jahre
ihr Mann Ernst
ihre Söhne Manfred
und Bruno mit Familien

2077 Trittau, Breslauer Str. 5

70

Am 26. Dezember 1972 feiert mein lieber Mann, unser guter Vater und Großvater

Landwirt
Otto Gilde
aus Neunassau, Kr. Insterburg

seinen 7 0. G e b u r t s t a g.

Es gratulieren herzlich und wünschen weiterhin noch viele gemeinsame Jahre
seine Frau Helene
die dankbaren Kinder
und Enkelkinder

24 Lübeck, Reetweg 12

75

Am 26. Dezember 1972 begeht unsere liebe Schwester, Schwägerin, Tante und Großtante

Meta Koslowski
geb. Bergmann
aus Königsberg (Pr) und Deutsch-Eylau

ihren 7 5. G e b u r t s t a g.

Es gratulieren und wünschen beste Gesundheit und recht lange Lebensjahre
Linda Wiese,
geb. Bergmann
Werner
und Emmi Bergmann,
geb. Legien
sowie deren Kinder
und Enkel

53 Bonn, Julius-Plücker-Str. 2

Ihr lieber Mann Wine ist leider noch bei den letzten Kämpfen um Küstrin im Frühjahr 1945 gefallen.

60

Am 4. Januar 1973 feiern unsere lieben Eltern, Großeltern und Urgroßeltern

Telegrafeninspektor i. R.
Fritz Gerlach
und Frau Clara
geb. Wolff

das Fest der
DIAMANTENEN HOCHZEIT.

Es gratulieren herzlichst und wünschen Gesundheit und Gottes Segen auch für die künftigen Ehejahre
ihre Kinder,
Enkelkinder
und das Urenkelchen.

34 Göttingen, Rosmarinweg 39



Am 23. Dezember 1972 feiert mein lieber Mann, unser lieber Vater, Schwiegervater und Opa

Friseurmeister
Karl Kröhnert
aus Tilsit, Dirschauer Weg 32
seinen 8 0. G e b u r t s t a g.
Es gratulieren herzlich und wünschen weiterhin Gesundheit und Wohlergehen
seine Ehefrau Martha,
geb. Pietsch
die Kinder
und Enkelkinder
Seine Ehefrau Martha feiert am 30. Dezember 1972 ihren 7 7. G e b u r t s t a g.
Auch hierzu alles erdenklich Gute.
3284 Schieder (Lippe), Schulstraße

Unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter und Urgroßmutter

Elise Kunz
geb. Kaul
Mohrungen, Ostpreußen
jetzt 576 Neheim-Hüsten
Asternwinkel 1

feiert am 30. Dezember 1972 ihren 7 3. G e b u r t s t a g.
Es gratulieren im Namen aller Angehörigen
Josef Müller
und Frau Erika,
geb. Kunz



Jahre

wird am 1. Januar 1973 unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und liebste Oma, Frau

Anne Marx
geb. Horn
aus Königsberg (Pr), Batockistraße 38
jetzt 4951 Holzhausen (Porta Westfalica) Portastraße 1

Wir gratulieren herzlichst und wünschen Gesundheit und Gottes Segen.
Karl-Heinz Marx
und Frau Erika
Annerose Marx
Heinz-Jürgen Marx
Klaus-Peter Marx
Michael Marx
und Gerd Marx

7 Stuttgart 1, Rathenaustraße 3



Zum 70. GEBURTSTAG am 2. Januar 1973 gratulieren wir herzlichst unserer lieben Mutter und Schwiegermutter, Frau

Marie Horn
Gut Ernstthal/Memelland

Rosemarie Kutscher, geb. Horn
Wilhelm Kutscher
Dr. med. Hans-Dieter Horn
Margarete Horn, geb. Nitz

3388 Bad Harzburg, Silberbornstraße 18



Am 25. Dezember 1972 feiert unsere liebe Oma

Auguste Weinhold
geb. Kitsch
aus Bolleinen, Kreis Osterode/Ostpr.

bei guter Gesundheit
ihren 8 0. G e b u r t s t a g.

Wir gratulieren recht herzlich
Erich Lux und Frau Hedwig,
geb. Weinhold
Willi Danielowski und Frau Gerda
sowie Urenkel Jürgen

466 Gelsenkirchen-Buer-Schaffrath
Giebelstraße 7



Am 5. Januar 1973 feiert der Oberlehrer i. R.

Friedrich Klein

aus Insterburg, Kyffhäuser-Ring 22, jetzt 2211 Ölixdorf, Haus am Bornbusch

seinen 80. Geburtstag.

Es gratulieren herzlichst seine dankbaren Kinder, Enkelkinder und Anverwandte

---

Zum vollendeten 80. Lebensjahr herzlichen Glückwunsch für Frau

Anna Kroehn,

geb. Wist

aus Altenkirch, Kreis Tilsit-Ragnit

jetzt 338 Goslar, Okerstraße 41, Altersheim „Haus Abendfrieden"

wünschen ihre Tochter, Schwiegersöhne, Enkel und Urenkel sowie ihre Nichte Traute.



Jahre alt wird am 25. Dezember 1972 unser lieber Opa

August Haller

aus Gr. Gerlauken, Kreis Insterburg, Ostpreußen

Kinder und Enkelkinder gratulieren ganz herzlich.

2906 Wardenburg 2, Drosselweg 18



Am 28. Dezember 1972 begeht mein lieber Mann, unser lieber Vater, Schwiegervater und Opi

Carl Dauer

aus Friedland/Ostpreußen Gartenvorstadt 37

seinen 80. Geburtstag.

Es gratulieren herzlichst und wünschen weiterhin alles Gute und Gottes Segen

seine Frau Elise
seine Kinder
Schwiegerkinder
und Enkelkinder

583 Schwelm/Westf., Kaiserstraße 1a



Unsere liebe Mutter, Großmutter und Urgroßmutter, Frau

Lina Schattling

geb. Eggert

aus Insterburg, Viktoriastr. 6

feiert am 31. Dezember 1972 ihren 90. Geburtstag.

Es gratulieren recht herzlich
Enkeltochter
Margot Weinert, geb. Zimmer
sowie alle Kinder, Enkel und Urenkel

2082 Heidgraben, Grüner Damm 6
früher Königsberg (Pr), Marienstraße 13-15

Am 15. Dezember 1972 feierte unsere liebe Mutter, Oma und Uroma

Ida Kröhnert

geb. Wurz

aus Neukirch, Elchniederung

ihren 90. Geburtstag.

Es gratulieren herzlich und wünschen Gottes Segen

ihre Kinder

2887 Elsfleth, Mühlenstraße 36

Am 13. Dezember 1972 entschlief nach langer, schwerer Krankheit, 5 Wochen nach dem Tode unseres Vaters, unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, meine liebe Schwester und Schwägerin

Herta Klein

geb. Kramer

* 25. 5. 1894 in Königsberg (Pr)
aus Knöppelsdorf, Kreis Königsberg-Land

In stiller Trauer
Annelise Bundt, geb. Klein
Otto Bundt
Sigrid Schiffling, geb. Klein
und Enkelkinder

2161 Großenwörden

Ein treues Mutterherz hat aufgehört zu schlagen.

Plötzlich, für uns alle unfaßbar, verschied am 28. Oktober 1972 meine liebe Frau, unsere liebe Mutti, Schwiegermutter, Oma und Uroma

Helene Tiska

geb. Günther

aus Rastenburg, Tannenwalderweg

kurz vor Vollendung ihres 70. Lebensjahres in 1301 Serwest/Eberswalde.

In tiefer Trauer
im Namen aller Angehörigen
Johann Tiska
und Kinder

588 Lüdenscheid, Potmeckerweg 12

Plötzlich und unerwartet ist heute mein geliebter Mann, guter Vater, Schwieger-, Großund Urgroßvater, Schwager und Onkel, der frühere

Landwirt

Bernhard Reimer

aus Schwanensee, Kreis Elchniederung/Ostpr.

im Alter von 84 Jahren in die ewige Heimat eingegangen.

Im Namen aller, die um ihn trauern, in tiefstem Schmerz
Grete Reimer

7107 Bad Wimpfen, Mörikestr. 10
den 24. November 1972

Die Trauerfeier hat in Bad Wimpfen stattgefunden.

Elfriede Preuß

geb. Kauffmann

starb unerwartet fern ihrer so sehr geliebten Heimat.

In tiefer Trauer
Theodor Preuß
Wolfgang Preuß
Sabine Preuß
und alle Verwandten

2 Hamburg 55, Charitas-Bischoff-Treppe 15
früher Pillau und Memel

Nach einem arbeitsreichen Leben entschlief nach schwerem Leiden

Ottilie Sadowski

geb. Trinoga

geb. 4. 7. 1885 gest. 26. 11. 1972
aus Aulacken, Kreis Lyck, Ostpreußen

In stiller Trauer
Alice Koyro, geb. Trinoga
und alle Angehörigen

4782 Erwitte, An der Friedenseiche 13

Die Beisetzung fand am 30. November 1972 auf dem Friedhof in Erwitte statt.

Magdalena Bressau

Oberpostsekretärin i. R.

aus Rauschen, Samland

* 27. 5. 1895 † 6. 12. 1972

ist plötzlich und unerwartet für immer von uns gegangen.

In stiller Trauer
Ulrich, Margarete und Jörg Bressau
im Namen aller Angehörigen und Freunde

565 Solingen 1, Fontanestraße 8

Wir haben unsere geliebte Mutter, Schwiegermutter, Großmutter und Schwester

Emma Herzfeld

geb. Tiedemann

aus Hermsdorf, Kreis Pr. Holland
zuletzt Birkenfeld (Württemberg)

am 5. Dezember 1972 im 77. Lebensjahre durch Unfall verloren.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Erna Herzfeld
712 Bissingen a. d. Enz, Ahornweg 5
Kurt Herzfeld
7534 Birkenfeld, Tilsiterweg 5

Nach einem Leben voller Liebe und Fürsorge wurde am 1. Dezember 1972 unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Groß- und Urgroßmutter, Frau

Bertha Häfke

geb. Schirrmacher

im 90. Lebensjahre aus dieser Zeit abberufen.

Im Namen der Angehörigen
Elise Krüger, geb. Häfke

3352 Einbeck, Bismarckstraße 29

Ein gütiges Herz hat aufgehört zu schlagen

Emma Schwark

geb. Rittins

* 8. 10. 1890 † 2. 12. 1972
aus Kuckerneese, Markt 9

Unsere über alles geliebte Mutter, Schwiegermutter und gütige Omi hat uns für immer verlassen.

Im Namen der Hinterbliebenen
die Kinder
Waltraut Hardt
Klaus Schwark

Trauerhaus Familie Alfred Hardt aus Treuburg/Ostpreußen
75 Karlsruhe, Südendstraße 27

Fern unserer geliebten Heimat entschlief am 11. Dezember 1972 nach kurzer Krankheit im Alter von 69 Jahren unser lieber Bruder, Schwager und Onkel

Landwirt

Oskar Gau

aus Seefeld, Kreis Fischhausen

In stiller Trauer
die Geschwister
Verwandte und Freunde

Zum Jahresausgang gedenken wir des Heimganges meines lieben Mannes, unseres Vaters, Großvaters, Bruders, Schwagers und Onkels, des

Bauern

Albert Neuendorf

* 19. 7. 1901 † 29. 8. 1972
aus Ardappen, Kreis Bartenstein

In stiller Trauer
im Namen der Familie
Ella Neuendorf, geb. Schürrmann

2391 Dollerupholz, Kreis Flensburg Land, im Dezember 1972

Die Beisetzung hat am 1. September 1972 in Grundhof stattgefunden.

Gottes Wille kennt kein Warum.

In den frühen Morgenstunden des 1. Advent verstarb mein lieber Mann, mein herzensguter Vater, unser lieber Bruder, Schwager, Vetter und Onkel

Bauer

Willy Lipka

aus Masuren, Kreis Treuburg, Ostpreußen
* 12. 5. 1901 † 3. 12. 1972

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Anna Lipka, geb. Kreutz
und Tochter Waltraut

2217 Kellinghusen, Schützenstraße 93, den 15. Dezember 1972

Die Beerdigung fand am 6. Dezember 1972 auf dem Nordfriedhof Kellinghusen statt.

Nach schwerem Leiden entschlief am 11. November 1972 im Alter von 70 Jahren unsere liebe Mutter und Großmutter

Frieda Kubutat

geb. Lenkeit

aus Ragnit, Ostpreußen, Lehrhöferstraße 27a

Im Namen aller trauernden Hinterbliebenen
Heinz Kubutat

623 Frankfurt/Main, Am Hühnerberg 10

Die Beisetzung fand am 16. November 1972 in Hamburg-Harburg statt.

Unsere liebe Mutter, Großmutter, Urgroßmutter, Schwägerin, Tante und Cousine, Frau

Lucie Bogdahn

geb. Bankmann

* 12. 9. 1886 † 10. 12. 1972
aus Schwanensee, Kreis Elchniederung

hat uns heute für immer verlassen, um zu schauen, was sie geglaubt hat.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Willy Bogdahn

2059 Roseburg über Büchen

Wir haben sie auf dem Schwarzenbeker Friedhof, Möllner Straße, zur letzten Ruhe gebettet.

In ihrem kleinen Haus in Detmold, Kesternerstraße 19, entschlief am 2. Dezember 1972 unsere liebe Kusine

Lydia Wilutzki

* 26. 7. 1896 † 2. 12. 1972
Buchdruckereibesitzerin
aus Fischhausen, Ostpreußen.

Ihre über alles geliebte Heimat, aus der sie 1945 vertrieben wurde, hat sie nicht mehr wiedergesehen.

In stiller Trauer
die Geschwister
Frau Hertha Hampe, geb. Mittelstaedt
2 Hamburg 76, Grillparzerstr. 21
Dr. Hans Heinrich Mittelstaedt
6229 Schlangenbad-Georgenborn, Kirchenpfad 1

Haltet mich nicht auf,
denn der Herr hat seine Gnade zu meiner Reise gegeben

Nach einem erfüllten Leben entschlief sanft unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Urgroßmutter, Schwägerin und Tante

Auguste Gulatz

geb. Kurrek

geb. 21. 9. 1880 gest. 13. 12. 1972
aus Lyck, Ostpreußen

In stiller Trauer
Dr. Heinrich Gulatz
Ida Arnhold, geb. Gulatz
Elfriede Bzdurreck, geb. Gulatz
und alle Angehörigen

49 Herford, Im Appelgarten 5

Wir trauern um unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und Oma

Marie Bondzio

geb. Pedak

Witwe des Schulleiters Gustav Bondzio

Soffen, Langsee, Lyck/Ostpreußen

Sie starb am 10. Dezember 1972 nach langer, schwerer Krankheit im 77. Lebensjahre.

Joachim Bondzio
Wilhelm Bondzio
Gottfried Bondzio
Erhard Bondzio
Regina Zurawski, geb. Bondzio
mit ihren Familien

75 Karlsruhe-Gartenstadt, Krokusweg 11

Im Alter von 86 Jahren verließ uns heute für immer unser geliebtes Ochen, Frau

Helene Maeckelburg

geb. Buechler

Domäne Lyck/Ostpreußen

Sie war bis zuletzt Mittelpunkt der Familie.

Es trauern um sie

Kurt und Hildegard Kaulbarsch
Hartmut und Maria Kaulbarsch
mit Falk-Dietrich und Sigrun
Manfred und Gudrun Kaulbarsch
Frau Marie Buechler, geb. Buechler
als Schwester

2091 Luhdorf, Haus 229, den 10. Dezember 1972

Martha Neumann

geb. Tolkiehn

geb. 15. 10. 1891 gest. 30. 11. 1972

aus Wargen und Königsberg (Pr), Wrangelstraße 15

Es trauern um sie

Heinrich Tolkiehn und Familie
2358 Kaltenkirchen, Funkenberg 57
Emil Tolkiehn und Familie
6705 Deidesheim, Weinstraße 3 d
Wilhelmine Birde, verw. Neumann
und Familie
San Francisco, USA

Die Beerdigung hat in Kaltenkirchen stattgefunden.

Mein lieber Mann, unser verehrter, selbstloser Vater und treusorgender Großvater, unser guter Bruder, Schwager und Onkel

Dr. Gustav Brause

geb. 28. Dezember 1895 in Altenberg/Ostpreußen

hat seinen Lebensweg vollendet.

Wir trauern in Liebe und Dankbarkeit

Irmgard Brause, geb. Schulz
Dr. Irmline, geb. Brause
und Prof. Dr. Walter Veit
mit Friederike und Konstanze
Hermine, geb. Brause
und Dr. jur. Jürgen Costede
und Susanne und Judith
auch im Namen aller Familien-Angehörigen

5672 Leichlingen, Kirchstraße 29b, den 7. Dezember 1972
Melbourne/Austr. und Göttingen

Die Trauerfeier hat am Dienstag, dem 12. Dezember 1972, stattgefunden. Die Beisetzung der Urne ist in aller Stille.

Wer so gewirkt wie Du im Leben,
wer so erfüllte seine Pflicht
und stets sein Bestes hergegeben,
der stirbt auch selbst im Tode nicht.

Willy Thomaszik

Kaufmann aus Heiligenbeil

* 17. Juni 1911 † 24. November 1972

Viel zu früh und für uns alle unfaßbar bist Du von uns gegangen

Sein geliebtes Ostpreußen zu sehen, ging nicht in Erfüllung.

In Liebe, Dankbarkeit und stillem Gedenken

Gertraud Thomaszik,
geb. Moyseschewitz
mit Gundi und Renate
und allen Angehörigen

5204 Lohmar1, Altenrather Straße 77

Die Trauerfeier fand am Mittwoch, dem 29. November 1972, in Lohmar statt.

Meine Zeit steht in Deinen Händen.
Psalm 31, Vs. 16

Gott der Herr nahm nach einem arbeitsreichen, pflichterfüllten Leben meinen lieben, gütigen Mann, Schwager und Onkel

Pfarrer i. R.

Hermann Braun

Ostpreußen Ragnit, Argenbrück,
Ndrh. Sonsbeck

nach schwerer Krankheit im Alter von 74 Jahren zu sich.

In stiller Trauer

Edith Braun, geb. Schmidt
und Verwandte

328 Bad Pyrmont, Oberer Weg 15, den 1. Dezember 1972

Die Beisetzung hat am Donnerstag, dem 7. Dezember, um 13 Uhr auf dem Stadtfriedhof Bad Pyrmont-Holzhausen stattgefunden.

Mein Mann, der Vater, Schwiegervater, Großvater, Bruder und Schwager

Dr. med. vet. Fritz Schattner

ist am 12. Dezember 1972 nach einer ihn immer mehr belastenden Krankheit verstorben. Er verläßt uns nach einem Leben voller Arbeit und Güte, fern seiner ostpreußischen Heimat, im 77. Lebensjahr.

Käthe Schattner, geb. Ernst
Sigrid Tauchnitz, geb. Schattner
Gerhard Tauchnitz
Christa Bachmann, geb. Schattner
Paul-Gerhard Bachmann
Ursula Speicher, geb. Schattner
Dr. Wolfgang Speicher
Martin, Thomas, Andreas
Gabriele, Uschi und Renate
Willy Schattner und Frau Erna
Familie Ernst

415 Krefeld, Mozartstraße 2

Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief am 26. November 1972 mein lieber Mann, unser herzensguter Vater, Schwiegervater und Opa

Erich Rogies

aus Königsberg (Pr), Seligenfeld, Wetzhausenweg

im 77. Lebensjahre.

In Liebe und Dankbarkeit

Maria Rogies, geb. Vogel
Eduard Timm und Frau Ruth,
geb. Rogies
Patricia
Claus Rogies und Frau Irmgard,
geb. Kohls
Margret und Ulrike
Klaus Rehder und Frau Hannelore,
geb. Rogies
Carsten und Christian
Reinhard Rogies und Frau Irene,
geb. Zotz

2054 Geesthacht, Am Haferberg 5

Nach langem, schwerem Leiden entschlief plötzlich und unerwartet am 27. November 1972 im Alter von 63 Jahren mein lieber Mann, mein guter Vater, unser guter Schwiegervater und Großvater

Paul Bilitza

aus Pillau, Ostpreußen

Im Namen aller Angehörigen
Gertrud Bilitza

2851 Spaden über Bremerhaven, Blinkstraße 3

Am 8. Dezember 1972 entschlief mein geliebter Mann, unser guter Vater, Schwiegervater, Großvater und Urgroßvater, unser lieber Bruder, Schwager und Onkel nach schwerer, in Geduld ertragener Krankheit im 73. Lebensjahre

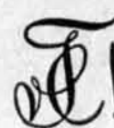
Adolf Schwarz

aus Königsberg (Pr)-Metgethen

In stiller Trauer
Margarete Schwarz
und Kinder

645 Hanau a. M., Freigerichtstraße 23

Die Trauerfeier fand am 13. Dezember 1972 in Hanau statt.



Wir trauern um unsere lieben Bundesbrüder

Dr. med. Hans Salz

Facharzt für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten

rec. 13. 5. 1926 — gest. SS 1971

Dr. rer. pol. Hans Grunwald

Diplom-Kaufmann

rec. 5. 4. 1919 — gest. 10. 1. 1972

Ernst Bahr

Landwirt

rec. 26. 10. 1909 — gest. 18. 5. 1972

Dr. rer. pol. Heinrich Fligg

Diplom-Kaufmann, Bürgermeister a. D., Oberstleutnant a. D.

rec. 11. 10. 1919 — gest. 19. 6. 1972

Ernst Porsch

Zahnarzt

rec. 5. 4. 1919 — gest. 1. 10. 1972

R. i.p.

Akademische Verbindung Tuisconia — Königsberg zu Bonn im CV

Für die Altherrenschaft

Dr. Horst — Joachim Willimsky

Nach einem arbeitsreichen, schicksalsschweren Leben wurde am 1. Dezember 1972 mein lieber Mann, guter Vater und Schwiegersohn, der

Spediteur

Paul Schetat

aus Tilsit Hohestraße 91

im Alter von 75 Jahren von seinem schweren Leiden erlöst.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Doris Schetat, geb. Denk
Dagmar Schetat

3304 Gommern, den 1. Dezember 1972

Die Beerdigung fand am Donnerstag, dem 7. Dezember 1972, um 14 Uhr in Gommern statt.

Wir geben in tiefer Trauer die Nachricht, daß Herr

Erwin Wrege

* 3. 2. 1912 † 2. 12. 1972

aus Hohenstein, Ostpreußen

nach einem tragischen Autounfall für immer von uns gegangen ist.

Wir verabschieden uns von unserem unvergessenen Vater, Bruder, Schwiegervater und Großvater

Ekkehard Alexander
Ehrentraut, Sieglinde,
Julia und Margot
im Namen aller Verwandten

7333 Ebersbach (Fils), Teckstraße 17
2262 Leck, Norderbergstraße

Friedrich Ramminger

* 22. 12. 1894 † 10. 12. 1972

aus Adlerswalde, Kreis Schloßberg/Ostpreußen

Wir trauern um ihn in Liebe und Dankbarkeit.

Johanna Ramminger, geb. Borm
Liselotte Suschke, geb. Ramminger
Barbara Suschke
und alle Angehörigen

35 Kassel, Kölnische Straße 72

Die Beisetzung fand am Freitag, dem 15. Dezember 1972, 13 Uhr, in der Hauptfriedhofskapelle Kassel (Karolinenstraße) statt.

Plötzlich und unerwartet verstarb mein lieber Mann, mein guter Vater, Schwiegersohn, Bruder, Schwager und Onkel

Kurt Paetzel

* 24. 12. 1911 † 8. 12. 1972

Landwirt aus Baarden, Kreis Pr. Holland

In stiller Trauer

Christel Paetzel, geb. Gehrmann
Brigitte Paetzel
und alle Angehörigen

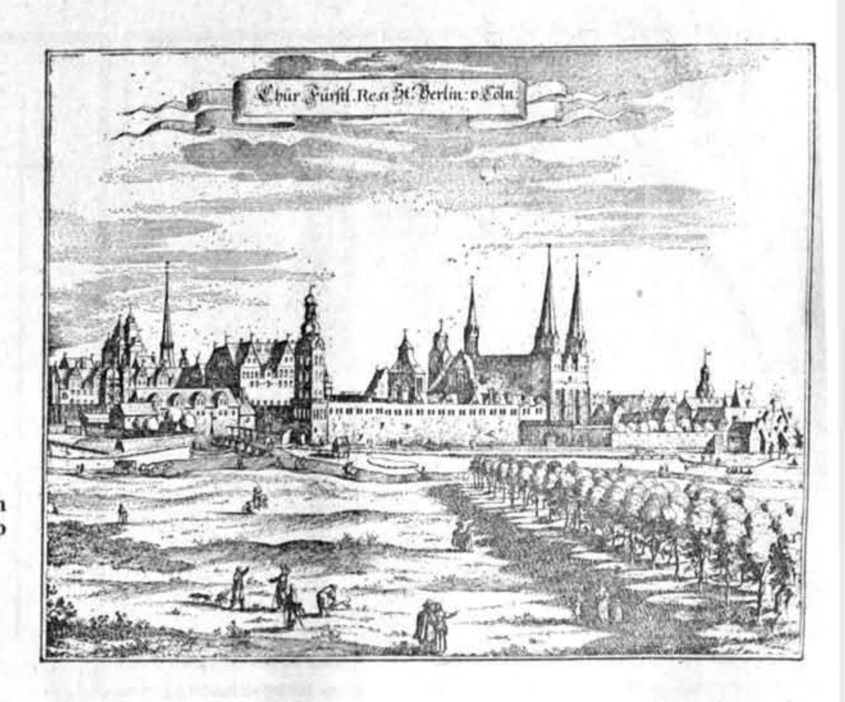
5039 Meschenich, Kreis Köln, Blasiusstraße 19

Berlins berühmteste Straße hat Geburtstag

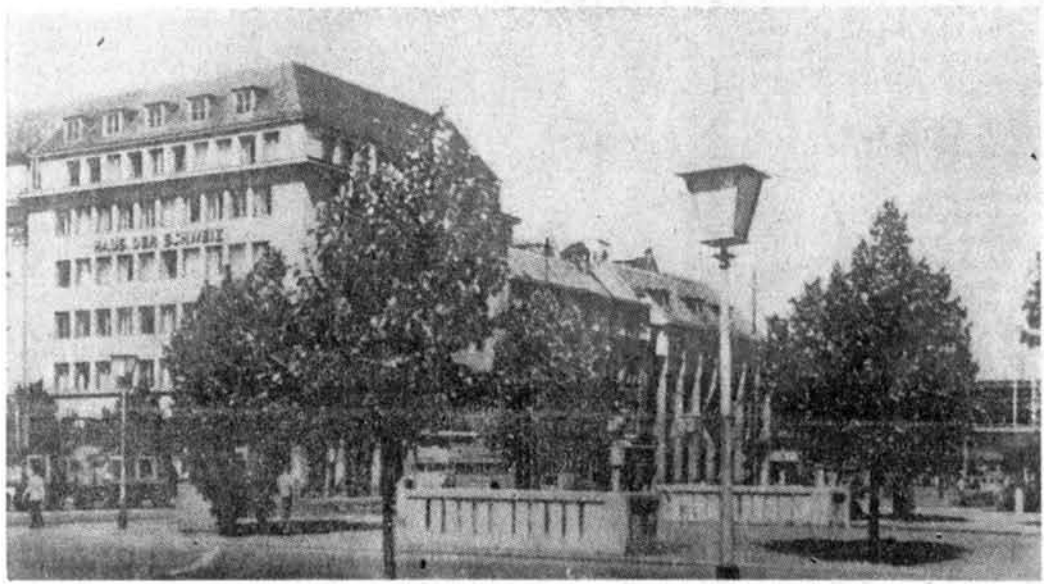
325 Jahre „Unter den Linden"

Es gibt keine andere deutsche Straße, die so eng mit der Geschichte und den Geschicken Deutschlands verknüpft ist wie sie: die Straße „Unter den Linden" in Berlin, die in diesem Jahr auf ihr 325jähriges Bestehen zurückblicken konnte. Geschichte und Histörchen ranken sich um den unter dem Großen Kurfürsten 1647 angelegten Prachtboulevard, der seit der Teilung der Stadt zum Ostteil Berlins gehört. 60 Meter breit und 1,3 Kilometer lang führt er, von vier Reihen Lindenbäumen eingefaßt, an der alten Schloßbrücke beginnend zum Brandenburger Tor, hinter dem heute Mauer und Stacheldraht die Grenze zwischen Ost- und West-Berlin markieren.

Die Entstehung dieser vielbesungenen Straße war nicht geplant: Wie so vieles in der Geschichte wuchs sie sozusagen von selbst und im Laufe der Entwicklung. Die ersten „Linden", sechsreihig und abwechselnd mit Nußbäumen nach dem Dreißigjährigen Krieg im westlichen Vorgelände angelegt, fielen notwendigen Befestigungsarbeiten zum Opfer. Erst die zweite, später gepflanzte Lindenallee wurde zur Stammmutter der jahrhundertelang die Lebensader Berlins bildenden Pracht- und Hauptpromenade der Stadt.



Berlin zur Zeit des Großen Kurfürsten, als die „Linden" noch eine Allee außerhalb der Stadt war (Kupferstich von Merian Zeller 1652)



Unter den Linden 1972

Die Berliner schienen vor dreihundert Jahren besonderes Vergnügen am Spazierengehen zu haben. Und damals schon haben sie eifersüchtig darüber gewacht, daß ihr Vergnügen nicht geschmälert wurde. „Die Lindenallee", meinte einmal die Kurfürstin Sophie Charlotte, die Gemahlin des späteren ersten preußischen Königs Friedrich I., „ist so etwas wie eine spezifisch berlinische Krankheit. Wenn man daran rührt, bekommt die ganze Stadt sofort die wunderlichsten Zustände."

Das mag die Erklärung dafür sein, daß es mit der Randbebauung der „Linden" gute Weile hatte. Um 1700 noch gab es nur zwei Häuser am Rande der Promenade: das Wohnhaus des Markgrafen von Schwedt und das Gebäude des kurfürstlichen Marstalls. Erst als die Vorstädte, Dorotheen- und Friedrichstadt, mit nahezu gründerzeitlicher Geschwindigkeit aus dem Boden wuchsen, als hinter dem damals noch urwaldähnlichen Tiergartenforst der Ort Charlottenburg sich ausbreitete, wagte sich die preußische Krone an die „Linden"-Bebauung: das erste imposante und noch heute erhaltene Bauwerk entstand: das von Nehring und Schlüter entworfene „Zeughaus", heute „Museum für deutsche Geschichte" der „DDR".

Danach dauerte es nicht mehr lange, bis der zweite Prachtbau, das Opernhaus folgte. Es sollte eine Art Siegestrophäe des vom „Alten Fritz" gewonnenen Krieges sein, der Preußen die begehrte und reiche Provinz Schlesien einbrachte. Trotzdem waren die Berliner zuerst nicht davon begeistert: Wenzeslaus von Knobelsdorff, der Architekt, hatte auf Weisung seines königlichen Auftraggebers nicht an den Kosten gespart. Als das Haus im Schein Tausender funkelnder Kerzen am 7. Dezember 1742 mit Carl Heinrich Grauns Oper „Cleopatra und Caesar" eröffnet wurde, verstummte dann jede Kritik. Die prachtvolle Ausstattung und der Umstand, daß auf Anordnung des Königs der Opernbesuch kostenlos bleiben sollte, versöhnten die sparsamen Residenzbewohner.

Berlin, das nach Ende des Dreißigjährigen Krieges knapp 6000 Einwohner zählte, war gegen Ende des 18. Jahrhunderts nicht nur Hauptstadt der jüngsten Großmacht Europas, sondern auch bereits auf mehr als 120 000 Einwohner angewachsen. Trotzdem mutet das Brandenburger Tor um 1764 nach dem Kupferstich Daniel Chodowieckis noch nahezu kleinstädtisch an: mit hölzernen Torflügeln, neben denen ein Posten mit aufgepflanztem Gewehr und Zollbeamte einen vermutlich noch recht geruhsamen Dienst taten. Nach liebenswürdigen Anekdoten war es der Einfluß der von den Berlinern zu Unrecht nicht geschätzten Gräfin Lichtenau auf ihren königlichen Gönner, Friedrich Wilhelm II., der den Bau des neuen Brandenburger Tors bewirkte. 1793 wurde es, nach Entwürfen von Carl Gotthardt Langhans in knapp zweijähriger Bauzeit neu errichtet, unter lebhafter Anteilnahme der Berliner eingeweiht. Vorbild für das Tor waren die Propyläen von Athen: mit einem Doppelportikus von zwölf dorischen Säulen und fünf Durchfahrten, von denen die mittelste den Hofequipagen vorbehalten blieb. Die Quadriga mit der Siegesgöttin erregte Napoleons Wohlgefallen bei seinem siegreichen Einzug im Oktober 1806 in Berlin so sehr, daß er sie als Siegesbeute nach Paris holte. Einem Triumphzug glich ihre Rückkehr zwanzig Jahre später durch die deutschen Städte, ehe sie wieder auf dem Brandenburger Tor installiert wurde, allerdings mit einer anderen Siegesgöttin. Schadow hatte ihr Gesicht nun dem Schloß zugewandt und in den Lorbeerkranz, den sie hochhielt, das Eiserne Kreuz einarbeiten lassen.

Gerade 150 Jahre sind es jetzt her, daß der Straße „Unter den Linden" eine Ehre widerfuhr, die sonst nur Menschen gilt: sie wurde porträtiert. Und zwar mit solcher Akribie, daß an diesem Porträt nicht ein Fenster, kein Stockwerk und keine Treppenstufe fehlen. Sieben Meter lang und von Hand koloriert, wurde diese „Lindenrolle" 1822 von einem unbekannten Zeichner angefertigt, der jedes Haus der damaligen Hauptstadt mit Angabe ihrer Bewohner und dem Volk auf der Straße per Zeichenstift registrierte: Gipsfigurenhändler und Wasserträgerinnen, spielende Kinder, Reiter, Spaziergänger und sittsam daherwandelnde Paare. Die Rolle, lange im Privatbesitz, ist heute eines der interessantesten kulturhistorischen Dokumente des Berlin-Museums im alten Kammergericht in der Lindenstraße. Staatsempfänge, Defilees und Aufmärsche haben historische Marksteine in der Pracht- und Paradestraße gesetzt. Paradestraße sogar in doppelter Bedeutung: Man paradierte und paradiert nicht nur mit ihr, mit der prunkvoll sowohl nach dem Brand von 1844 als auch nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg wiederaufgebauten Staatsoper, mit dem historisch getreu vor ein paar Jahren neuerrichteten Kronprinzenpalais, das heute als „Kulturzentrum" dient, in dem Staatssekretär Bahr während seiner Verhandlungen in Ost-Berlin wohnte.

Brandenburger Tor verlor Funktion

Aber nicht nur Politik und große Welt sind mit der Geschichte der Straße verknüpft. Heinrich Heines frivoles Liedchen „Blamier mich nicht, mein schönes Kind und grüß mich nicht Unter den Linden — wenn wir dann erst zu Hause sind, wird sich schon alles finden" bezieht sich auf die charmante andere Hälfte der Welt, die dort ebenso zu Hause war. Man paradierte auch auf ihr: Bei Siegesfeiern — nach 1871 — und beim Auszug der feldgrauen Marschkolonnen 1914. Die makabre nächtliche Fackelzugsszene im Jahre 1933, mit der das „Tausendjährige Reich" seinen Anfang nahm, hatte das feurig angestrahlte Brandenburger Tor zum Hintergrund. Am 17. Juni 1953, bei dem mißlungenen Volksaufstand der Bevölkerung der „DDR", traten die Linden noch einmal ins helle Scheinwerferlicht der politischen Öffentlichkeit, als Demonstranten vom Siegeswagen der Quadriga auf dem Brandenburger Tor die rote Fahne herunterholten. Damals war die historisch bedeutsame Straße zum Westen hin noch offen. Der 13. August 1961 machte die Straße „Unter den Linden" durch den Bau der Mauer zur Sackgasse. Das Brandenburger Tor hat seine Funktion verloren und ist seither bloßes Ornament.

Die „DDR" hat — nach dem in ganz Deutschland heftig kritisierten Abriß des nur teilweise zerstörten Berliner Schlosses im Jahre 1950 — den Prestigewert historischer Bauten und Atmosphären erkannt: Sie ist bestrebt, die mehr als dreihundertjährige Prachtstraße wieder zu einem Mittelpunkt des von ihr als Hauptstadt beanspruchten östlichen Teils von Berlin zu machen. Die neuerstandenen Läden und Gaststätten versuchen wenigstens iher Weltstadt-Standard zu bieten. Die Parkplätze zu beiden Seiten der Mittelpromenade sind zu allen Tageszeiten voll besetzt. An schönen Sommertagen erinnert das bunte Gewimmel deutscher, vor allem aber polnischer und tschechischer Touristen — wenn auch nur entfernt — an alte Glanzzeiten. Besonders bei der Wachablösung vor der alten Schinkelschen Wache, die zum Mahnmal für die Opfer des Fischismus und Militarismus gemacht wurde. Heute wie vor hundert Jahren zieht dort das täglich im preußischen Stechschritt absolvierte Schauspiel viele Zuschauer an.

Pferdekutscher dürften allerdings nicht mehr darunter sein: ein für westlich großstädtische Augen anachronistisch anmutendes Verbotsschild verwehrt Pferdefuhrwerken nachdrücklich das Befahren der repräsentativsten Prachtstraße Berlins.

Renate Deutsch



Ein Sonntag unter den Linden 1889 — Zeichnung von W. Allers

Anzeigen-Abteilung REDAKTION Vertriebs-Abteilung



dankt Ihnen für Ihre Treue — Wir wollen auch 1973 eng mit Ihnen verbunden bleiben